



universität
wien

Magisterarbeit

Titel der Magisterarbeit:

Die Möglichkeiten einer Campusentwicklung auf
der Schmelz

Verfasser:

Armin Steinberger Bakk. rer. nat.

Gemeinsam verfasst mit:

Werner Bösch Bakk. rer. nat.

angestrebter akademischer Grad:

Magister der Naturwissenschaft (Mag. rer.nat.)

Wien, im Juni 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A066826

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Sportwissenschaften

Betreuer:

O. Univ.-Prof. Dr. Norbert Bachl

Vorwort

Wir möchten uns zunächst bei Herrn Univ.-Prof. Dr. Bachl für das Interesse an diesem Thema bedanken. Durch seine Hinweise konnten wir das umfangreiche Projekt eingrenzen und zu vorliegendem Ergebnis bringen. Ebenfalls wollen wir uns bei Herrn A.o. Univ.-Prof. MMag. Dr. Kleiner für das unkomplizierte Betreuen und für das geduldige Beantworten aller unserer Fragen bedanken.

Für die konstruktiven Gespräche wollen wir uns bei Herrn Univ.-Prof. Baurat.h.c. Arch. Dr. Dipl.-Ing. Czernin und den Mitarbeitern der Werkstatt Grinzing bedanken, die uns mit sehr wichtigen Informationen und diversen Projektplänen unterstützten. Unser Dank gilt auch Herrn Mag. DDr. Leber, durch dessen interessante Lehrveranstaltungen wir auf die Idee zur Bildung eines Campusmodells gekommen sind.

An dieser Stelle sei auch erwähnt, dass es auf Grund des riesigen Themenkomplexes nicht immer ganz einfach war, einen gemeinsamen Nenner zu finden. Durch unsere langjährige Freundschaft war es uns jedoch ständig möglich, die eine oder andere aufgetretene Diskussion konstruktiv zu führen.

Zum Abschluss wollen wir uns selbstverständlich bei unseren Familien und unseren Freunden bedanken, die uns während des Verfassens dieser Arbeit wertvolle Unterstützung gegeben haben und uns bis zum Abschluss dieser Arbeit immer mit Verständnis und Vertrauen zur Seite gestanden sind.

Da die nachfolgende Arbeit sehr umfangreich ist, haben wir uns entschieden die einzelnen Kapitel aufzuteilen. Aus diesem Grund hat sich der Autor Bösch mit den Kapiteln zwei bis sieben und der Autor Steinberger mit den Kapiteln acht bis fünfzehn auseinandergesetzt. Ein Teil der Einleitung und ein Gesamtconclusio wurde von beiden gemeinsam verfasst um die Zusammengehörigkeit der beiden Themenblöcke darzustellen.

Abstract

Ziel dieser Arbeit war es, herauszufinden, ob ein Campusmodell auf der Schmelz, unter besonderer Berücksichtigung des pädagogischen Konzepts der bewegten Schule, umgesetzt werden kann. Zu Beginn werden wir einen geschichtlichen Abriss der Sportstättenentwicklung geben, um anschließend zum aktuellen Stand der Planungsmöglichkeiten überzugehen. Hierbei werden vor allem die kooperative Planung und die integrierte Planung gegenübergestellt. Zum Thema der Nachhaltigkeit im Sportstättenbau wird vor allem der Sportstättenplan für Österreich und die Aufgaben der Stadt Wien hervorgehoben. Um eine zukünftige Entwicklung des Zentrums für Sportwissenschaft und Universitätssports am jetzigen Standort voranzutreiben, muss natürlich auch der geschichtliche Werdegang beschrieben werden. Da man beim Campusmodell vom amerikanischen bzw. europäischen Ansatz sprechen kann, sollte das natürlich auch Inhalt der Planung sein. Die Arbeit belegt, dass ein Campusmodell als Mischform dieser beiden Modelle, am heutigen Standort gestaltet werden kann. Trotzdem ist zu beachten, dass die baulichen Möglichkeiten auf Grund der Teilung des Gebietes mit der Kleingartensiedlung in Zukunft beschränkt bleiben werden. Sollte hierzu in absehbarer Zeit keine Einigung gefunden werden, müsste die Neugestaltung eines Campus in einem anderen Stadtgebiet angedacht werden.

Unbeeinflusst von den örtlichen Begebenheiten eines Campus können die Inhalte der bewegten Schule in den verschiedenen Bildungseinrichtungen bereits zum jetzigen Zeitpunkt umgesetzt werden. Natürlich würde das dahinterstehende pädagogische Konzept optimal in ein bewegtes Campusmodell passen und die Nachhaltigkeit noch mehr vertiefen. Nicht nur, dass die Heranwachsenden bereits im Kindergarten eine ausgezeichnete motorische Grundausbildung erhalten, so würde es auch eine weiterführende motorische Ausbildung bis zur Matura am selben Ort geben. Die Verringerung der Unfallhäufigkeit von mind. 4% in einer bewegten Schule sind ohne weiteres zu bestätigen, wobei die Auswirkungen auf die Unfallzahlen der Erwachsenen nach Abschluss einer bewegten Schule noch weiter untersucht werden sollten. Grundsätzlich ist festzuhalten, dass sich solch ein Projekt selbst finanzieren würde, wenn man die zukünftigen positiven Effekte bei den Einsparungen im Krankensystem bereits jetzt diesen Einrichtungen zur Verfügung stellen würde. Hierzu muss natürlich eine nachhaltige Politik im Sinne einer zukünftigen Gesundheitserziehung in den Vordergrund treten und alle Kinder, Eltern, Lehrer, Ärzte und Politiker sollen hiermit aufgefordert werden, sich dieser Aufgabe bewusst zu werden.

The aim of this study is to evaluate the feasibility of a campus model at the area "Auf der Schmelz", Vienna, Austria, with a special focus on the teaching concept "moving school". As an introduction a historical summary to sport venue development is given. This provides the background for the discussion on the current state of planning options in the earlier specified case. Special attention was given to comparison of cooperative planning and integrated planning. Both planning approaches address the issue of sustainability of sports facilities. The sustainable sports venues plan of Austria and the duties of the city of Vienna were also considered in this work. To promote the future development of the Centre for Sports Sciences at the present site the historical background of the area "Auf der Schmelz" and university sports needed to be described. Both, the American and a European Campus model were applied to the projects characteristics found at the time of writing. The authors' campus model "Auf der Schmelz" suggests a combination of both approaches. The possibilities of spatial planning are considerably restricted by the given allotment in this area. If these allotments cannot be removed in the closer future, a new area needs to be found in order to make the campus model viable.

Unaffected from the local conditions of our campus model is the contents of the moving school. It can be implemented in various educational institutions at this point of time. Of course the pedagogical concept develops its greatest impact in conjunction with the moving campus model while supporting the sustainability. With the concept the children receive a good motorical basic training that can also be continued in the primary school, secondary school and high school at the same location. The reduction in accident frequency of at least 4% in a moving school can easily be proven. The accident rates of adults which finished a moving school should be subject to future investigations. Generally, it is noticed that such projects fund themselves indirectly through the savings on health care arising at a later stage. In the spirit of a sustainable policy for a future health education all children, parents, teachers, doctors and politicians have to be aware of their task.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	7
1.1	Einleitung Bösch	7
1.2	Einleitung Steinberger	8
2	Sportstättenbau.....	11
2.1	Geschichtlicher Überblick.....	11
2.2	Derzeitige Lage.....	12
2.3	Der Begriff Sportstättenentwicklungsplanung	13
2.4	Leitfaden der Sportstättenentwicklungsplanung	16
2.4.1	Sportartenentwicklung	16
2.4.2	Planungszeitraum und Planungsgebiet.....	16
2.4.3	Sportpendler.....	17
2.4.4	Begründung der Methoden	17
2.4.5	Planungsablauf und Planungsgrundlagen.....	19
2.4.6	Planungsschritte	21
2.5	Kooperative Planung	24
2.5.1	Zusammensetzung der Planungsgruppe bei Objektplanung	24
2.5.2	Das konzeptionelle Vorgehen bei Objektplanung.....	25
2.5.3	Faktoren und Rahmenbedingungen bei der Objektplanung	27
2.5.4	Modifizierung und Übertragung auf die kommunale Sportentwicklung	28
2.6	Integrierte Planung.....	29
2.6.1	Modul: Kooperative Planung.....	31
2.6.2	Modul: Bestandsaufnahme und Bedarfsanalyse	32
2.6.3	Modul: Evaluation	32
2.6.4	Modul: Sportentwicklungsplan	33
2.7	Nachhaltigkeit.....	34
2.7.1	Nachhaltigkeit bei Sportstätten bzw. Sportanlagen	36
2.7.2	Kontrollmechanismen	41
2.7.3	Wer profitiert von neuen Sportstätten - Fans, Vereine, Kommunen?	42
2.8	Sportamt der Stadt Wien – Magistratsabteilung 51	44
2.8.1	Bauangelegenheiten.....	45
2.8.2	Planungs- und Widmungsangelegenheiten.....	46
2.8.3	Dezentralisierung der Verwaltung	46
2.9	Der Österreichische Sportstättenplan.....	47
3	Entwicklung des Universitätssports	50
3.1	Rudolfsheim-Fünfhaus	50
3.1.1	Geografische Angaben	50
3.1.2	Bezirksgeschichte und –charakteristik	51
3.2	Geschichte der Gründe auf der Schmelz.....	52
3.3	Geschichte des Universitätssports in Wien.....	56
3.4	„Die Schmelz“	59
4	Zukünftige Projekte	60
4.1	Ausblick USZ III.....	60
4.2	Der ASKÖ Freizeitpark neu	62
4.3	Die Radetzky-Kaserne	64
4.4	Fiktiver Campus auf der Schmelz.....	66
4.4.1	Definition Campus	66
4.4.2	Konzeption für einen Campus.....	69
4.4.3	Arten der Campusnutzung	71
4.4.4	Anforderungen an einen Campus	72
4.4.5	Unser Campusmodel	75

5	Soziologische Auswirkungen des Campus	81
5.1	Sozialisation und Sport.....	81
5.1.1	Funktionen des Sozialisationsprozess	83
5.2	Sozialisation durch Sport.....	85
5.2.1	Mögliche Sozialisationsleistungen des Sports.....	85
5.2.2	Voraussetzung für die Sozialisationsseffekte.....	86
5.2.3	Transfer der sportlichen Sozialisationsseffekten.....	87
5.2.4	Bedeutung der Vorsozialisation	88
5.3	Sozialisation zum Sport.....	88
5.3.1	Sozialisationsinstanz Familie	89
5.3.2	Sozialisationsinstanz Gleichaltrigengruppe.....	89
5.3.3	Sozialisationsinstanz Schule.....	90
5.3.4	Sozialisationsinstanz Massenmedien.....	90
5.3.5	Sozialisationsinstanz Sportverein	91
6	Sport für Menschen mit besonderen Bedürfnissen	92
6.1	Entwicklung des Begriffes „Behinderung“	92
6.1.1	Definitionsversuch des Begriffes „Behinderung“	93
6.2	Behinderungsgruppen im Überblick.....	97
6.3	Ziele und Inhalte Behindertensport.....	99
6.4	Integration und Integrationssport.....	100
6.4.1	Integration versus Inklusion	103
6.4.2	Kriterien für integrative Angebote im Sport	103
6.5	Sportangebote für behinderte Menschen.....	104
6.5.1	Teilbereiche des Behindertensport	106
6.5.1.1	<i>Rehabilitationssport</i>	106
6.5.1.2	<i>Breiten- und Freizeitsport</i>	107
6.5.1.3	<i>Leistungssport</i>	107
6.6	Entwicklung des Behindertensports in Österreich.....	109
6.6.1	Der Österreichische Behindertensportverband (ÖBSV)	112
6.6.1.1	<i>Die Leistungen des ÖBSV</i>	114
6.7	Bauliche Kriterien für barrierefreies Bauen	115
6.8	Integrationsmöglichkeiten auf der Schmelz	117
7	Conclusio – Campus auf der Schmelz sinnvoll und möglich?	120
8	Bewegtes Leben	122
8.1	Bewegung als zentrales Element	122
8.2	Begründung der Bewegung im frühkindlichen Bewegungsprozess.....	122
8.3	Ziele und Inhalte einer Bewegungserziehung	123
8.4	Gesundheitszustand der Kinder	125
8.4.1	Der motorische Entwicklungszustand der heutigen Kinder.....	126
8.4.2	Gründe für die schlechte Motorik	127
8.4.3	Folgen einer schlechten Motorik für die Gesundheit und die psychische Entwicklung	128
9	Bewegter Kindergarten	130
9.1	Ziele einer frühkindlichen Bewegungserziehung.....	131
9.2	Inhalte der Bewegungserziehung	134
9.3	Bausteine eines Bewegungskindergartens.....	135
9.3.1	Bewegungsfreundliche Raumausstattung.....	136
9.3.2	Naturnah und bewegungsfreundlich gestaltetes Außenspielgelände	136
9.3.3	Entspannung und Ruhe	136
9.3.4	Offene Bewegungsangebote – Situative Bewegungsmöglichkeiten	137
9.3.5	Angeleitete regelmäßige Bewegungsstunden	137

9.3.6	Spiel- und Bewegungsfest	137
9.3.7	Projekte	137
9.3.8	Öffentlichkeitsarbeit	138
9.3.9	Psychomotorische Fördergruppen	138
9.3.10	Elternarbeit	138
9.3.11	Öffnung nach außen	138
9.3.12	Weiterbildung und -qualifikation der Erzieher	138
9.4	Statistische Erhebungen zur motorischen Förderung im Kindergarten	139
9.4.1	Verbesserung der Motorik durch Bewegungsspiele nach Kunz	139
9.4.1.1	<i>Ergebnisse der Untersuchung</i>	140
9.4.1.2	<i>Fazit</i>	147
9.4.2	Modellversuch „Bewegungsförderung im Kindergarten“	148
9.4.2.1	<i>Ergebnisse der Untersuchung</i>	150
9.4.2.2	<i>Fazit</i>	152
10	Bewegte Erziehung in der Schule	153
10.1	Bewegung als anthropologisch begründbares Grundbedürfnis der Kinder	156
10.2	Bedeutungsaspekte der Bewegung für die kindliche Entwicklung	156
10.2.1	Bewegung ermöglicht differenzierte Wahrnehmung und vielfältige Erfahrungen	157
10.2.2	Bewegung hilft beim kognitiven Lernen	157
10.2.3	Bewegung fördert das soziale Lernen	158
10.2.4	Bewegung regt das emotionale Erleben an	159
10.2.5	Bewegung ist die Voraussetzung für die motorische und körperliche Entwicklung	159
10.2.6	Bewegung unterstützt den Aufbau eines positiven Selbstkonzeptes	161
10.3	Probleme in alten Schulen	161
10.3.1	Sitzen in der Schule	162
11	Bewegte Volksschule	163
11.1	Ziele der bewegten Volksschule	163
11.2	Projekte in Österreich	165
11.2.1	Bewegte Volksschule Pram	166
11.2.1.1	<i>Inhalte der bewegten Volksschule Pram</i>	166
11.2.1.2	<i>Evaluierung der bewegten Schule in OÖ</i>	168
11.2.1.3	<i>Fazit der bewegten Volksschule Pram</i>	172
11.2.2	Bewegte Volksschule Telfes im Stubaital	172
11.2.2.1	<i>Inhalt der bewegten Volksschule Telfes im Stubaital</i>	172
11.2.2.2	<i>Ergebnisse zur Studie der bewegten Volksschule in Telfes</i>	173
11.2.2.3	<i>Fazit der bewegten Schule Telfes im Stubaital</i>	176
12	Bewegte Schule	176
12.1	Teilbereiche der bewegten Schule	177
12.1.1	Bewegter Unterricht	178
12.1.2	Bewegte Pause	180
12.1.3	Bewegtes Schulleben	180
12.1.4	Schulsport	181
12.1.5	Bewegte Freizeit	181
12.2	Hauptziele und Teilziele	181
12.2.1	Teilziele für die kognitive Entwicklung	182
12.2.2	Teilziele für die soziale Entwicklung	182
12.2.3	Teilziele für die emotionale Entwicklung	183
12.2.4	Teilziele für die motorische Entwicklung	184
12.2.5	Teilziele für die gesunde körperliche Entwicklung	184
12.2.6	Teilziele für die Entwicklung des Selbstkonzeptes	184
12.2.7	Teilziele für die Ausbildung kultureller Werte	185

12.2.8	Teilziel zur Aufhebung von geschlechtsspezifische Stereotypen.....	185
12.2.8.1	<i>Geschichte der Koedukation</i>	185
12.2.8.2	<i>Reflexive Koedukation</i>	186
12.2.8.3	<i>Koedukativer Sportunterricht</i>	187
12.2.8.4	<i>Ansätze zur Koedukation</i>	188
12.2.8.5	<i>Lernziele für koedukativen Sportunterricht</i>	188
12.3	Statistische Erhebung zur motorischen Entwicklung im Kinder- und	
	Jugendalter	190
12.3.1	Aktionsschnelligkeit	190
12.3.2	Sprungkraft.....	191
12.3.3	Armbeugekraft.....	191
12.3.4	Koordinative Fähigkeiten	192
12.3.5	Motorische Ausdauer.....	193
12.3.6	Fazit	194
13	Statistische Erhebung zur motorischen Entwicklung im Vergleich zum	
	Schulsystem.....	195
13.1	Aktionsschnelligkeit.....	195
13.2	Schnellkraft	196
13.3	Arm- und Rumpfmuskulatur.....	197
13.4	Koordinative Fähigkeiten.....	198
13.5	Grundlagenausdauer.....	199
13.6	Fazit.....	200
14	Unfallanalysen	200
14.1	Unfälle im Kindesalter	201
14.1.1	Unfälle in Heim und Freizeit.....	201
14.1.2	Unfallursachen.....	203
14.2	Unfälle im Kinder- und Jugendalter	204
14.2.1	Unfallverhütung durch bewegte Schulen.....	208
14.3	Unfälle im Erwachsenenalter	210
14.4	Kosten-Nutzen-Analyse des Sporttreibens	213
15	Conclusio – Diskussion	215
16	Schlusswort.....	220
	Literaturverzeichnis.....	222
	Abbildungsverzeichnis	231

„Wir erklären, dass wir die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst haben und nur die ausgewiesenen Hilfsmittel verwendet haben. Diese Arbeit wurde daher weder an einer anderen Stelle eingereicht (z.B. für andere Lehrveranstaltungen) noch von anderen Personen (z.B. Arbeiten von anderen Personen aus dem Internet) vorgelegt.“

Aus Gründen der leichteren Lesbarkeit wird auf eine geschlechtsspezifische Differenzierung, wie z.B. Teilnehmer/Innen, verzichtet. Entsprechende Begriffe gelten im Sinne der Gleichbehandlung für beide Geschlechter.

1 Einleitung

Auf Grund des ständigen Wachstums im urbanen Bereich kommt es auch vermehrt zur Verbauung von Freiflächen, welche durchaus für den Sport nutzbar gewesen wären. Diese Entwicklung spiegelt sich auch in der Gesellschaft wider und verändert automatisch die sportliche Aktivität der Individuen. Durch die veränderten Gegebenheiten ist es für viele nicht möglich, in der näheren Umgebung zu ihrem Wohnort sportlich aktiv zu werden. Diese Problematik zeigt sich bereits im Kindergarten sowie im Schul- und Universitätssport, da die vorhandenen Sporthallen in der näheren Umgebung oft nicht der aktuellen Ö-Norm entsprechen und deren Ausstattung meist nicht adäquat ist. Bei vielen Sporthallen fehlen auch nötige Renovierungen, was eine sinnvolle Nutzung unmöglich macht. Schon allein auf Grund dieser Tatsache verlieren viele Personen das dauerhafte Interesse am Sport. Durch eine Sportstättenentwicklungsplanung könnten diese baulichen Probleme beseitigt werden. Das von uns geplante Campusmodell, das vom Kleinkind bis zum Senior viel Wert auf Bewegung legt, könnte die sportliche Aktivität der Bevölkerung erhöhen.

1.1 *Einleitung Bösch*

Mit unserer Arbeit wollen wir darauf hinweisen, dass die derzeitige Entwicklung weg von der Bewegung gestoppt werden kann. Durch die gezielte Sportstättenentwicklung und durch den von uns geplanten Campus kommt es zu einer veränderten Sozialisation und somit zu einer Veränderung in der Gesellschaft. Durch den ständigen Kontakt zum Sport, werden die Heranwachsenden zum lebenslangen Sporttreiben angehalten und können die sportliche Aktivität auch auf andere Altersklassen übertragen. Durch den geplanten behindertengerechten Bau entsteht eine Inklusion der Behinderten auf dem Campus, welche ein verändertes Bild der Behinderten an die Gesellschaft vermittelt. Das Platzangebot auf der Schmelz reicht derzeit noch aus, jedoch muss in Zukunft mit einem erhöhten Platzbedarf gerechnet werden, der durch die Absiedlung der Kleingärten gedeckt werden kann.

Da wir bereits mehrere Studienjahre am Zentrum für Sportwissenschaft und Universitätssport (ZSU) auf der Schmelz verbracht haben, wollen wir uns im Zuge unserer Diplomarbeit mit dem Thema "Die Möglichkeiten einer Campusmodellentwicklung auf der Schmelz" näher beschäftigen. Im ersten Kapitel werden wir das Thema des Sportstättenbaus und der Sportstättenentwicklung durchleuchten. Die sich rasch entwickelnde Gesellschaft drängt auch die Sportstättenentwicklungsplanung zu neuen Ansätzen. Die aktuellste Entwicklung ist die integrierte Planung, welche wir ebenfalls behandeln werden. Durch die immer knapper werdenden Ressourcen auf unserem Planeten ist die Nachhaltigkeit auch beim Sportstättenbau ein wichtiges Thema, welches wir bearbeiten werden. Wie Österreich diese ganze Sportstättenproblematik löst, bildet den Abschluss des ersten Kapitels.

Im nächsten Kapitel werden wir uns mit der geschichtlichen Entwicklung des 15. Wiener Gemeindebezirks und der Gründe auf der Schmelz beschäftigen. Weiters möchten wir aufzeigen, wie dieses Gebiet bereits seit langer Zeit mit dem Sport verbunden ist.

Durch den ständigen Wandel der Anforderungen an den Universitätssport musste sich auch das ZSU mit seinen Institutionen ständig weiterentwickeln. Diese Entwicklung gipfelt jetzt in den geplanten Projekten, nämlich dem Umbau der Radetzky-Kaserne, dem Neubau des USZ III und dem Neubau der ASKÖ – Freizeitpark Schmelz, welcher die bestehende Kooperation mit dem Institut für Sportwissenschaft (ISW) der Universität Wien weiter vertiefen soll. Zusätzlich zur Neugestaltung der vorhandenen Sportstätten wird auch ein Studentenwohnheim in den ASKÖ-Neubau zur gemeinsamen Nutzung integriert. Diese geplanten Projekte werden wir in Kapitel 4 genauer betrachten. Durch diesen geplanten Wohnheimbau ist ein erster Schritt Richtung Campus getan. Aus unserer Sicht ist dies aber nur ein kleiner Baustein für eine Idealform eines Campus, und daher werden wir die aus unserer Sicht notwendigen Anlagen und Institutionen für die Campusmodellentwicklung anführen.

Der neu errichtete Campus verändert natürlich das Gefüge und das Leben auf diesem Areal. Aus diesem Grund kommt es zu einer veränderten Sozialisierung der Menschen am Campus. Daher werden wir uns in Kapitel 5 mit den soziologischen Auswirkungen des Campus mit besonderer Berücksichtigung des Themas Sport auseinandersetzen. Durch den Sport lässt sich die Sozialisierung eines Individuums leichter beeinflussen. Da der geplante Campus eine Vielzahl an Bewegungsmöglichkeiten bietet, sind ideale Voraussetzungen für die Sozialisation durch Sport gegeben. Durch die Konzentration vieler Sozialisationsinstanzen auf der Schmelz ist es möglich, die Kinder schon in jungen Jahren für den Sport zu begeistern. Weiters regt die veränderte Umwelt zum lebenslangen Sporttreiben an.

Der neue Komplex muss natürlich nach den aktuellsten Ö-Normen gestaltet werden, wodurch ein barrierefreier Zugang für alle Nutzer ermöglicht werden soll. Es wurden in den letzten Jahren bereits einige Adaptionen am ZSU vorgenommen, die eine behindertengerechte Nutzung möglich machen sollten, welche aber noch lange nicht ausreichend sind. Um die notwendigen Adaptionen auch in Zukunft richtig vornehmen zu können, sollte man die Anforderungen der verschiedenen Behindertengruppen kennen. Um hier Klarheit zu schaffen, wollen wir uns im Kapitel 6 mit dem Behindertensport und seinen Anforderungen an den Sportstättenbau beschäftigen.

1.2 Einleitung Steinberger

Für das ZSU wäre es natürlich wünschenswert, wenn eine Umgestaltung der Gründe auf der Schmelz zu einem Campus stattfinden könnte. Einerseits würden von diesem Projekt der

Wiener Universitätssport sowie die Ausbildung am ISW profitieren, andererseits würde es aber in der Bevölkerung ein Bewusstsein für die Wichtigkeit des Sporttreibens schaffen. Unabhängig von einer Campusentwicklung sind jedoch die Inhalte der schulischen Ausbildung vor allem bis zum 18. Lebensjahr getrennt voneinander zu betrachten. Daher wird das Konzept der bewegten Schule in den weiterführenden Kapiteln durchleuchtet werden.

Zu Beginn wird zunächst einmal auf die Ziele und Inhalte einer Bewegungserziehung hingewiesen. Diese soll vor dem Hintergrund, dass Bewegung als zentrales Element im frühkindlichen Entwicklungsprozess gilt, durchleuchtet werden. Nach der Analyse des Gesundheitszustandes der heutigen Kinder soll zugleich auch die motorische Entwicklung betrachtet werden. Des Weiteren soll eine Antwort darauf gegeben werden, warum heutzutage motorische Defizite bei den Kindern bestehen. Zum Abschluss des Kapitels werden die Folgen für unsere Kinder aus diesen bestehenden Defiziten beschrieben.

Nach dem Eintritt der Heranwachsenden in den Kindergarten sollte die Bewegungserziehung weiterhin im Vordergrund stehen. Die Auswirkungen auf die verschiedenen Entwicklungsebenen eines Individuums sollen hierbei hervorgehoben werden. Bei der Bewegung im Allgemeinen, aber vor allem im Spiel, müssen sich die Kinder mit sich selbst, miteinander und mit der Umwelt auseinandersetzen. Die soziale, kognitive aber auch die motorische Entwicklung der Heranwachsenden rücken in den Vordergrund. Durch den Neubau, die Umgestaltung eines Kindergartens und seine Ausstattung, aber vor allem durch die Schaffung unbegrenzter Bewegungsmöglichkeiten im und außerhalb des Gebäudes sollen die koordinativen Fähigkeiten verbessert werden. Zur Überprüfung dieser These wurden zwei Projekte, Kunz (1993) und Krombolz (2005), zur Bewegung im Kindergarten herangezogen.

Im darauffolgenden Kapitel werden die Ausprägungen eines unbewegten Lebens und dessen Auswirkungen auf das Leben der Kinder beschrieben. Die Probleme, welche die Schule dadurch zu bewältigen hat, sollen genauso Inhalt dieses Kapitels sein, wie die Bedeutung der Bewegung für die kindliche Wahrnehmung, die kognitive, soziale, emotionale, motorische und körperliche Entwicklung sowie für die Bildung eines positiven Selbstkonzeptes.

Zur Beschreibung der Ziele einer bewegten Volksschule sollen vor allem zwei Projekte aus Österreich herangezogen werden. Einerseits wird das Pionierprojekt der Volksschule Pram und andererseits das Musterprojekt der Volksschule Telfes im Stubaital vorgestellt. Die

Inhalte der bewegten Volksschule in Pram wurden bereits in einer Evaluierung, die genauer vorgestellt wird, beurteilt. Bei der Volksschule in Telfes kam es darüber hinaus zu einer sportwissenschaftlichen Analyse der 4-jährigen Förderprogramme durch alljährliche sportmotorische Testungen. Die Ergebnisse dieser Studie sollen den Abschluss dieses Kapitels bilden.

Im Kapitel über die bewegte Schule wurde auf Grund vieler Überschneidungen keine Unterscheidung zwischen Unter- und Oberstufe gemacht. Wo jedoch Unterschiede bestehen, wurde versucht, auf diese hinzuweisen. Nach der Beschreibung der Teilbereiche einer bewegten Schule (wie z.B. bewegter Unterricht, bewegte Pause, bewegtes Schulleben, Schulsport und bewegte Freizeit) wurden die Ziele, welche natürlich nicht einzeln betrachtet werden dürfen, da es sich bei der bewegten Schule um ein ganzheitliches Konzept handelt, angeführt. Durch die 1998 durchgeführte Klug & Fit Studie sollen Belege dafür gefunden werden, dass eine bewegte Schule positive Auswirkungen auf die motorische Entwicklung unserer Kinder hat. Die Analyse der verschiedenen Schulsysteme sollen hierbei ebenfalls herausgearbeitet werden.

Zum Abschluss dieses Themenblocks soll eine Brücke von der motorischen Entwicklung der Heranwachsenden zum Unfallgeschehen aller Altersstufen geschlagen werden. Eine fortführende Analyse der Unfälle im Erwachsenenalter soll eine Antwort erlauben, ob ein Zusammenhang zwischen motorischen Defiziten und der Häufigkeit diverser Unfälle besteht. Zur Hilfe soll auch die Unfallentwicklung in bewegten Schulen im Vergleich zu unbewegten Schulen herangezogen werden.

Die Diskussion am Ende der Arbeit soll zum Überdenken der momentanen Situation anregen. Einerseits soll darüber spekuliert werden, ob es sich bei der bewegten Erziehung um einen präventiven oder einen therapeutischen Ansatz handelt. Andererseits sollen die Möglichkeiten einer Finanzierung, vor allem hinsichtlich des Campus, geprüft werden und daraus Forderungen an die Politik formuliert werden.

2 Sportstättenbau

Zu Beginn unserer Arbeit möchten wir zuerst eine kurze Übersicht über die früheren Sportstätten und die rasche Entwicklung selbiger geben. Der nachfolgende Überblick ist nur ein Auszug aus einer unendlichen Geschichte des Sportstättenbaus bis zur heutigen Zeit. Um in der heutigen Zeit eine ausreichende Deckung von Sportstätten für die Bevölkerung zu gewährleisten, ist ein Sportstättenentwicklungsplan notwendig. Diese Begriff werden wir zuerst definieren und anschließend die aktuellsten Verfahren erörtern. Nachdem wir die verschiedenen Verfahren erklärt haben, wenden wir uns dem Thema der Nachhaltigkeit beim Sportstättenbau zu. In Wien ist das Sportamt für die Planung und Verwaltung der städtischen Hallen verantwortlich. Daher werden wir kurz diese Magistratsabteilung und ihre Aufgaben durchleuchten. Zum Schluss werden wir dann die Entwicklung des Österreichischen Sportstättenplans aufzeigen.

2.1 Geschichtlicher Überblick

Schon vor den antiken Hochkulturen wurde geeignetes Naturgelände verwendet, um Laufbahnen, Wurffelder oder ähnliches zu erstellen. Unter den antiken Hochkulturen waren vor allem die Griechen mit ihrem ausgeprägten Wettkampfgedanken beim Sportstättenbau führend. Es konnten auf Grund von Ausgrabungen einige Sport- und Übungsstätten nachgewiesen werden. Die Palästra diente dem Ringen und dem Allkampf und bestand aus einem quadratischen Sandfeld. Diese Arena wurde später von einer Säulenhalle umgeben, in der sich die erforderlichen Nebenräume für die Athleten befanden. Im Gegensatz dazu war das Gymnasion für alle griechischen Bürger geöffnet und enthielt neben den Sportanlagen auch Räume für die musische und geistige Ausbildung, sowie Anlagen für die Körperpflege. Die Laufbewerbe wurden im Stadion abgehalten, welches auf einer Längsseite eine Zuschauertribüne besaß. Diese Sportstätte war die Grundlage für die heutigen Sportstadien. Der griechische Sportstättenbau hatte einen sehr starken Einfluss auf das römische Sporttreiben. Die Römer haben diese Anlagen jedoch weiterentwickelt und so entstanden mehrere neue Sportanlagen. Beim Amphitheater wurden um die elliptische Arena herum Zuschauertribünen errichtet und mit großen Planen vor Witterungseinflüssen geschützt. Das bekannteste Beispiel eines Amphitheaters, in welchem Gladiatorenkämpfe veranstaltet wurden, ist das römische Kolosseum. Für die berühmten Wagenrennen wurde der Circus entwickelt. Dieser hatte an drei Seiten Zuschauerplätze und der größte, der Circus Maximus in Rom, bot bereits 180.000 Zuschauern Platz. Die Thermen waren damals nicht nur Entspannungsoasen, sondern vielmehr Sport- und Freizeitzentren. Um die Badeanlagen einer Therme wurden Trainingshallen, Freisportanlagen und Nebenräume für Ärzte und

Masseure errichtet. Die größten Thermen enthielten auch Bibliotheken, Hörsäle, Park- und Tempelanlagen.

Im Mittelalter entwickelte sich dann das Reiterschaufecht und der Fecht- und Schießsport. Es entstanden für die Reiterturniere eigene Sportplätze, entweder im Burghof, am Stadtplatz oder vor den Toren der Festung, auf markierten Flächen. Für die Fechter und Schützen wurden Schießstätten und Fechtböden errichtet. Für das Volk wurden vor den Toren einfache Geräte zur sportlichen Ertüchtigung aufgestellt.

In der frühen Neuzeit entwickelte sich das Ballhaus. In dieser Sporthalle mit umlaufenden Galerien für die Zuschauer wurde das Spiel „mit der offenen Hand gegen die Wand“ („jeu de paume“) gespielt. Beim europäischen Adel war das Kugeltreibspiel sehr beliebt. Als Sportstätten dienten lange Bahnen in Alleen, die mit Flusssand belegt wurden.

Mit dem Zeitalter der Aufklärung beginnt die Entwicklung der modernen Sporteinrichtungen. Der erste Vorläufer der schulischen Sportstätte war der Gymnastikplatz von Guts Muths. Noch bekannter ist die, von Turnvater Jahn gegründete, Sportstätte für das Volk auf der Hasenheide vor Berlin. Diese war das Vorbild für weitere Sportanlagen in Deutschland. Die Entwicklung im englischen Sport und das Rekordstreben brachte eine verstärkte Normierung der Sportstätten und Sportgeräte. Die Anzahl der Sportstätten stieg sehr rasch und bekam durch die Einführung der neuen Olympischen Spiele einen zusätzlichen Schub. Hier spielte auch sehr oft ein nationaler Prestigegedanke eine große Rolle. Zu Beginn blieb der Sportstättenbau privaten Initiativen überlassen, erst nach und nach übernahm der Staat die Planung und Ausführung und knüpfte daran bestimmte Bedingungen. Heutzutage ist die große Bedeutung der Sport- und Freizeiteinrichtungen für die körperliche Entwicklung allgemein anerkannt. Aus oben genannten Gründen haben fast alle Staaten eigene Institute für Sportstättenbau oder ähnliche Einrichtungen ins Leben gerufen. Diese sollten den notwendigen Bedarf erheben und ihn sichern (vgl. Brenner, 1995).

2.2 Derzeitige Lage

Schon vor etlichen Jahren haben viele Institute und Experten darauf hingewiesen, dass die Richtlinien mit den Sportstätten-Quadratmetern pro Einwohner nicht mehr erfüllt werden. Für die gegenwärtige und zukünftige Verbesserung dieser schlechten Ausgangslage gibt es z.B. vom deutschen Städtetag Fachpläne für die Sportstättenentwicklung. Es sollte darauf geachtet werden, dass bereits rechtzeitig eine Flächensicherung im wohnungsnahen Raum garantiert wird, und diese sollte durch ein überschaubares Finanzkonzept und eine Finanzplanung zusätzlich gestützt werden. Durch welches Konzept das Problem der Bedarfszahlenermittlung und der daraus resultierenden Sportstättengestaltung gelöst werden kann, ist noch nicht eindeutig geklärt. Um dieses Konzept genau auszuarbeiten, ist eine Bevölkerungsumfrage unumgänglich. Nur so kann eine zuverlässige Schätzung des

Sportbedarfs vorgenommen und auf die veränderten Lebensgewohnheiten der Menschen direkt eingegangen werden. Es geht also darum, den Bedarf zu ermitteln und mit einem gesicherten Finanzkonzept die Möglichkeiten für den Sportstättenbau, die -sanierung und die -modernisierung optimal auszuschöpfen. Durch die neue Lebensart, die veränderte Bewegungskultur und die Entwicklung des Freizeitverhaltens der Bevölkerung werden zukünftige Projekte verstärkt auf die ganzjährige Nutzung der Sporthallen und Sportanlagen ausgerichtet. Es muss aber auch gelingen, Trendsportarten zu erkennen, die naturgemäß den größten Zulauf haben, und diese in neue Projekte zu integrieren (vgl. Hoffmann, 1994). Hübner (1994) sieht die ganze Problematik sehr ähnlich. Viele kommunale Funktionsträger und Politiker sind der Meinung, dass die Sportentwicklung und somit auch die Sportstättenentwicklung sich am Wendepunkt befinden. Jedoch konnte bis jetzt noch kein Konzept bzw. keine praktikable Vorgehensweise gefunden werden, welche die gewandelte Entwicklung der Sportnachfrage mit der Sportstättenentwicklung in Einklang bringt. Diese Situation ergibt sich vor allem aus zwei Gründen:

- Der wahrscheinlich gravierendste Punkt ist die immer schlechter werdende kommunale Finanzsituation. In einigen Gemeinden Deutschlands und Österreichs wird durch die Erhöhung der Gebühren und das Aufschieben von vielen, längst notwendigen und geplanten Projekten, die Verringerung des Sportbudgets zu kompensieren versucht.
- Ein weiterer Grund sind die veralteten, traditionellen Planungsgrundlagen der städtebaulichen Richtwerte.

2.3 Der Begriff Sportstättenentwicklungsplanung

Um die oben genannten Probleme zu vermeiden, wurden von vielen Arbeitsgemeinschaften Möglichkeiten und Lösungen gesucht und mit den Sportstättenentwicklungsplänen, teilweise in der Literatur auch Sportentwicklungspläne genannt, auch gefunden. Neben dem „Leitfaden für Sportstättenentwicklungsplanung“ wurde von anderen Institutionen parallel die „kooperative Planung“ für Sportstättenentwicklung erarbeitet. Die aktuellste Entwicklung der Sportwissenschaft ist die integrierte Planung.

Durch den großen Mangel an Sportstätten in der Nachkriegszeit wurde der Goldene Plan aufgestellt und erfolgreich angewendet. Nachdem dieser veraltet war und nicht mehr der heutigen gesellschaftlichen Entwicklung entsprach, wurden von diversen Wissenschaftlern neue Methoden und Ansätze konzipiert. Der Leitfaden für die Sportstättenentwicklung ist eine Weiterentwicklung des richtwertbezogenen „Goldenen Plans“ und ist eine verhaltens- und bedarfsorientierte Planung. Auf der Basis von Untersuchungen des Sportverhaltens der Bevölkerung wird der Bedarf über eine Bilanzierung ermittelt. Nach dieser Bilanzierung

werden dann alle weiteren Maßnahmen eingeleitet. Die Kooperative Planung wurde parallel dazu entwickelt und beachtet zusätzlich spezifische Bedürfnisse der Bevölkerung. Die Erstellung des Sportentwicklungsplans und die Umsetzung der Maßnahmen funktioniert nach dem Prinzip der Beteiligung von lokalen Experten und allen Interessensgruppen. Das neueste Verfahren ist die Integrierte Planung, welche die Vorteile der Leitfadenplanung und der kooperativen Planung vereint und versucht, die Nachteile zu vermeiden (vgl. Eckl, 2006). Durch den Einsatz der einzelnen Methoden wurde bereits in vielen Städten und Gemeinden eine Sportstättenentwicklungsplanung erstellt und erfolgreich durchgeführt.

Dies sind alles theoretische Konzepte, die in der Praxis für viel Verwirrung sorgen, da die vielen Fachtermini und Abläufe nicht immer leicht zu verstehen sind. Aus diesem Grund möchten wir zuerst die einzelnen Begriffe der Sportstättenentwicklung definieren und anschließend die verschiedenen Planungsverfahren aufzeigen. Köhl und Bach (2006) schreiben, dass sich der Begriff der Sportstättenentwicklungsplanung aus folgenden Wörtern zusammensetzt.

- Planung:

„Beim Planen tut man nicht, man überlegt, was man tun könnte. Planen besteht wohl im Kern darin, dass man sich die Konsequenzen bestimmter Aktionen vor Augen führt und prüft, ob sie eine Annäherung an das gewünschte Ziel erbringen.“ (Dörner, 1989, S. 234)

Allgemein soll durch Planung eine Sache, die nicht optimal verläuft oder verlaufen ist, verbessert werden. In unserem Fall kann das also der Sport selbst, die Anlagen die benutzt werden oder beides gemeint sein. Laut Köhl und Bach (2006) handelt es sich immer um die Anlagen, auf denen Sport betrieben wird. Ziel des Leitfadens ist es also, die Standort und Flächenbestimmung für den Sport zu erleichtern. Da die Sportstättenentwicklungsplanung meist für ein ganzes Gebiet oder ein ganzes Land erstellt werden muss, ist sie stark verknüpft mit anderen städtischen Planungen und sollte mit den gleichen Kompetenzen durchgeführt werden. Diese Planung benötigt Mittel, Zeit und Wissen und kann daher nicht ad hoc erstellt werden. Die kooperative Planung versucht mit einer heterogenen Gruppe, die Breite der Sport- und Bewegungsangebote in die Planung miteinzubeziehen. Der integrierte Ansatz versucht beides zu vereinen.

- Entwicklung:

Mit Hilfe von Erfahrung und Forschungsergebnissen sollen bei der Entwicklung Dinge aktiv verändert werden, die nicht tauglich oder unzutraglich für den Sport sind. Es soll daher mit Hilfe der angebotenen Methoden die Situation für den Sport verbessert werden.

- Stätten:

Damit sind in unserem Zusammenhang alle Lokalitäten und alle Situationen gemeint, in denen man Sport treiben kann. Es handelt sich dabei um so genannte Sportanlagen und Sportgelegenheiten. Bei den Sportgelegenheiten handelt es sich um Orte und Plätze, die nicht direkt für den Sport gebaut wurden und trotzdem für dessen Ausübung genutzt werden. Der Fokus der Planung liegt beim Leitfaden ganz klar auf den Sportanlagen mit deren Kapazitäten, um die Sportnachfrage zu befriedigen. Die kooperative Planung befasst sich vermehrt auch mit den Sportgelegenheiten.

- Sport:

In der Sportstättenentwicklungsplanung ist alles Sport, was im Sinne der körperlichen Ertüchtigung genutzt wird. Der Begriff ist daher auf die Nutzung aller Einrichtungen ausgelegt, bei denen der Nutzer seine Tätigkeit als Sport ansieht. So zählt es auch zum Sportbegriff, wenn Personen mit dem Fahrrad zur Arbeit fahren, vorausgesetzt es wird von ihnen als Sport bezeichnet. Im Gegensatz dazu zählen Hallen- und Platznutzungen nicht zum Sportterminus, wenn der Hauptzweck nichts mit Sport zu tun hat und die Nutzer dies auch nicht so sehen. Diese Unterscheidung hat natürlich einen großen Einfluss auf die Anzahl der sportaktiven und -inaktiven Bevölkerung.

- Sportstättenentwicklungsplanung:

Da dieser Begriff sehr vielfältig ist und von vielen oft falsch verstanden wird, passiert es oft, dass gar nicht mit der Sportstättenentwicklungsplanung begonnen wird. Viele Beteiligte vermuten hinter dem Begriff nur Wünsche an die Kommunen, welche für die Kosten aufkommen sollen. Da die Budgets der Kommunen immer geringer werden und die Verantwortlichen wichtige Informationen bei der Interpretation der Entwicklungspläne nicht sehen, kommt es oft gar nicht zum Versuch, einen Plan zu erstellen. Durch die Planung erhält man unter anderem aber genau Details über das aktuelle Sporttreiben der ganzen Bevölkerung. Speziell bei den heutigen demographischen Herausforderungen für den Sport ist eine Sportstättenentwicklungsplanung ein unverzichtbarer Bestandteil der Kommunalentwicklung. Rütten und Ziemainz (2009, S. 107) definieren den Begriff folgendermaßen:

„Sportentwicklungsplanung wird als ein zielgerichtetes methodisches Vorgehen gekennzeichnet, um die infrastrukturellen Rahmenbedingungen (Raum, Angebot und Organisation) für Sport und Bewegung in der Bevölkerung zu sichern. Dazu sind notwendige empirische Grundlagen zu schaffen, Ziele und Prioritäten und Maßnahmen festzulegen, eine Abstimmung mit allen relevanten Interessensgruppen sowie Maßnahmen zur Qualitätssicherung und Evaluation vorzunehmen.“

2.4 Leitfaden der Sportstättenentwicklungsplanung

Nachdem wir in den ersten Unterkapiteln die Begriffe der Sportstättenplanung erklärt haben, möchten wir jetzt die unterschiedlichen Planungsverfahren aufzeigen. Zuerst werden wir den theoretischen Rahmen des Leitfadens für Sportstättenentwicklungsplanung erklären und anschließend den Planungsablauf und die Planungsgrundlagen benennen.

2.4.1 Sportartenentwicklung

Die Sportstättenentwicklungsplanung lässt sich in die Sportentwicklungsplanung eingliedern, wobei sie sich um die zukünftig erforderlichen Sportstätten kümmert. Da es sich bei einer Sportstättenentwicklung auch immer um eine Sportentwicklung handelt, muss das Sportgeschehen und eine Prognose des Sportverhaltens unbedingt Teil einer Sportstättenentwicklung sein. Im Planungszeitraum muss daher geprüft werden, ob es absehbare Änderungen im Sportverhalten der Bevölkerung gibt. Bei der Untersuchung müssen alle Sportarten beachtet werden und Entwicklungstendenzen berücksichtigt werden. Jene Sportanlagen, die für viele verschiedene Sportarten konzipiert wurden, können Verhaltensänderungen relativ gut kompensieren. Dies ist vor allem darauf zurückzuführen, dass nur ganze Sportanlagen gebaut werden können. Auch wenn theoretisch 5,3 Hallen benötigt würden, so können logischerweise nur fünf oder sechs Anlagen gebaut werden. Errichtet man sechs Sportstätten, so hat man eine Reserve von 0,7 Einheiten. Durch die Konzeption für mehrere Sportarten lässt sich die Anlage besser ausnutzen. Zusätzlich kann man durch eine erhöhte Belegungsdichte, verlängerte Nutzungsdauer und durch Nutzung zu anderen Tageszeiten die Kapazitäten erhöhen. Durch diese Möglichkeiten ist die Sportstättenentwicklungsplanung relativ robust und verkraftet Veränderungen bei den betriebenen Sportarten (vgl. Köhl & Bach, 2006).

2.4.2 Planungszeitraum und Planungsgebiet

Bach (2001), das Bundesinstitut für Sportwissenschaft (2000) und Köhl & Bach (2006) sind der Meinung, dass der Planungszeitraum mit dem kommunalen Entwicklungsplan übereinstimmen muss. In vielen kommunalen Plänen sind die Planungszeiträume fünfzehn bis zwanzig Jahre. Dies ist für die Sportstättenplanung ebenfalls vernünftig, da die Gebäude eine wesentlich längere Lebensdauer haben. Für spezielle Nutzungen kann der Zeitraum allerdings leicht angepasst und verkürzt werden.

Die Sportstättenentwicklungsplanung sollte sich auf das ganze Gemeindegebiet beziehen. Bezieht sich die Bevölkerungsvorausrechnung allerdings auf kleinere Planungsbezirke, so sollten der Einfachheit halber diese verwendet werden. Die Planungsbezirke setzen sich meistens aus mehreren statistischen Bezirken zusammen. Um die Zahlen über einen

längeren Zeitraum zu vergleichen und die Verlaufskontrolle einfacher durchführen zu können, sollte die amtliche Untergliederung des Gemeindegebiets verwendet werden. Vermieden werden sollte aber die selbständige Berechnung eines einzelnen Bezirks, weil sich die Daten zum Sportverhalten stark unterscheiden und diese Unterscheidung bei der Berechnung beachtet werden muss. Für den Plan sollten alle Sportgelegenheiten und Sportanlagen mit einbezogen werden. Durch die Beachtung aller Möglichkeiten wird der Fokus nicht nur auf eine Anlagenart gelegt.

2.4.3 Sportpendler

Bei einigen Sportstätten gehen die Einzugsgebiete bis über die Grenzen der planenden Kommune, was deren Auslastung beeinflusst. Sportauspendler entlasten die Gemeinde oder verschlechtern die Auslastung der vorhandenen Anlagen. Sparteinpendler können zu einer besseren Auslastung führen, zu neuen Investitionen zwingen oder zu hohen Belastungen von Sportgelegenheiten führen. Diese Thematik ist vor allem bei den naturverbundenen Sportarten, die in Wäldern, im Gewässer oder im Gebirge stattfinden, relevant. Liegen die Sportanlagen außerhalb des Planungsgebiets der Gemeinde, sind diese trotzdem zu berücksichtigen. Es sollte geprüft werden, ob diese der Bevölkerung im benötigten Umfang zur Verfügung stehen. Auf Grund der demographischen Entwicklung schließen sich immer mehr Vereine zu Spielgemeinschaften zusammen und daher sollte die Sportstättenentwicklungsplanung auch mit den Nachbargemeinden kooperieren. Nur so kann sichergestellt werden, dass keine unnötige Angebotskonkurrenz entsteht (vgl. Köhl & Bach, 2006).

2.4.4 Begründung der Methoden

Der wesentliche Punkt bei der Sportstättenentwicklungsplanung ist die verhaltensorientierte Bedarfsermittlung. Sie ist dazu da, um zwischen den Sportlern und den Sportstätten eine Beziehung herzustellen. Dazu werden die wesentlichen Komponenten herausgefiltert, die das Verhalten und die Anlagen so genau wie möglich beschreiben.

Anhand von aktuellen Belegungsplänen in den Sporthallen können bevorzugte Zeiten der Sportler ermittelt werden. Dies ist wichtig, um die Anzahl der Sportstätten und die Dimension der Anlagen richtig einzuschätzen. Viele Sportler treiben zu einer bestimmten Tageszeit und zu bestimmten Wochentagen Sport. Dies ist auf diverse Gründe zurückzuführen. Der stressige Alltag, die fehlenden öffentlichen Verkehrsmittel, die fehlende körperliche Mobilität oder ganz einfach zu lange Wegzeiten sind nur einige Gründe, warum es immer wieder zu Engpässen kommt. Durch diverse Zugangsbeschränkungen auf gewisse Mitglieder, Schulangehörige, Betriebsangehörige oder durch Reservierung der Sportstätten für gewisse Sportarten kommt es zu einer weiteren Einschränkung der verfügbaren Zeiten für die

Bevölkerung. Auch die Schließung der Sporthallen zu Ferien- oder Urlaubszeiten des Hallenwartes verkürzt die zeitliche Verfügbarkeit.

Die Belegungsdichte ist auch von der Sportart abhängig, denn nicht in jeder Sportart können gleich viele Sportler gleichzeitig in einer Anlage agieren. So ist im Wettkampf- und Trainingssport die Belegungsdichte sehr limitiert. Im Breiten- und Freizeitsport ist die Dichte viel höher, da ein gefahrenloses Sporttreiben ermöglicht werden muss. Da die Anzahl der Anlagen fast nie ausreicht und die Geldmittel der Kommunen immer stärker eingeschränkt werden, wurde seitens der Gemeinden auch eine Mindestanzahl an Sportlern eingeführt. Somit können die Belegungsdichten der Anlagen in Abhängigkeit von Freizeit-, Trainings- und Wettkampfsport relativ sicher angegeben werden.

Aufgabe und Inhalt der Sportstättenentwicklungsplanung ist es, Aussagen über die Gegenwart und die Zukunft zu tätigen. Wenn nicht genau abgesteckt wird, wie eng oder weit der Planungshorizont verläuft, kann nicht von einer Sportstättenentwicklungsplanung gesprochen werden. Um den Bereich abstecken zu können, müssen aber Vorstellungen über das zukünftige Sporttreiben vorhanden, erarbeitet und begründet sein. Durch die Aussage über die gegenwärtige Situation soll aufgedeckt werden, ob es zu wenige oder zu viele Sportstätten einer Sportart an einem bestimmten Ort gibt. Mit Hilfe von Daten aus der Vergangenheit und der Gegenwart werden durch Analysen prognostische Aussagen getätigt. Durch die Analysen sollen Informationen gewonnen werden, welche die zukünftig benötigte Anzahl der Sportanlagen und deren Standort bestimmt. Diese Analysen sind nur sinnvoll, wenn die örtlichen Schulen und Vereine berücksichtigt werden.

Die alten Richtwerte des Goldenen Plans mit einer Relation von Sportfläche pro Einwohner können nicht mehr länger Grundlage für die Sportstättenentwicklungsplanung sein. Sie schreiben ein Verhalten der Vergangenheit fest, ohne sich dabei auf die Sporttreibenden und ihre Sportart zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten zu beziehen. Direkt nach dem Krieg waren die Richtlinien ein gutes politisches Programm, um zumindest in jeder Stadt und Gemeinde eine Mindestversorgung an Sportstätten zu erreichen. Heutzutage müssen vielmehr auf Grundlage des tatsächlichen und prognostizierten Sportverhaltens Entscheidungen für den Bau, die Renovierung, die Bestandserhaltung oder den Rückbau von Sportanlagen getroffen werden.

Mit den eingehenden Analysen und Beschreibungen der gegenwärtigen Verhältnisse können Grundlagen für das Sporttreiben und die benötigten Rahmenbedingungen geschaffen werden. Speziell durch diese genaue Berechnung mit den prognostischen Annahmen zur Veränderung des zukünftigen Sportverhaltens lassen sich die Modelle sinnvoll durchsetzen. Solche Veränderungen können durch Verschiebung der Altersstruktur der Bevölkerung, durch Beeinflussung des Sportverhaltens, durch plötzlich vorhandene Sportprogramme und

Sportstätten, durch Sportpolitik und durch die gezielte Förderung von bestimmten Altersgruppen sehr leicht entstehen.

Nur mit den oben genannten Punkten ist es möglich, den Leitfaden der Sportstättenentwicklungsplanung sinnvoll zu erarbeiten und ihn auch erfolgreich abzuschließen bzw. weiterzuentwickeln (vgl. Bundesinstitut für Sportwissenschaft, 2000 und Köhl, 1999 und Köhl & Bach, 2006).

2.4.5 Planungsablauf und Planungsgrundlagen

In diesem Kapitel möchten wir anhand von Köhl & Bach (2006) und dem Bundesinstitut für Sportwissenschaft (2000) einen allgemeinen Überblick über die planerischen Schritte und die dafür notwendigen Grundlagen des Leitfadens geben. Die genauen methodischen und inhaltlichen Einzelheiten werden wir nicht behandeln.

Der methodische Weg bei der Bearbeitung des Sportstättenentwicklungsplans wird als Planungsablauf bezeichnet. Dieser ergibt sich aus der Reihenfolge der anfallenden Daten, der planerischen Vorgehensweise und den damit verbundenen Rechengängen. Die Daten enthalten Informationen aus Befragungen, Zählungen, Auswertungen und Gesprächen mit Fachkräften.

Planungsgrundlage sind die Prognose der Bevölkerungsentwicklung und Schülerzahlen. Diese sind wesentliche Bestandteile bei der Bearbeitung des Sportstättenentwicklungsplans. Wie bereits oben erwähnt, sollte sich der Sportstättenentwicklungsplan mit den zukünftig erforderlichen Sportstätten beschäftigen. Dies ist nur möglich, wenn Aussagen über das zukünftige Sporttreiben der Bevölkerung getroffen werden. Da die meisten Kommunen einen Planungszeitraum von 15 bis 20 Jahren haben, sollte dies auch der Planungshorizont für die Sportentwicklung sein.

Durch die Erfassung des tatsächlich durchgeführten Sports und aktuelle Befragungen zum Sportverhalten soll die derzeitige Situation beurteilt werden. Weiters müssen Wünsche und Vorschläge der sport-aktiven sowie der sport-inaktiven Bevölkerung berücksichtigt werden. Mit Hilfe der erhobenen Daten kann dann eine Kontrolle und Nachbesserung des Prognosemodells zum Sportverhalten und Sportstättenbedarf durchgeführt werden.

Mit dem Leitfaden werden alle Schritte sehr übersichtlich erarbeitet. Dadurch ist es möglich, ständig den Erfolg zu kontrollieren und eine Plausibilitätsprüfung durchzuführen. Für die Bearbeitung des Leitfadens gibt es eine gewisse Reihenfolge, die aber nicht ausschließt, dass es Vor- oder Rückgriffe im Ablauf gibt. Ist ein Planungsschritt vorläufig beendet, so besteht die Möglichkeit, das Ergebnis den Planungsbeteiligten vorzulegen und es zu evaluieren.

Bei jeder Sportstättenentwicklung handelt es sich immer um die Sporttreibenden und die Sportstätten auf denen die Bevölkerung Sport treibt. Aus diesem Grund müssen zwei

Erhebungen durchgeführt werden, eine zum Sporttreiben der Bevölkerung (Planungsschritt 2) und eine zu den Sportanlagen und Sportgelegenheiten (Planungsschritt 3). Diese Erkenntnisse müssen dann auf ihre Richtigkeit hin überprüft werden.

Als zentraler Schritt in der Sportstättenplanung folgt jetzt die Bedarfsermittlung (Planungsschritt 4) anhand der Daten, die in den vorherigen Schritten gewonnen wurden. Somit werden die gewonnenen Daten zu Aussagen des erforderlichen Sportstättenbedarfs geformt. Dieser Schritt mit verhaltens- und anlagenbezogenen Parametern ist die große Erneuerung zum Goldenen Plan. Durch diesen neuen methodischen Weg ist es möglich, die Bedarfsermittlung in drei Teile zu teilen. Dies sind der Sportlerbedarf, der Sportartenbedarf und der Sportstättenbedarf, welche jeweils eigens berechnet werden, um alle Ergebnisse einer Plausibilitätsprüfung unterziehen zu können. Dadurch werden auch Analysen ermöglicht, welche die Auswirkungen von Veränderungen der Verhaltens- und Anlagenparameter zeigen.

Während dem langen Planungszeitraum von 15 bis 20 Jahren kann sich durch die Entwicklung der Gesellschaft das Sportverhalten leicht verändern. Aus diesem Grund sollten immer drei Zeitpunkte für die Bedarfsermittlung ausgewählt werden. Üblicherweise sollte nach ca. fünf bis acht Jahren eine Analyse der Entwicklung stattfinden und die Maßnahmen gegebenenfalls angepasst werden. Auf Grund der heutigen technologischen Möglichkeiten sind die Analysen auch in kürzeren Abschnitten sinnvoll und nicht so kostenintensiv. Da die Sportstättenentwicklungsplanung stark von der demographischen Entwicklung abhängt, kann durch eine jährliche Berechnung, wie in den meisten anderen kommunalen Infrastruktureinrichtungen, die Analyse durchgeführt werden und dadurch dazwischen liegende Besonderheiten besser ausgeglichen werden.

Die Vorhersage der Kapazitäten der Sportanlagen und der prognostizierte Sportbedarf werden gegenübergestellt, und eine Bilanz wird gebildet. Die so genannte Bestands-Bedarfs-Bilanzierung (Planungsschritt 5) ist Grundlage für den Entwicklungsverlauf der Sportaktivität und der benötigten Sportanlagen. Diese Bilanz kann jährlich oder auch in einem größeren Zeitabschnitt ausgewiesen werden. Ist die Bilanz negativ, so besteht ein Mangel an Sportmöglichkeiten, ist sie jedoch positiv, so reichen die Anlagen aus oder es besteht sogar ein Überangebot. Nach der Beurteilung des Defizits oder Überangebots werden Maßnahmen konzipiert (Planungsschritt 6) oder Alternativen entwickelt, um eine ausgeglichene Bilanz zu erhalten.

Die Verantwortung der Aufstellung eines Sportstättenentwicklungsplans liegt beim zuständigen Stadtentwicklungsamt bzw. beim Sportamt selbst. Trotzdem sollte eine Verknüpfung mit anderen Abteilungen und Ressorts angestrebt werden. Es empfiehlt sich, eine Arbeitsgruppe mit allen betroffenen Ämtern einzurichten. In dieser Arbeitsgruppe sollten alle wichtigen Angaben und Vorgaben für den Sport mit den anderen kommunalen Plänen

abgesprochen werden. Nur so lässt sich vermeiden, dass der Sport in der Flächennutzungsplanung, der Stadtentwicklungsplanung und in querschnittsbezogenen Plänen vergessen wird.

Auf Grund der demographischen Lage sind die Entwicklungspläne der Schulen von besonderer Wichtigkeit, da mit zusätzlichen Kapazitäten für die Benutzung der Schulsportanlagen außerhalb der Schulzeiten gerechnet werden kann. Die dadurch gewonnenen Kapazitäten sollten unbedingt in den Sportstättenentwicklungsplan einfließen und beeinflussen die Maßnahmen erheblich.

2.4.6 Planungsschritte

Die Leitfadensmethode der Sportstättenentwicklung lässt sich in neun Planungsschritte unterteilen. Da wir im Großen und Ganzen in den vorangegangenen Kapiteln bereits alle Schritte erklärt haben, werden wir auf die inhaltlichen und methodischen Einzelheiten verzichten. Prinzipiell können die Planungsschritte in vier Kernpunkten (Abb. 1) zusammengefasst werden:

- Bestandserhebung und -bewertung der vorhandenen Sportanlagen
- Bedarfsermittlung und -prognose des Sports und Sportanlagenbedarfs
- Angebots-Bedarfs-Bilanzierung
- Maßnahmenkonzipierung

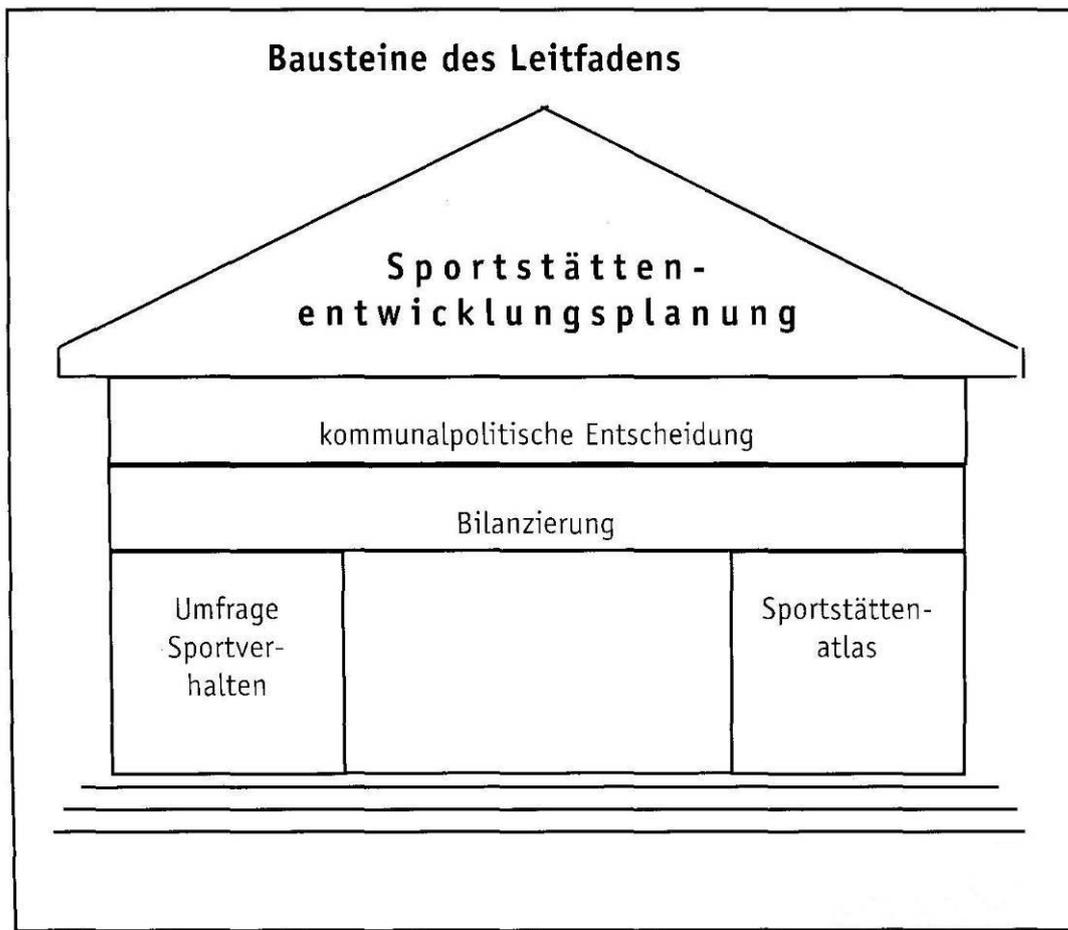


Abb. 1 - Bausteine des Leitfadens (Hübner, 2000, S. 53)

Die Basis des Leitfadens für Sportstättenentwicklungsplanung bildet die Ermittlung der vorhandenen Sportanlagen und der lokalen Sportnachfrage. Mit diesen Daten wird der Sportanlagenbedarf dem Anlagenbestand gegenübergestellt. Die Bilanz zwischen Bedarf und Bestand stellt die Grundlage für die Maßnahmenkonzeption der Politik dar. Die Stadt Bremerhaven hat als erste diesen Leitfaden vor Ort umgesetzt und anhand der Befragung Sportbedarfsrechnungen angestellt (vgl. Bundesinstitut für Sportwissenschaft, 2000; Hübner, 1994 und Hartmann, 2000).

Die einzelnen Planungsschritte sind in Vor- und Rückgriffen interaktiv zu durchlaufen. Das Schema des Leitfadens wurde anhand der praktischen Erprobung weiterentwickelt und verbessert und ist in Abb. 2 zu sehen. Damit die oben genannten Planungsschritte leichter nachvollzogen werden können, möchten wir jetzt die Schritte laut Hartmann (2000) und Köhl & Bach (2006) auflisten:

- Planungsschritt 1: Problemanalyse und Zielformulierung
- Planungsschritt 2: Erhebung der Sportangebote und Sportaktivität

- Planungsschritt 3: Erhebung und Bewertung der Sportstätten
- Planungsschritt 4: Bedarfsermittlung
- Planungsschritt 5: Bestands-Bedarfs-Bilanzierung
- Planungsschritt 6: Konzipierung von Maßnahmen
- Planungsschritt 7: Prognose der Folgewirkungen
- Planungsschritt 8: Entscheidung über Ziele und Maßnahmen
- Planungsschritt 9: Erfolgskontrolle und Fortschreibung

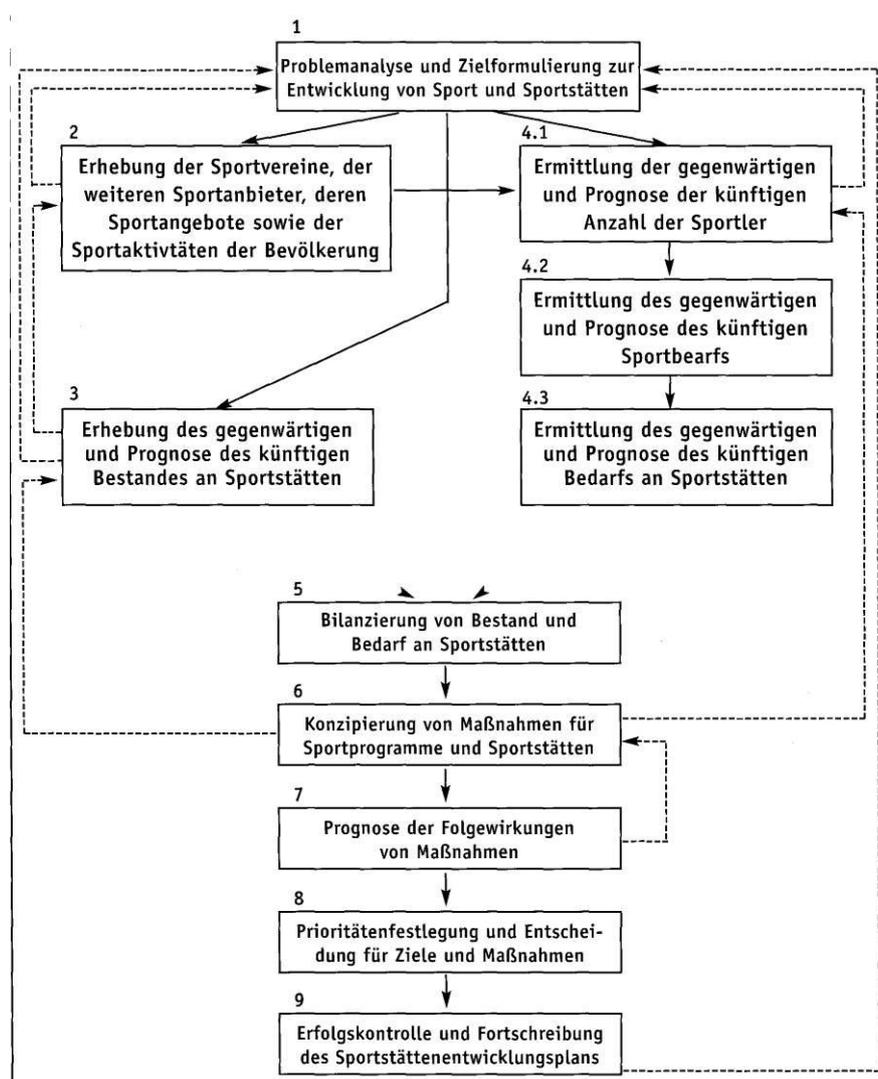


Abb. 2 - Ablauf der Sportstättenentwicklungsplanung (Hartmann, 2000, S. 16)

Eine der ersten Städte, die den Leitfaden verwendet hat, war die Seestadt Bremerhaven. Nach einer Verbesserung der Administration und einer besseren Auslastung der Sportstätten ergab sich trotzdem ein klares Defizit an Sportmöglichkeiten. Auffällig waren vor allem der Überschuss im nördlichen Stadtteil und das klare Defizit im südlichen Teil. Die durchgeführten Berechnungen und Analysen waren der erste Schritt zum umfassenden Konzept der Sportstättenentwicklung in Bremerhaven. Durch grundlegende konzeptionelle

Überlegungen und der verstärkten Einbettung der Sportentwicklung in die Stadtplanung konnte eine zukunftsorientierte Sportentwicklung realisiert werden (vgl. Weilandt, 1994).

2.5 Kooperative Planung

Eckl (2008) ist der Meinung, dass die kooperative Planung eine Weiterentwicklung von verschiedenen Planungsansätzen ist. Der neue partizipatorische Planungsansatz vereint Elemente und Vorzüge von anderen Methoden. Dabei liegt der Hauptfokus auf der Beteiligung der Betroffenen, der Nutzer, der Planungsexperten, der lokalen Experten und lokalen sozialen Gruppen. Durch die Beteiligung aller Gruppen ist bereits im Vorfeld sichergestellt, dass alle Interessen in die Entwicklung des Projekts miteinfließen. Die Planungsgruppen sind von großer Bedeutung, da sie weitreichende Kompetenzen haben und den Planungs-, Entscheidungs- und Umsetzungsprozess prägen. Ursprünglich baute das Verfahren auf drei Planungsgruppen auf: der Projektgruppe, dem Arbeitskreis der Bürger und dem interdisziplinären Team. Nach einer Weiterentwicklung wurden die drei Instanzen zu einer einzigen Planungsgruppe zusammengefasst. Die kooperative Planung lässt sich mit folgenden Stichwörtern charakterisieren: Subsidiarität, Interdisziplinarität und Offenheit. Zu Beginn wurde diese Art der Planung nur auf kleinere Projekte wie die Schulhofumgestaltung beschränkt. Erst eine erneute Adaptation machte es möglich, die kooperative Planung für einen ganzheitlichen kommunalen Sportstättenentwicklungsplan zu nutzen. In diversen Städten wurden bereits Probleme der Infrastruktur bearbeitet und Lösungen für zukünftige Sportangebote und Organisationsformen entwickelt.

2.5.1 Zusammensetzung der Planungsgruppe bei Objektplanung

Da die Planungsgruppe der wichtigste Punkt bei der kooperativen Planung ist, ist die personelle Besetzung dieser Gruppe einer der wesentlichsten Punkte. Durch die Partizipation vieler verschiedener Personen wird versucht, einen Planungsentwurf zu erstellen, der von allen Vertretern getragen wird. Es wird daher darauf geachtet, möglichst viele verschiedene Personen mit unterschiedlichen Perspektiven bei der Planung ins Boot zu holen.

Neben dem organisierten Sport sollen auch andere Experten ihre Anregungen und Wünsche einbringen können. Auf Grund der derzeitigen Entwicklung des Freizeitverhaltens gehören dieser Planungsgruppe mit zunehmender Wichtigkeit die freizeit- und gesundheitssportlichen Nutzer der Sportanlagen und Sportgelegenheiten an. Vertreter von lokalen Interessensgruppen außerhalb des Vereinssports und Vertreter von öffentlichen Institutionen wie Schulen und Kindergärten sollten unbedingt in die Planung miteinbezogen werden. Weiters ist es erwünscht, dass interessierte Einzelakteure, wie z.B. betroffene Anwohner, in die Planungsgruppe aufgenommen werden. Durch diese Maßnahme werden die Betroffenen

zu Beteiligten und nehmen unmittelbar am Planungsprozess teil. Eine andere Gruppe besteht aus politischen Funktionsträgern wie Gemeinderäte, Fachamtsleiter und lokale Parteimitglieder. Durch die Mitwirkung der politischen Führung erhält man viele Informationen zu den politischen Prozessen in der Kommune und verschafft sich Vorteile für die geplante politische Umsetzung. Die wichtige Rolle der lokalen Amtsleiter ist vor allem auf ihr spezifisches Wissen bei Fragen und Situationen vor Ort zurückzuführen. Eine weitere Expertengruppe ist jene der externen Moderatoren und Experten für Einzel- und Sachfragen wie die Landschaftsplaner. Sie sind wissenschaftliche Partner im gesamten Prozess der kooperativen Planung.

Aus den oben genannten Gruppen sollten bis zu 20 Personen ausgewählt werden. Diese Zahl sollte auf Grund der Effektivität nicht überschritten werden. Die Planungsteilnehmer variieren je nach Fragestellung und Verfügbarkeit. Der wichtige Grundsatz der Heterogenität der Gruppe muss aber erhalten bleiben, denn nur so kann gesichert werden, dass alle unterschiedlichen Positionen und Standpunkte eingebracht werden. Die Projektteilnehmer werden meist von einem lokalen Projektbeauftragten vorgeschlagen und dadurch fließt das Wissen der Bürger vor Ort in die Planung mit ein.

In den Sitzungen sollte offen und ehrlich gearbeitet werden, und Kritik und die Meinungen anderer sollten nicht unterdrückt werden. Der externe Moderator muss daher darauf achten, dass Konflikte gleich zu Beginn der Sitzungen gelöst werden, und er muss die Hierarchie in der Gruppe aufheben, da in der kooperativen Planung alle Teilnehmer gleich wichtig sind. Die wesentlichste Aufgabe ist es also, ein vernünftiges Arbeits- und Gesprächsklima zwischen den Mitarbeitern zu schaffen (vgl. Eckl, 2008; Rütten, 2001 und Eckl, Stüber & Wetterich, 2005).

2.5.2 Das konzeptionelle Vorgehen bei Objektplanung

Wie bei der Leitfaden-Planung gibt es auch bei der kooperativen Planung einen methodischen Ablauf. Um ein sinnvolles Ergebnis zu erhalten, sind vier bis sechs Sitzungen erforderlich. Dies ist in Abb. 3 anhand des „Familienfreundlichen Sportplatzes“ dargestellt. Da bei den Sitzungen viele verschiedene Personen teilnehmen, werden sie meist am Abend abgehalten. Die Sitzungen sollten nicht länger als vier Stunden dauern und einen drei- bis vierwöchigen Rhythmus aufweisen. Durch diese kompakte Durchführung der Planung wird eine hohe Motivation und Kontinuität der Teilnehmer erreicht. Weiters ist es fördernd, dass bereits nach der ersten Sitzung Teilergebnisse vorliegen.

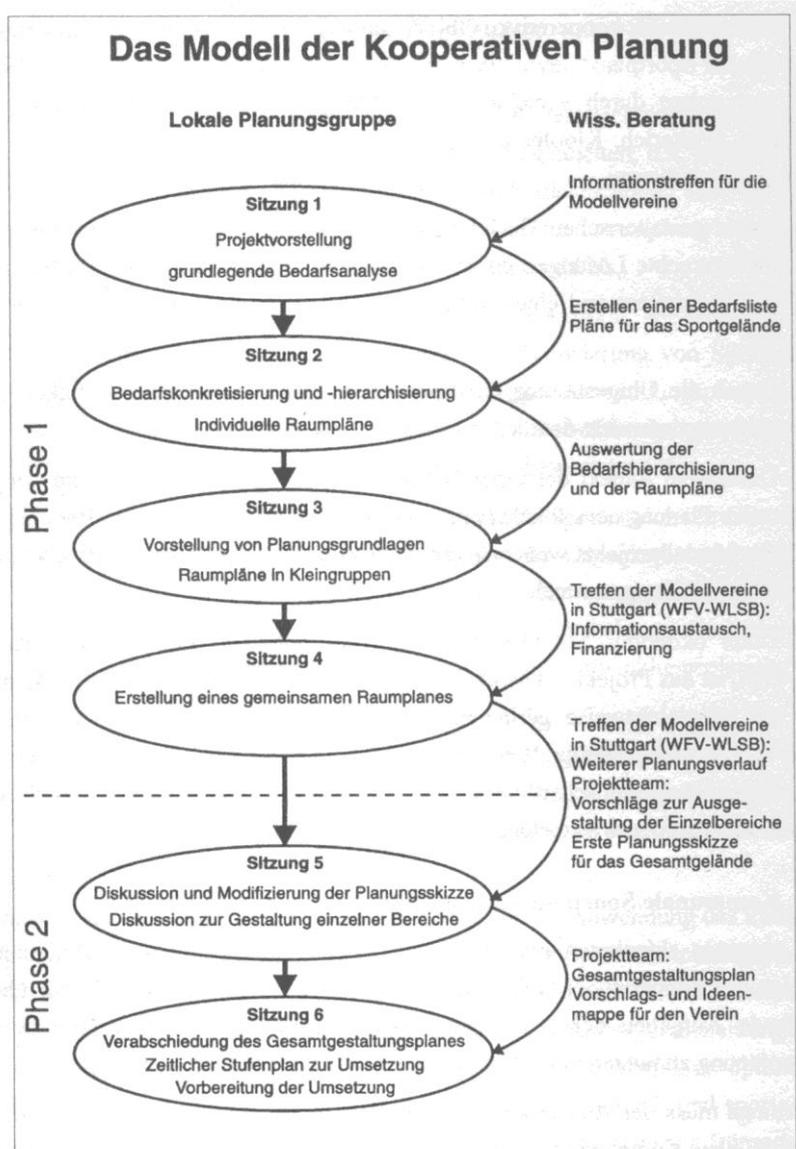


Abb. 3 - Planungsverfahren zum „Familienfreundlichen Sportplatz“ (Rütten, 2001, S. 323)

Nach einer kurzen Projektvorstellung ist es das Ziel der ersten Sitzung, möglichst viele Ideen und Wünsche zum Planungsobjekt zu erarbeiten. In dieser Phase sollen die Teilnehmer sehr kreativ sein und auch abstrakte Wünsche deponieren. Durch die Sammlung der Wünsche aller Beteiligten ohne Einschränkung auf die Durchführungsmöglichkeit sollen die anderen Teilnehmer auf die Bedürfnisse der Interessensgruppen aufmerksam gemacht werden.

Nachdem in der ersten Sitzung eine Sammlung der Wünsche durchgeführt wurde, wird in den nächsten Sitzungen eine Hierarchisierung durchgeführt und in Kleingruppen werden Raumpläne erarbeitet. Diese werden in der Sitzung allen Teilnehmern vorgestellt. Nach einer Diskussion über die einzelnen Raumpläne steht am Ende der Sitzung der von allen bestätigte grobe Raumplan. Auch die Kleingruppen sollten heterogen zusammengestellt werden. Nur so können Konflikte in einer frühen Phase überwunden werden und eine gemeinsame Übereinkunft getroffen werden. Idealerweise werden die Ergebnisse immer

über die Diskussion erzielt. Kommt es dennoch zu einer Abstimmung, nehmen alle Teilnehmer daran teil und trotzdem werden alle Pläne als Planungsalternativen für die weitere Arbeit aufgenommen.

Der erarbeitete Raumplan der Teilnehmer wird jetzt von Architekten und Landschaftsplanern maßstabsgetreu gezeichnet und von den Experten in der vierten Sitzung vorgestellt. Sind die Planungsmitglieder mit Teilen des Plans nicht zufrieden, werden die Experten dazu angehalten, die neuen Änderungen genau umzusetzen. Eine kleine Gruppe stellt Gestaltungsmöglichkeiten für Teilbereiche vor, und nach anschließender Diskussion werden diese modifiziert und abgesegnet. Abschließend wird ein Gesamtgestaltungsplan verabschiedet und eine Einteilung für die Umsetzungsphase erstellt. Für die folgenden Teilaufgaben werden kleine Arbeitsgruppen bestimmt. Diese sind dann dafür zuständig, zeitliche Ablaufpläne und Finanzierungspläne aufzustellen. Erst wenn alle Ergebnisse zusammengetragen sind, sollte das Konzept der Öffentlichkeit vorgestellt werden.

Abschließend möchten wir nochmals die Wichtigkeit des externen Moderators herausheben. Neben der Organisation des Planungsablaufs, der Vor- und Nachbereitung der Sitzungen, steht er ständig in Kontakt mit externen Experten und vermittelt benötigte Kooperationen. Weiters sollte er einen Einblick in alle Bereiche der Sportwissenschaft haben, um die neuesten Erkenntnisse in den Planungsprozess einbringen zu können (vgl. Eckl, 2008 und Rütten, 2001).

2.5.3 Faktoren und Rahmenbedingungen bei der Objektplanung

Nach Ablauf der ersten Projekte, die mit Hilfe der kooperativen Planung durchgeführt wurden, wurde das Verfahren evaluiert. Anhand von Leitfadeninterviews und Fragebögen konnten folgende Erkenntnisse gewonnen werden. Zwei Drittel aller Befragten befanden das System der kooperativen Planung als „sehr gut“ und 28% haben das Verfahren mit „gut“ bewertet. Mehr als 40% würden es begrüßen, wenn dieses Verfahren auf andere kommunale Bereiche übertragen wird.

Eckl (2008) und Wetterich & Klopfer (2000) filtert anhand der Evaluation folgende Rahmenbedingungen heraus:

- Kontinuierliche Teilnahme der Mitglieder
- Kompakte Durchführung der Planungsphase
- Zeitliche Verzahnung von Planungs- und Umsetzungsphase
- Heterogenität der Planungsgruppe
- Hohes Engagement eines lokalen Organisators
- Enge Kooperation mit Schule/Verein/Kommune
- Frühzeitige Einbeziehung lokaler Experten

- Öffentlichkeitsarbeit
- Externe Moderation und wissenschaftliche Beratung

2.5.4 Modifizierung und Übertragung auf die kommunale Sportentwicklung

Das oben beschriebene Verfahren wurde bereits mehrfach anhand von Objekten erprobt. Da sich diese Art der Planung lediglich mit der Umgestaltung oder Überplanung von vorhandenen Arealen beschäftigt, musste die kooperative Planung adaptiert werden. Im folgenden Kapitel werden wir diese notwendigen Maßnahmen anhand von Eckl (2008) und Rütten (2001) aufzeigen.

Wie auch beim Leitfaden der Sportstättenentwicklung wird auf die Wechselbeziehung zwischen Sportstätten, Sportinhalten und Organisationsformen hingewiesen. Daher sollte sich die Sportentwicklungsplanung mit drei Handlungsfeldern befassen. Es müssen daher die Sportinfrastruktur, die Organisationsstruktur und die Angebotsstruktur aufeinander abgestimmt werden. Auch hier sollten neben den Sportanlagen für den Breiten- und Wettkampfsport die Sportgelegenheiten und Bewegungsräume miteinbezogen werden. Nur so ist es möglich, die Interessen des organisierten und nicht-organisierten Sports zu vereinen. Die Wissenschaftler der Universität Stuttgart haben dann durch die Modifikation der kooperativen Planung die Problem gelöst und eine methodische Orientierung für die Sportentwicklungsplanung in einer Kommune erstellt. Diese verknüpft die oben genannten Handlungsfelder, ohne dass es zu Reibungsverlusten oder gegenseitigen Blockaden kommt. Das Zentrum des neu erarbeiteten Konzepts ist wiederum die kooperative Planungsgruppe für die Entscheidungsfindung. Diese Gruppe hat die Aufgabe, Maßnahmen in den Handlungsfeldern zu erarbeiten und diese der kommunalpolitischen Entscheidungsebene eines Sportentwicklungsplans als Handlungsempfehlungen vorzulegen (Abb. 4).



Abb. 4 - Ablauf kooperative Sportentwicklungsplanung (Eckl, 2008, S. 69)

Im Gegensatz zur Objektplanung bekommt das lokale Planungsteam Informationen aus der Bestandsanalyse der vorhandenen Sportstätten und vom Sportverhalten der Bevölkerung. Wie auch bei der Leitfaden-orientierten Planung wird eine Bestands-Bedarfs-Bilanzierung durchgeführt und der Gruppe zur Verfügung gestellt.

Der Ablauf innerhalb der Gruppe unterscheidet sich nur minimal von der Objektplanung. Auch hier weisen die Autoren wieder auf die Wichtigkeit der Heterogenität aller Planungsteilnehmer hin. Durch die kompakte Abwicklung der Planungsarbeit ist die Motivation der Teilnehmer vorhanden und führt zum Erfolg beim Planungsprozess (vgl. Eckl, 2008).

2.6 Integrierte Planung

In der heutigen Zeit werden an einen zukunftsfähigen Planungsansatz viele Ansprüche gestellt. Jeder Ansatz, den wir bereits vorgestellt haben, hat seine Vor- und Nachteile. Aus diesem Grund haben Rütten, Schröder und Ziemainz einen neuen Ansatz entwickelt, der versucht, die Stärken der bisherigen Planungsmethoden zu vereinen und die Schwächen möglichst zu vermeiden. Diese unterschiedlichen Planungsschwerpunkte der oben erwähnten Ansätze sind nochmals in Abb. 5 abgebildet.

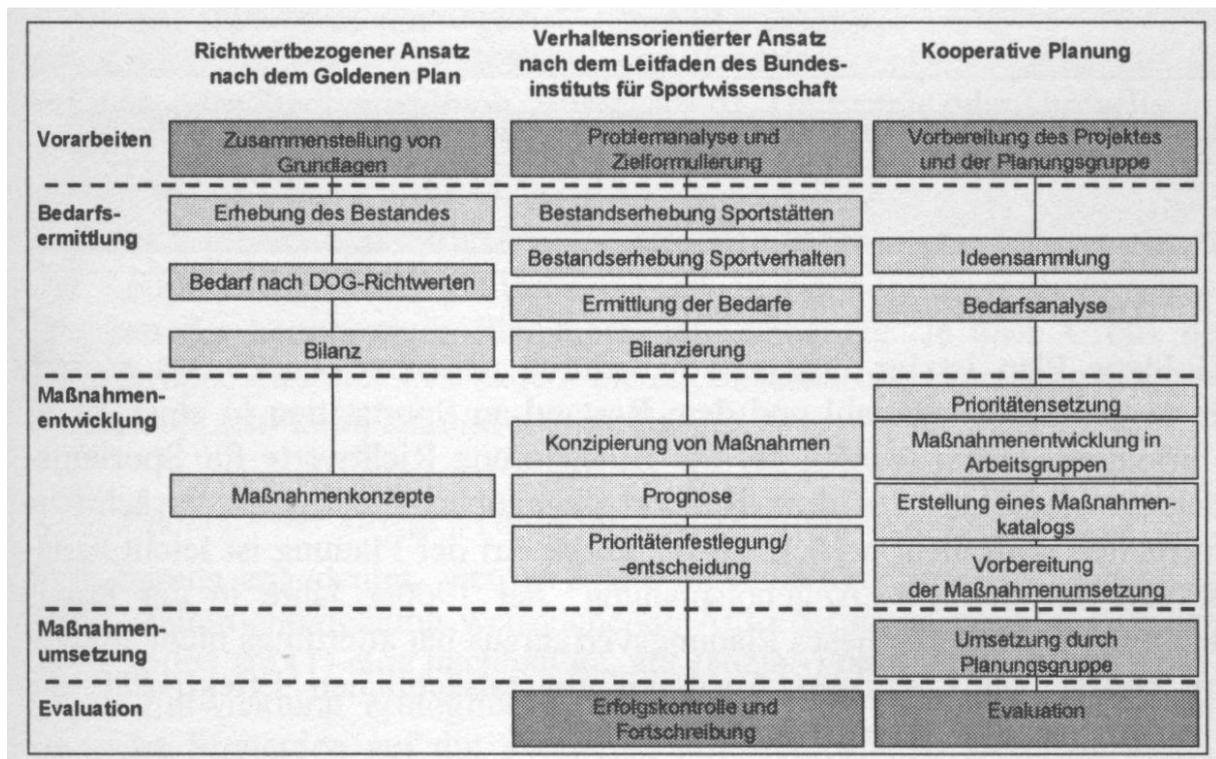


Abb. 5 - Planungsschwerpunkte der verschiedenen Ansätze zur Sportentwicklung (Rütten & Ziemainz, 2009, S. 107)

Der Goldene Plan wurde von uns nicht näher erklärt, da er aus unserer Sicht nicht mehr den aktuellen Anforderungen an ein neuartiges Konzept entspricht. Trotzdem sind die einfache Handhabung, die flexible Umsetzbarkeit und die leichte Verständlichkeit des Ansatzes als klare Vorteile zu nennen. Der Leitfaden hingegen besteht durch seine systematische Methodik bei der Bedarfsermittlung und Bestandsanalyse. Weiters bezieht er sich auf das aktuelle Sportverhalten der Bevölkerung, das auch in Zukunft wünschenswert wäre. Die kooperative Planung hat ihre Stärken in der sozialen Verträglichkeit der Lösungsansätze und ist sehr umsetzungsorientiert. Durch die Beteiligung vieler verschiedener Persönlichkeiten und Planungsmitglieder ist gewährleistet, dass alle möglichen Sektoren beachtet werden. Der integrierte Ansatz versucht, diese Vorteile zu vereinen und gleichzeitig die folgenden Nachteile der drei Planungsmethoden zu vermeiden. Beim Goldenen Plan spricht man immer wieder von einer richtwertbezogenen Planung, d.h. sie ist nur auf die Sportstätten fixiert und beachtet das Sportverhalten der Bevölkerung nicht. Der Leitfaden versucht die bloße Fixierung auf die Sportstätten zu vermeiden, ist aber sehr komplex in der technischen Handhabung und Umsetzung. Die kooperative Planung ist auf Grund des intersektoralen Ansatzes sehr von den Teilnehmern abhängig. Weiters ist die Organisation der Sitzungen und die Handhabung selbiger sehr komplex (vgl. Rütten & Schröder, 2001).

Die integrierte Planung versucht alle Anforderungen an eine zukunftsfähige Sportstättenentwicklung zu erfüllen. Ziel ist es, eine nachhaltige Entwicklung im Hinblick auf die ökologischen und sozialökologischen Komponenten zu erreichen. Durch Synergien und

ganzheitliche Entwicklungsstrategien soll eine intersektorale Planung entstehen. Eine bürgernahe Planung wird durch die Partizipation und das Engagement der Bürger in der kooperativen Planung erreicht. Durch die Mitarbeit von Experten und Wissenschaftlern kommt es zu abgestimmten Planungen, Konzepten und Maßnahmen. Zusätzlich wird von der Planung gefordert, dass sie objektive Bedarfszahlen liefert und in der Praxis leicht anwendbar ist (vgl. Rütten & Ziemainz, 2009).

Die Art und Weise der Integration der verschiedenen Ansätze führt zu unterschiedlichen Ergebnissen. Durch das Bürgerengagement in den technologischen Verfahren besteht immer die Gefahr, dass die Bürgerbeteiligung der professionellen Planung nachgeordnet wird und die Planungsergebnisse nicht die Interessen aller Gruppen widerspiegelt und daher von den Bürgern nicht akzeptiert wird. Die systematischen Bestandsaufnahmen und Berechnungen anhand des Leitfadens für Sportentwicklungsplanung können in die kooperative Planung eingebracht werden. Dadurch erhalten die Beteiligten Hintergrundinformationen und können so leichter Prioritäten und konkrete Maßnahmen setzen. Der integrierte Ansatz besteht aus fünf Modulen, welche in Abb. 6 dargestellt sind (vgl. Rütten, Schröder & Ziemainz, 2003 und Rütten & Ziemainz, 2009).

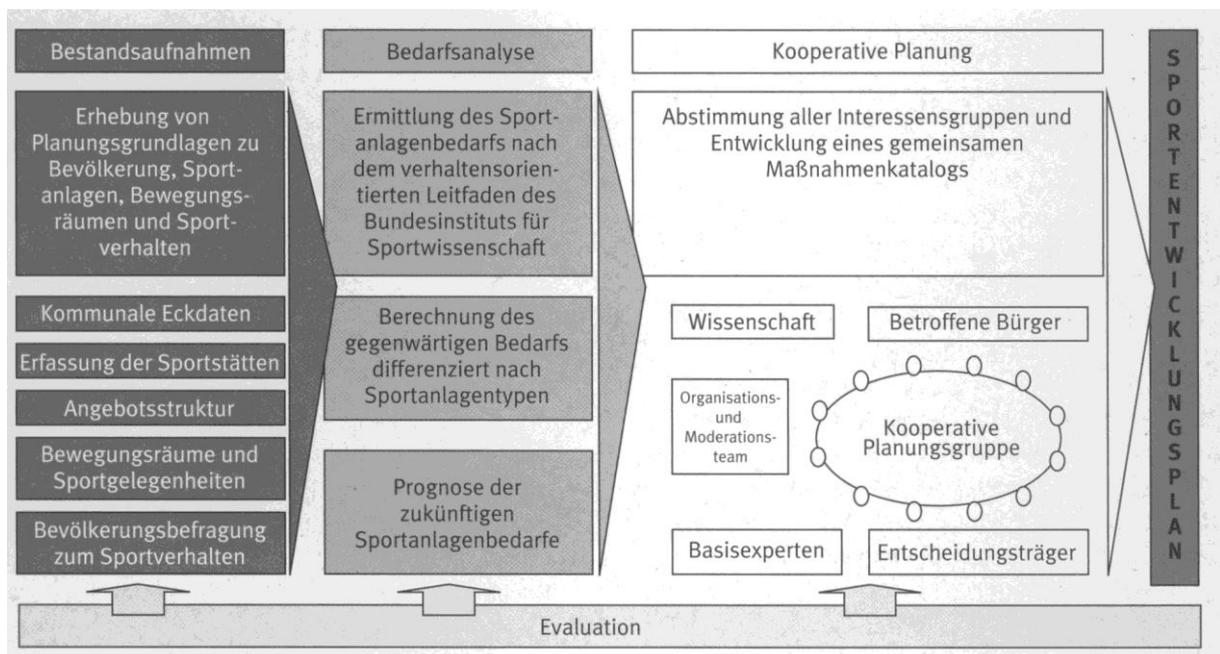


Abb. 6 - Vorgehensweise der Integrierten Planung (Rütten, Schröder & Ziemainz, 2003, S. 17)

2.6.1 Modul: Kooperative Planung

Im Mittelpunkt der integrierten Planung steht die kooperative Planung durch die heterogene Planungsgruppe. Die kooperative Planung wurde bereits in Kapitel 2.5 ausführlich erklärt,

daher möchten wir an dieser Stelle nur kurz die wichtigsten Punkte laut Rütten & Schröder (2001) herausheben:

- Betroffene werden zu Beteiligten gemacht:

Die Bürger sind unmittelbar und gleichberechtigt bei der Planung dabei.

- Unterschiedliche Entscheidungsträger werden integriert:

Da ein wesentlicher Punkt der kooperativen Planung die Integration verschiedener Perspektiven ist, wird versucht, möglichst viel spezifisches Wissen und politische Einblicke in die Planungsgruppe zu bringen.

- Anwendung von wissenschaftlichem Know-how:

Zum Beispiel durch Beteiligung von Experten mit wissenschaftlichem Wissen über Stadt-, Landschafts- und Sportstättenarchitektur.

- Basisexpertise wird genutzt:

Die speziellen Kenntnisse von Personen über besondere Situationen vor Ort werden genutzt.

2.6.2 Modul: Bestandsaufnahme und Bedarfsanalyse

Dieser zentrale Punkt der leitfadenorientierten Sportentwicklung ist ebenfalls ein wichtiger Punkt in der integrierten Planung. Nur so ist es möglich, eine bedarfsgerechte Erholungs-, Freizeit- und Sportinfrastruktur zu realisieren. Den genauen Ablauf haben wir ebenfalls in dem vorangegangenen Kapitel 2.4 angeführt. Von den erhaltenen Daten lassen sich sozialräumliche Planungsdaten ableiten. Darüberhinaus bilden die gewonnenen Daten für die kooperative Planungsgruppe eine wichtige Ressource für die Entwicklung von Ideen und für die Konkretisierung der Maßnahmen.

2.6.3 Modul: Evaluation

Die Evaluation kann in eine Prozessevaluation und eine Ergebnisevaluation gegliedert werden. Diese Aufteilung eignet sich vor allem deswegen so gut, weil sich die Phasen in Planungs- und Umsetzungsprozesse unterteilen lassen.

Die Prozessevaluation ist vor allem für den kooperativen Planungsablauf konzipiert worden. Durch die unmittelbare Begleitung der Arbeitsfortschritte und der gruppenspezifischen Vorgänge erfolgt die Evaluation mit der Planungsgruppe und dient vor allem der Selbstregulierung. Es wird neben den inhaltlichen Fortschritten auch ein Verlaufsprotokoll angefertigt. In diesem konzentriert sich die Evaluation vor allem auf die Beteiligung am

Prozess und auf die Beziehung zwischen den Teilnehmern. Die genaue Auswertung wird in der Anfangsphase dazu verwendet, um den Planungsprozess zu optimieren. Gegen Ende des Planungsablaufs muss darauf geachtet werden, dass die Maßnahmen möglichst gut evaluiert werden können. Nachdem das Konzept der partizipatorischen Evaluation angewendet wird, werden die Maßnahmen von der Gruppe auf ausreichende Konkretheit, Umsetzbarkeit und Kontrollierbarkeit überprüft. Dies ist bereits die Grundlage für die Ergebnisevaluation. Die fortlaufende Analyse des komplexen Zusammenspiels zwischen politischen, ökonomischen und sozialräumlichen Faktoren sowie den öffentlichen und privatwirtschaftlichen Interessen gehört noch zu den Aufgaben der Prozessevaluation.

Nachdem die Grundlage für die Ergebnisevaluation bereits vorhanden ist, besteht die erste Aufgabe darin, die Frage zu klären, ob die Maßnahmen auch wirklich umgesetzt werden können. Weiters sollen die Auswirkungen der durchgeführten Maßnahmen kontrolliert werden. Durch die Maßnahmen kann es zu einem veränderten Sportangebot oder zu einem veränderten Bewegungsverhalten kommen. Diese Änderungen müssen gegebenenfalls bei der weiteren Planung berücksichtigt werden. Die zweite Ebene der Ergebnisevaluation befasst sich mit dem kooperativen Planungsprozess. Nach dem Abschluss der Planungsphase wird evaluiert, wie die Teilnehmer den Planungsprozess empfunden haben und wie sie diesen bewerten. Diese ständige Evaluation soll zu einer Verbesserung der integrierten Planung führen und die Teilnehmer dazu auffordern, gemachte Erfahrungen zu verinnerlichen (vgl. Rütten & Schröder, 2001).

2.6.4 Modul: Sportentwicklungsplan

Die Arbeitsergebnisse werden in einem Sportentwicklungsplan festgehalten. Dieser umfasst Aspekte der intersektoralen, ökologischen und partizipatorischen Ausrichtung der Agenda 21. Daher lassen sich folgende Ergebnisdimensionen nach Rütten & Schröder (2001) unterscheiden:

- **Planerische Grundlagen:**

Die integrierte Planung kann nicht darauf verzichten, Planungsgrundlagen zu erstellen. Diese bestimmen den Ablauf der nachfolgenden Schritte und machen diese kontrollierbar. Die Ergebnisse des erarbeiteten Maßnahmenkatalogs sind daher mit den festgelegten Einzelmaßnahmen, den Zeiträumen und Zuständigkeiten ein eigenes Produkt der integrierten Planung.

- **Bauliche und organisatorische Infrastruktur:**

In dieser Dimension zeigen sich die Ergebnisse anhand der konkreten Maßnahmen, die umgesetzt werden. D. h., die Sanierung und Umgestaltung von vorhandenen Sportanlagen,

die Entwicklung neuer Bewegungsgelegenheiten und die bessere Koordinierung im kommunalen Sport.

- Bewegungs- und Sportverhalten:

Die umgesetzten Maßnahmen führen zu einer verbesserten baulichen und organisatorischen Infrastruktur des Sports in der Stadt. Durch diese Veränderungen ist zu erwarten, dass sich die Menschen mehr bewegen und die Sportstätten und die Bewegungsgelegenheiten besser ausgenutzt werden.

- Gesundheitliche, soziale, ökonomische und politische Auswirkungen:

Durch die bürgernahe Umsetzung der Maßnahmen und der Verbesserung der Lebensqualität ist damit zu rechnen, dass sich die gesundheitlichen Bedingungen verbessern und das Vertrauen in die Politik gestärkt wird. Durch die Einbindung vieler Bürger wird auch die Ansiedlung von privaten Investoren verstärkt und die Stadt stärker mit dem Umland vernetzt.

Durch die Integration der verschiedenen Sportentwicklungsansätze entstehen natürlich auch zusätzliche Aufgaben, die spezielles Wissen und Methodenkenntnisse voraussetzen. Um nicht immer auf ein externes Unternehmen oder ein wissenschaftliches Institut als Kooperationspartner angewiesen zu sein, ist es notwendig, bereits vorhandenes Personal zu schulen und dieses damit zu befähigen, solche Verfahren in Eigenregie durchzuführen.

2.7 Nachhaltigkeit

Die soeben genannten Planungsverfahren können unter dem Schlagwort „Nachhaltigkeit“ subsumiert werden. Speziell für uns als angehende Wissenschaftler ist dieses Thema sehr wichtig.

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen, werden wir diesen Begriff näher definieren. Aus diesem Grund beschreiben wir zuerst allgemein den Begriff der Nachhaltigkeit und werden dann spezifisch auf die Nachhaltigkeit bei Sportstätten eingehen.

Der Begriff der Nachhaltigkeit stammt eigentlich aus dem 18. und 19. Jahrhundert. In dieser Zeit hat die deutsche Forstwirtschaft pro Zeiteinheit nur soviel Holz geschlagen, wie nachwachsen konnte. Dies bezeichneten die Forstwirte als nachhaltige Bewirtschaftung.

Die Idee der Nachhaltigkeit ist im Grunde ein ökonomisches Prinzip, das es ermöglichen soll, eine begrenzte Ressource dauerhaft zu nutzen. Man soll also von den anfallenden Zinsen leben, so dass nicht schon nach kurzer Zeit der Grundbestand gefährdet ist (vgl. Voss, 1997).

Seit dem Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung im Jahre 1987 wird der Begriff der Nachhaltigkeit breitflächiger und nicht nur aus ökonomischer Sicht diskutiert. Vor dem Hintergrund der immer stärkeren Umweltprobleme bekommt die Idee der Nachhaltigkeit eine immer größer werdende Aktualität und Dringlichkeit. Daher verschiebt sich auch der anfängliche Ursprung von Ökonomie auf Ökologie. Daher gibt es vom Umweltbundesamt (2002, S. 1) eine neue Definition von nachhaltiger Entwicklung:

„Unter nachhaltiger Entwicklung ist eine Entwicklung zu verstehen, die den Bedürfnissen der heutigen Generation entspricht, ohne die Möglichkeiten künftiger Generationen zu gefährden, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen und ihren Lebensstil zu wählen.“

Auf der Konferenz der Vereinten Nationen für Umwelt und Entwicklung im Jahre 1992 wurden dann Überlegungen zu einer gemeinsamen und zukunftsbeständigen Entwicklung zum Thema. Das Ergebnis war der Aktionsplan der Agenda 21. Dieses Aktionspaket wurde von über 150 Nationen unterzeichnet und seitdem auch in Österreich aktiv umgesetzt. Um den Fortschritt der Agenda 21 zu evaluieren, wurden bereits zwei Folgekonferenzen abgehalten (vgl. Surböck, 2005).

Die Agenda 21, die sich damit beschäftigt, was im 21. Jahrhundert in puncto Nachhaltigkeit zu tun ist, lässt sich in vier Teile untergliedern:

- Soziale und wirtschaftliche Dimension:

Im ersten Teil der Agenda finden sich die Formulierung der Ziele sowie die Maßnahmen und Instrumente der Umsetzung einer nachhaltigen Entwicklung.

- Erhaltung und Bewirtschaftung der Ressourcen für die Entwicklung:

Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Erhaltung von Ökosystemen und natürlichen Ressourcen wie z.B. dem Meer, den Böden und der Atmosphäre.

- Stärkung der Rolle wichtiger Gruppen:

Die Agenda betont die Wichtigkeit der Beteiligung aller gesellschaftlichen Gruppen.

- Möglichkeiten der Umsetzung:

Hier werden die Möglichkeiten zur Umsetzung der Nachhaltigkeit und die dafür benötigten Mittel dargestellt.

Der Begriff und die Aufgaben der Agenda sind also viel breiter gefächert als der Begriff der Nachhaltigkeit. Zu den Aufgaben gehört das Herstellen eines Gleichgewichts zwischen Konsum, Bevölkerung und der Lebenserhaltungskapazität der Erde. Die Agenda 21 benennt Aspekte der Umwelt, der Beachtung der Gleichheit aller Menschen, der Armut und des

Hungers sowie die Befriedigung der Grundbedürfnisse. Sie enthält außerdem konkrete Handlungsanweisungen für das Leitbild der nachhaltigen Entwicklung. Weiters fordert sie die Regierung, Kommunen und die Bevölkerung dazu auf, sich mit der nachhaltigen Entwicklung zu beschäftigen und sich am Prozess zu beteiligen (vgl. Surböck, 2005).

Ein Thema mit vielen Facetten ist jenes der Sportstätten, da der traditionelle Begriff der Sportstätten nicht mehr ausreicht, die komplexen Entwicklungsaufgaben des heutigen Sports zu beschreiben. Bei zukünftigen Projekten muss der menschliche Bewegungsraum im Vordergrund stehen. Dieser umfasst die sportspezifischen Vorstellungen sowie den Bereich der Freizeitbedürfnisse der heutigen Gesellschaft (vgl. Roth, 2003).

2.7.1 Nachhaltigkeit bei Sportstätten bzw. Sportanlagen

Da die Nachhaltigkeit im Sportbereich in keinem eigenem Gesetz oder der Agenda 21 explizit erwähnt wird, ergeben sich für die Thematik der Sportstätten keine Richtlinien oder Vorgaben. Trotzdem ist das Thema der nachhaltigen Sportstättenentwicklung in Deutschland und Österreich zum Thema geworden. Einen großen Beitrag zur nachhaltigen Entwicklung haben diverse Sportgroßveranstaltungen wie z.B. Fußball Welt- und Europameisterschaft oder die Schi-WM der beiden Länder geleistet. Es sollten die ökologischen Belastungsgrenzen, die dauerhafte wirtschaftliche Tragfähigkeit und auch die Vorstellungen der Gesellschaft erfüllt werden. Dafür müssen Zielvorstellungen fixiert werden, damit eine klare Richtung der nachhaltigen Entwicklung vorgegeben ist. Erst wenn das geschafft ist, müssen alle Beteiligten nach relevanten Indikatoren für die Bestimmung des Zielerreichungsgrades suchen. Auf Grund der enorm großen Anzahl an Beteiligten, gibt es eine große Vielfalt an ökonomischen, ökologischen und soziologischen Faktoren, die bei jedem eine unterschiedliche Gewichtung haben.

Um eine Sportstätte zu planen und zu betreiben, braucht man eine Leitlinie sowie eine Übereinstimmung vieler Beteiligter in Politik, Sport, Wirtschaft und Gesellschaft. Gemeinsame Entwürfe von Strategien und vernünftige operationale Konzepte sind bis heute selten zu finden. Noch schlimmer stellt sich die Lage bei der zielorientierten Erfolgskontrolle dar. Diese ist bei nahezu keiner Sportstättenplanung zu finden, obwohl gerade diese von immenser Bedeutung für die nachhaltige Entwicklung wäre (vgl. Roth, 2003 und Jägemann, 2000).

Die primäre Aufgabe ist die Auseinandersetzung mit der Operationalisierung und Fixierung der Nachhaltigkeitskriterien. Es lassen sich folgende Hierarchien zur Bearbeitung für die Bereiche Ökonomie, Ökologie und Soziologie aufbauen (Abb. 7).

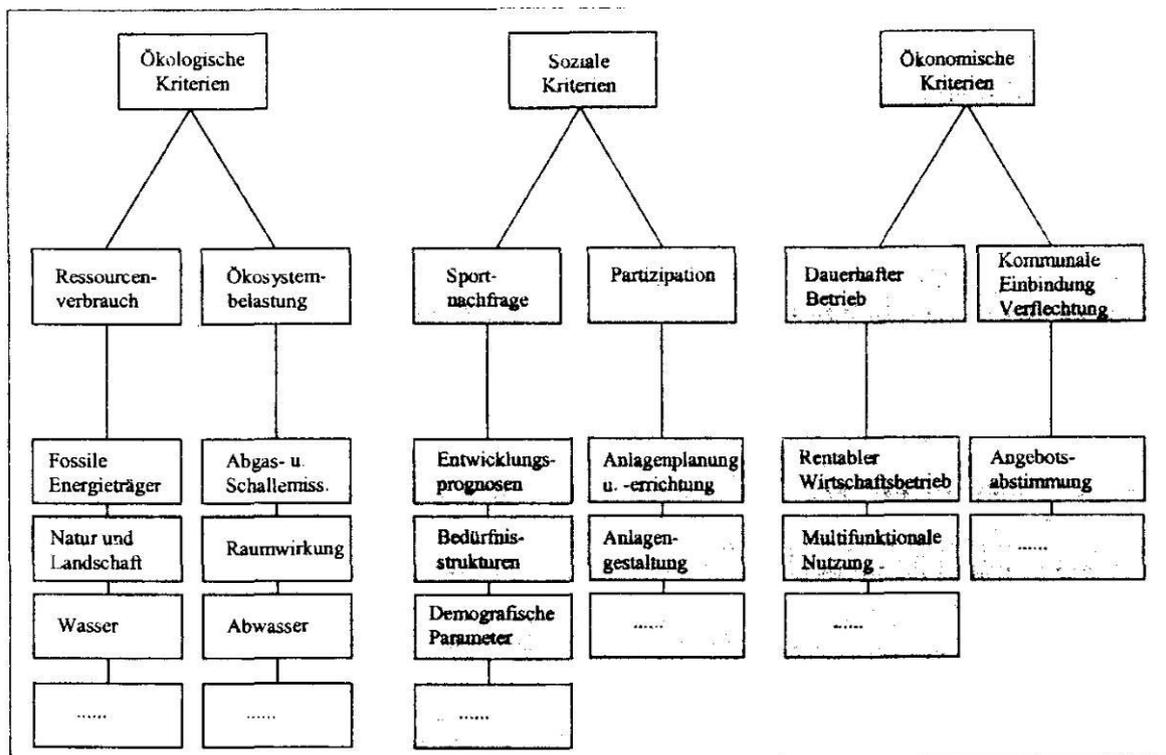


Abb. 7 - Beispiele für eine Operationalisierung von Kriterien für eine nachhaltige Sportstättenentwicklung (Roth, 2003, S. 25)

Erst wenn die Kriterien einvernehmlich fixiert sind, kann eine erfolgversprechende Umsetzung erfolgen. Diese sollten vorzugsweise unter Einbeziehung vieler verschiedener Akteure erarbeitet werden. Die Partizipation der Bürger im Entscheidungsprozess ist im Kapitel 28 der Agenda 21 (Eckl, 2008, S. 9) extra erwähnt. Die zentrale Aussage ist:

„Jede Kommunalverwaltung soll in einen Dialog mit ihren Bürgern, örtlichen Organisationen und der Privatwirtschaft eintreten und eine kommunale Agenda 21 beschließen. Durch Konsultationen und Herstellung eines Konsenses würden die Kommunen von ihren und von örtlichen Organisationen, von Bürger-, Gemeinde-, Wirtschafts- und Gewerbeorganisationen lernen und für die Formulierung der am besten geeigneten Strategien die erforderlichen Informationen erlangen.“

Mit welchen Maßnahmen und Verfahren diese Ziele aber erreicht werden sollen, ist nicht in der Agenda 21 enthalten (vgl. Eckl, 2008).

Sportstätten sind durch die verschiedenen Sportarten, Adressatengruppen und finanziellen Trägerschaften sowie durch die unterschiedliche Einpassung in die Umgebung immer Unikate im Sinne der nachhaltigen Entwicklung. Es können aber übergreifende Empfehlungen im baulichen Bereich gegeben werden.

Als Hilfsmittel wurde daher ein Katalog, die Agenda 21, erstellt: „Themen nachhaltiger Entwicklung“ Dieser Katalog verspricht mehr Erfolg und Praxisnähe. Da er sich auf die unterschiedlichen Dimensionen der Nachhaltigkeit stützt, kann anhand der örtlichen Gegebenheiten von den Verantwortlichen eine entsprechende Zielvorstellung ausgewählt

und entwickelt werden. Jede dieser Dimensionen hat einen Eigenwert, der oft nur schwer verträglich mit den anderen ist. Bei Sportstätten treffen diese aber immer aufeinander und beeinflussen sich gegenseitig. Einige dieser Probleme werden im Folgenden behandelt.

Die Ausarbeitung eines Sportstättenentwicklungsplans hat Auswirkungen auf alle 3 Haupthandlungsfelder der Agenda 21. Diese beschreiben Jägemann (2000), Wehr, Prüller & Delp (1999), Roth (2003) und Güldenpfennig (2003) wie folgt:

- Ökologie:

Der Aspekt der ökologischen Nachhaltigkeit wird seit einigen Jahren auch vom IOC stark verfolgt und in dessen Ziele aufgenommen. Es wird somit eine Anpassung an ein Verantwortungsbewusstsein für die Umweltbedingungen der menschlich kulturellen Entwicklung durchgeführt. Der Leitfaden soll dazu beitragen, dass die Anforderungen an die Umweltverträglichkeit erfüllt werden. Der „Sport der kurzen Wege“ ist eines der Konzepte, das die Agenda 21 verfolgt. So soll durch die richtige Wahl des Standorts der Verkehr nicht erhöht, sondern eher verringert werden. Es sollten auch früher anderweitig genutzte Gebäude und Flächen verwendet werden, um das flächensparende Konzept zu erfüllen. Auch die Umweltverträglichkeit der Baustoffe sowie energie- und wassersparende Konzepte sind Anforderungen des Leitfadens.

- Ökonomie:

Beim Thema der ökonomischen Rechtfertigung des Mitteleinsatzes für Bau-, Erhaltungs- und Betriebskosten geht es darum, eine möglichst langfristige positive Kosten-Nutzen-Bilanz zu erzielen. Erst beim genauen Hinsehen sieht man die Schwierigkeit dieser Rechnung, weil sehr viele Unsicherheitsfaktoren berücksichtigt werden müssen. Leider werden diese Bilanzen in der heutigen Gesellschaft für den Sportbereich viel zu wenig durchgeführt und angewendet.

Ein weiteres großes Problem liegt in der Mischung der ökonomischen Quellen für Sportanlagen. Es können an der Erstellung von Sportanlagen verschiedene Akteure beteiligt sein, die sich zu diversen Partnerschaften zusammenfügen. Jedoch wird die unterschiedliche Beurteilung der ökonomischen Nachhaltigkeit in Abhängigkeit von ihrer Struktur immer anders ausfallen und ein Konfliktpotential in das Bauvorhaben bringen. Weiters sollten die Baukonzepte eine hohe Qualität mit Kosteneinsparungen verbinden. Dies kann nur funktionieren, wenn präzise Vorgaben und Standards bei den Sportstätten erarbeitet werden.

- Soziales:

Im sozialen Bereich geht es vor allem darum, Sport für alle anzubieten. Die Sportstättenkonzepte müssen daher die Bedürfnisse von Randgruppen und Zielgruppen

berücksichtigen und sollten über den Sport hinausgehende Aufgaben von Sportvereinen ermöglichen. Die genaue Beurteilung der Gruppen ist sehr schwer durchzuführen und birgt die Gefahr der Spekulation. Jeder Versuch des Vorgriffs auf die zukünftige Entwicklung im Sporttrend ist fast unmöglich. Der Grund liegt vor allem in der Unabsehbarkeit des Steigens oder Fallens der Nachfrage und der Nutzungsintensität. Selbst die Trendforschung der Sportwissenschaft kann die zukünftige Entwicklung nur annähernd wiedergeben. Somit bleibt die Nachhaltigkeitssicherung von Sportstätten im Breiten- und Freizeitsport immer risikobehaftet.

- Architektur und Ästhetik:

Güldenpfennig (2003) nennt zusätzlich zu den bereits erklärten Handlungsfeldern noch die architektonisch-ästhetische Nachhaltigkeit. Bei dieser lassen sich vor allem zwei Dinge festhalten. Zum einen sind für die Frage der ästhetischen Nachhaltigkeit von Sportanlagen die ästhetisch-geschmacklichen, die kulturökonomischen und kulturgeschichtlichen Standortunterschiede von großer Bedeutung. Zum anderen die stark kulturkritischen Bedenken derjenigen, die die Unterwerfung dieser Dimension unter die anderen Dimensionen der Nachhaltigkeit beklagen. Es geht dabei um den Spannungsbogen der sich in jeder Architektur zeigt. Auf der einen Seite der funktionale, witterungsneutralisierende Schutz von Gebäuden und auf der anderen Seite die ästhetischen Ansprüche an die bauliche Gestaltung.

Durch die immer knapper werdenden Ressourcen auf der Erde ist die ökologische Dimension besonders herauszuheben. Daher werden wir auf diesen Bereich etwas detaillierter eingehen. Im Wesentlichen lässt sich die Ökologie in zwei Themenbereiche unterteilen. Der Bereich des Ressourcenverbrauchs und der Ökosystembelastung. Roth (2003) beschreibt die beiden Bereiche folgendermaßen:

Der Bereich des Ressourcenverbrauchs befasst sich mit der nachhaltigen Entwicklung der natürlichen Ressourcen und ganz besonders mit den Problembereichen Wasser, Bodenfläche, Energie und Artenvielfalt (Biodiversity).

- Wasser:

Der Verbrauch von Trinkwasser sinkt zwar stetig, ist aber mit 129 Litern pro Person immer noch sehr hoch. Um die Ressource Trinkwasser zu schonen, wird der Verbrauch stetig optimiert und es wird versucht, Regenwasser in gewissen Bereichen zu verwenden. Auch bei Sportanlagen sollen effizientere Systeme den Wasserverbrauch senken.

- Bodenfläche:

Unbenutzte Flächen sind zu schützen. Es werden täglich über 100 Hektar als Siedlungsflächen ausgewiesen. Dies soll drastisch gesenkt werden. Dazu ist es notwendig, die bereits verbauten Flächen effizienter zu nutzen. Im Bereich der Sportanlagen und der dazugehörigen Anlagen (Dusche, Vereinsheim) muss die Fläche viel effizienter genutzt werden und nicht gebrauchte Flächen wieder frei gegeben werden.

- Energie:

In den nächsten Jahren werden vor allem die fossilen Energieträger fast erschöpft sein. Um diese Energieträger so lange wie möglich zu erhalten, muss im Sinne einer nachhaltigen Entwicklung sehr schonend mit diesen umgegangen werden. Das heißt, man muss alle Energiesparmaßnahmen nutzen und so weit als möglich die Energieerzeugung auf alternative erneuerbare Energiequellen umstellen. In einem Bericht aus Deutschland hieß es, dass durch konsequente Energiespartechniken bei den Anlagen die Betreiber 37 Mio. Euro sparen könnten, und gleichzeitig würden sie 1,2 Tonnen Kohlendioxyd vermeiden. Als gutes Beispiel für solche Einsparmöglichkeiten wäre die Sanierung der Wiener Rundhallen zu erwähnen.

- Biodiversity:

Auch die Vielfalt der Tier- und Pflanzenwelt muss bei einer nachhaltigen Entwicklung berücksichtigt werden. Diese Ressource kann zum Wohlergehen des Menschen beitragen. Sei es durch medizinisch verwertbare Substanzen oder ästhetische Eindrücke zum Zweck der Erholung. Der Schutz der Arten ist vor allem durch eine Vermeidung eines zusätzlichen Flächenverbrauchs zu gewährleisten.

Der andere Bereich, die Ökosystembelastung, befasst sich mit dem Eingriff der Bauten auf die Umwelt und das Ökosystem. Im Sinne einer nachhaltigen Entwicklung zählt alles als Eingriff ins Ökosystem, was sich negativ auf die im Leitbild formulierten Zielsetzungen auswirkt. Im Bereich der Sportanlagen sind folgende Punkte relevant:

- Abwasser:

Es muss Standard sein, die Abwässer zu reduzieren und gegebenenfalls diese einer entsprechenden Kläranlage zuzuführen.

- Abfall:

Neben dem alltäglichen Müllrecycling stellt sich auch die Frage, wie z.B. ausgediente Hallenböden entsorgt werden. Im Sinne einer nachhaltigen Entwicklung muss auf diese Thematik schon bei der Planung von Um- bzw. Neubauten geachtet werden.

- Schallemission:

Im besiedelten Bereich gibt es klare Grenzwerte für Geräuschbelastungen. Im unbewohnten Bereich gibt es solche Regelungen nicht, wodurch die Tiere erheblich gestört werden. Daher sollten auch im unbesiedelten Bereich in der Nähe von störungssensiblen Biotopen hohe Schallemissionen vermieden werden.

- Auswirkung auf Boden und Gewässer:

Durch den Bau und Betrieb von Sportanlagen kann es zu einer Bodenverdichtung, Erosionserscheinung, Gewässerbelastung oder Ähnlichem kommen. Dies sollte durch Maßnahmen der Aktivitäts- und Verhaltenslenkung abgemildert oder ganz vermieden werden.

- Verkehr:

Durch die häufige Trennung zwischen Sport- und Wohnanlagen trägt der Sport auch zu einer Erhöhung des Individualverkehrs bei. Es sollte daher darauf geachtet werden, dass die Sportanlagen über den öffentlichen Verkehr erreichbar sind, und die Benutzung des öffentlichen Verkehrs sollte gefördert werden.

- Sonstige Belastungen:

Dies ist natürlich nur ein kleiner Auszug der Auswirkungen auf das Ökosystem. Es lassen sich viele weitere Belastungen beschreiben. Hierzu zählen z.B. die starke Lichtemission oder der starke Einsatz von Pestiziden und Düngemittel zur Pflege der Grünanlagen.

2.7.2 Kontrollmechanismen

Um alle ökologischen Richtwerte zu kontrollieren, existieren derzeit zwei Verfahren, die bei den Organisationen verwendet werden. Es handelt sich dabei um die von der International Standardization Organisation entwickelte Norm ISO 14001 und um eine Verordnung der Europäischen Union, die „Eco-Management and Audit Scheme“ genannt wird. Beide Verfahren sind eine Hilfe für die ökologische Nachhaltigkeit bei Neu- bzw. Umbauten von Sportanlagen.

Der einzige wesentliche Unterschied zwischen diesen beiden Verfahren ist, dass die ISO-Norm eine freiwillige Vereinbarung und die EG-Öko-Audit-Verordnung eine gesetzliche

Grundlage besitzt. Da inhaltlich nur ganz wenige Unterschiede bestehen, ist für eine nachhaltige Entwicklung die EG-Öko-Audit-Verordnung besser geeignet. Sie ist vor allem deswegen zu bevorzugen, weil sie die Bevölkerung mehr mit einbezieht und eine Prüfung der aktuell vorhandenen Anlagen fordert (Umweltprüfung) (vgl. Roth, 2003).

Abschließend ist zu sagen, dass oft bestimmte Dimensionen anderen untergeordnet werden. Im Sinne der Nachhaltigkeit sollte der Bogen der Vernunft nicht überspannt werden. Man sollte viel mehr einen guten Mittelweg finden, um die endlichen Ressourcen der Erde und die unendliche Kreativität der Architekten und Planer in Einklang zu bringen. Es müssen daher alle Beteiligten folgendes mit in die Planung bringen:

Im Sinne der Nachhaltigkeit sollte dem Eigensinn der anderen Dimensionen Respekt entgegengebracht werden. Es sollten alle Dimensionen in einem Kompromiss für ein Bauvorhaben zusammengeführt werden. Das Ziel ist die Vereinigung der Anforderungen der verschiedenen Dimensionen im geplanten Bauvorhaben und die Kreativität bei der Kombination der diversen Dimensionen. Durch Einfallsreichtum kann z.B. der Konflikt zwischen der Leichtathletik und dem Fußball mit Hilfe von technisch und ökonomisch aufwendigeren Lösungen beseitigt werden. Durch eine höhere Investition zu Beginn lässt sich z.B. eine höhere Energieeffizienz erzielen, welche die ökologische mit der ökonomischen Dimension verknüpft.

2.7.3 Wer profitiert von neuen Sportstätten - Fans, Vereine, Kommunen?

In diesem Abschnitt werden wir kurz die Vor- und Nachteile aufzählen, die bei einem öffentlich subventionierten Um- bzw. Neubau auftreten. Am Beispiel des Neubaus des ASKÖ Freizeitparks auf der Schmelz, der in den möglichen Campus integriert werden soll, haben wir uns mit diesem Thema näher beschäftigt. Durch diesen öffentlich finanzierten Neubau erhält z.B. der American Football Club „AFC Vienna Knights“ eine neue Heimstätte. Natürlich sind die öffentlichen Geldmittel begrenzt, und daher müssen die Einsparungspotentiale durch andere Partnerschaften ausgeschöpft werden.

Es gibt mehrere Möglichkeiten, die ökonomischen Mittel für einen Neu- bzw. Umbau einer Sportanlage zu finanzieren. Es bilden sich meist spezifische Formen der Partnerschaft, die an deren Erstellung beteiligt sind. Es sind dies die „public-privat-partnerships“, die „privat-privat-partnerships“ und die „privat-public-privat-partnerships“. Speziell das Thema der ökonomischen Nachhaltigkeit der Mittelaufbringung führt immer wieder zu Konflikten zwischen den Kooperationspartnern.

Frick (2003) und Güldenpfennig (2003) sind der Meinung, dass aus ökonomischer Sicht die anfallenden Kosten für den Um- bzw. Neubau mit den Erträgen zu decken sind. Die Nutzenzuwächse müssen die Kosten potentiell kompensieren. Ob dies geschieht, ist in den

meisten Fällen zu Beginn zweitrangig. Wichtig ist nur, dass die Nutznießer durch ihre Vorteile die Verlierer für ihre Verluste potentiell entschädigen. Weiters ist die Förderung eines solchen Bauvorhabens im betriebs- und volkswirtschaftlichen Sinne immer ein Zuschussgeschäft.

Werden die Baukosten von der Kommune getragen, fällt für den Investor die Verzinsung des eingesetzten Kapitals weg. Aus diesem Grund werden die Ticketpreise nicht so hoch angesetzt. Daher stellt die öffentliche Finanzierung von Sportstätten nichts anderes dar, als eine Subvention derjenigen, die sich ein Spiel als Zuschauer anschauen. Dies ist aus zumindest drei Gründen bedenklich:

Die Zahlungsbereitschaft der Fans jeder Mannschaft ist viel zu gering, als dass sie die Mittel der öffentlichen Hand rechtfertigen. Anhand einer empirischen Studie wurde belegt, dass in den USA lediglich New York und Los Angeles auf Grund ihrer Einwohnerzahl groß genug wären, um diese Ausgaben zu rechtfertigen. Es konnte nicht bestätigt werden, dass ein Spitzenteam die Identifikation mit der Stadt steigert, oder dass das Team die Stadt für sportnahe Unternehmen attraktiver macht. Es ist auch so, dass bei den heutigen Eintrittspreisen die zahlenden Zuschauer sich insbesondere durch ihr Einkommen von den Nicht-Zuschauern unterscheiden. Im Jahre 1994 betrug in den USA der Einkommensabstand von Jahreskartenbesitzern bereits 84 Prozent im Vergleich zum durchschnittlichen Einkommen aller Haushalte. Aus diesem Grund findet auch im Sport eine Subventionierung der Reichen statt.

Eine öffentliche Subventionierung von Um- bzw. Neubauten bewirkt auch, dass die Steuerzahler einen Teil der Spielergehälter tragen. Eine komplette Übernahme entlastet den Besitzer, und dieser lässt das vorhandene Kapital anhand von Gehaltssteigerungen an die Spieler fließen. Durch den Neu- bzw. Umbau ergeben sich auch neue Vermarktungspotentiale für den Verein. Mit dem Neubau steigen die Eintrittspreise um durchschnittlich 40 Prozent. Der Grund dafür sind komfortablere Sitze und luxuriöse Logen, welche zur Verdrängung der vormaligen Fanbasis führt.

Die von den Befürwortern öffentlicher Investitionen in den Um- bzw. Neubau von Sportstätten angeführten Argumente laufen immer darauf hinaus, dass neben der arbeitsplatzschaffenden Wirkung auch der so genannte Multiplikatoreffekt nicht vergessen werden darf. Jeder Euro, der investiert wird, würde erhebliche Rückflüsse durch Sporttreibende oder Sportbesucher bringen und die Aufwendungen würden sich mehrfach amortisieren. An dieser Stelle alle ökonomischen Fakten aufzuzählen, die dagegen sprechen, wäre zu ausführlich, und daher werden wir nur auf zwei Punkte eingehen. Die Freizeitausgaben der ortsansässigen Besucher stehen in einer Konkurrenzbeziehung mit den Ausgaben für Kino und anderen Freizeitausgaben. Die Errichtung einer neuen Sportstätte veranlasst einen Fan zwar zur Umverteilung seines vorhandenen Budgets,

jedoch nicht zu Mehrausgaben für sein Freizeitvergnügen. Als Beweis für diese These wird oft der Streik der Major League Baseball (MLB) im Jahre 1994 herangezogen. Die Umsätze in Gastronomie und Handel blieben nahezu gleich, aber die Kinos und andere Freizeiteinrichtungen profitierten ganz erheblich vom geänderten Ausgabeverhalten der Baseballfans. Was auch noch beobachtet werden kann, ist, dass die Kostenüberschreitung bei Sportstätten, die mit öffentlichen Mitteln gebaut werden, durchschnittlich deutlich höher ist als bei privat finanzierten Anlagen. Diese fallen oft ein bisschen kleiner und weniger spektakulär, dafür aber viel zuschauergerechter aus.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass die öffentliche Finanzierung von Sportstätten unter ökonomischen Gesichtspunkten nicht zu rechtfertigen ist. Die Sportstätten, die von privaten Investoren errichtet werden, haben meist deutlich niedrigere Baukosten und sind besser auf die Bedürfnisse der Zuschauer abgestimmt. Die weitgehende Streichung der Subventionen würde die Vereine veranlassen, die Stadien selbst zu renovieren und dabei viel mehr auf die Kosten zu achten, als dies die öffentliche Hand tut. Da sich aber nicht viele Vereine diese Umbauten leisten könnten, sollte verstärkt auf öffentliche-private Partnerschaften zurückgegriffen werden. Damit lässt sich das Risiko verteilen, und die diversen Stärken der beiden Akteure werden ausgenutzt.

2.8 Sportamt der Stadt Wien – Magistratsabteilung 51

In Wien ist das Sportamt für die Verwaltung, die Bauangelegenheiten und die Planungsangelegenheiten für die städtischen Sporthallen zuständig. Das Amt ist deshalb zentrale Anlaufstelle für alle organisatorischen Fragen des Sports. Aus diesem Grund werden wir kurz das Sportamt beschreiben und anschließend die wichtigsten Aufgaben erklären.

Die Magistratsabteilung (MA) 51 ist im Verhältnis zu anderen Wiener Gemeindeabteilungen mit 170 Bediensteten relativ klein, trotzdem aber sehr effektiv. Das Amt selbst betrachtet sich als moderner Dienstleister; die meisten Mitarbeiter sind als Hallen- bzw. Platzwarte angestellt. Lediglich 30 Angestellte sind im Verwaltungsdienst tätig. Das Ausbildungsniveau ist auf Grund der Anforderungskriterien relativ hoch. Es besteht eine gute Mischung zwischen Jung und Alt und dank der Behindertenaktion der Stadt Wien sind auch fünf Behinderte Mitarbeiter der MA 51. Die Abteilung ist sehr an der Weiterbildung der Mitarbeiter interessiert, um diese für die Herausforderungen der Zukunft entsprechend vorzubereiten. Da die budgetären Mittel der Stadt immer geringer werden, steht der Sport im harten Kampf mit anderen Institutionen wie Spitälern, Schulen, Jugendbetreuung oder Altenbetreuung. Gerade deswegen ist es wichtig, dass die Mitarbeiter immer wieder die wichtige Rolle, die der Sport im Gesundheits-, Sozial- und Integrationssektor spielt, aufzeigen und die

Interessen der Abteilung vertreten (vgl. Leber, 2004). Im folgenden Kapitel werden wir einige wichtige Aufgaben der MA 51 für die Sportstättenentwicklung aufzeigen.

2.8.1 Bauangelegenheiten

Bei der Einleitung von Sportbauvorhaben, handelt es sich um Tätigkeiten der Ausarbeitung der Raumprogramme für die Neu-, Um-, und Zubauten von Sportanlagen. Leber (2004) nennt dabei die Sportfreianlagen, Jugendsportanlagen, Spielplätze, Sporthallen und Sondersporthallen wie z.B. Trendsportanlagen für Streetball, Beachvolleyball, usw. In enger Zusammenarbeit mit der Bezirksvertretung, den Sportverbänden und dem Österreichischen Institut für Schul- und Sportstättenbau (ÖISS) müssen Kostenschätzungen für den Bau und den Betrieb sowie die erwarteten Einnahmen errechnet werden. Die eben beschriebenen Raumprogramme müssen innerhalb der MA in Bezug auf finanzielle und räumliche Belange diskutiert und abgesegnet werden. Erst nach diesen Erhebungen kann das Bauvorhaben starten, und die MA 51 übernimmt die Bauherrschaft. Dies ergibt neue Aufgaben für die Magistratsabteilung. Der Planer wird dabei vom Baureferat der MA 51 bei der Komplettierung der Einreichpläne für die veranstaltungsbehördlichen und die baupolizeilichen Bewilligungen unterstützt. Bei den Verhandlungen mit den Behörden ist sie als Bauherr dabei und nimmt ständig an den Baubesprechungen teil. Zusätzlich helfen die Mitarbeiter bei der Auswahl des Bodenmaterials, der Farbwahl, den Wandbelegen, den Sportböden, den Anstrichen, der Ausarbeitung der Gebäudebeschriftung, der Wand- und Bodenvorkehrungen für die Sportgeräte sowie den Schließplänen. Die Bestellung der notwendigen Einrichtungsgegenstände, der Sportgeräte, der Pflegegeräte, der Reinigungsgeräte sowie der Reinigungsmittel gehört genauso zu den Aufgaben wie die Kontrolle der Lieferung und die Inventarisierung aller Einrichtungsgegenstände. Nach der Schlussfeststellung der Arbeiten wird die Anlage in die Verwaltung der MA 51 übernommen.

Wurden die Bauaufträge mit Subventionen der Stadt Wien gebaut, so übernimmt die MA 51 zusätzlich die Aufsichtspflicht für den Bau der Sportanlage. Sie sorgt für die Erstellung der Höhe- und Lagenpläne sowie der Teilungspläne damit die Baupläne eingereicht werden können. Bei jeder Behördenverhandlung der Sportanlage ist der Baureferent als Sachverständiger dabei. Die diversen Auflagen und zusätzlichen Aufgaben der Behörden werden unter Mithilfe des Betreuers und der technischen Abteilung der MA 51 bearbeitet und gelöst. Wenn es sich um eine Sanierung oder Erweiterung einer bestehenden Sportanlage handelt, so ist die MA verantwortlich für die Stellungnahme des Bauzustands und der Sanierungsmöglichkeiten sowie die Errechnung der Kosten, des Wasser- bzw. Stromverbrauchs.

Bei privaten Sportanlagen berät die Abteilung bei der Erstellung der Raumprogramme, der Raumanordnung und der Gestaltung der Freianlagen. Wird die Anlage nach Fertigstellung übergeben, so hilft die MA 51 bei der Vertragserstellung und Übergabe.

2.8.2 Planungs- und Widmungsangelegenheiten

Laut Leber (2004) ist die MA 51 im Rahmen der Stadtplanung dafür zuständig, dass eine widmungsmäßige Vorsorge für Sportanlagen und Sporthallen getroffen wird. Somit ist die Abteilung an der Stadtentwicklung und -gestaltung aktiv beteiligt und speziell bei Wohnhausgroßanlagen für die sportliche Infrastruktur verantwortlich. Sie ist beauftragt, die bestehenden Anlagen nach Möglichkeit zu erweitern und neue Standorte für Hallen zu finden. Für die neuen Hallen muss ein adäquater Raumplan und eine Kostenabschätzung erstellt werden. Auf Grund der starken Unterversorgung der inneren Bezirke ist ein sehr enger Kontakt mit den Bezirksvorstehern, den Sportverbänden und Vereinen notwendig, um eine Sicherung der Flächenwidmung zu erreichen. Zu den Widmungsanträgen der MA 21, die für Stadtteilplanung und Flächennutzung zuständig ist, wird bezüglich der Sicherung, Erweiterung und Neuerrichtung von Sportanlagen seitens der MA 51 Stellung genommen. Dadurch hat die Abteilung direkten Einfluss auf die Stadtentwicklung. Neben der Albert-Schultz-Eishalle, der Wiener Stadthalle und dem Ferry Dusika-Stadion wurden viele Turnsäle und Sporthallen unter der Bauherrschaft der MA 51 neu gebaut bzw. renoviert. Der Breitensport ist in der Volksgesundheit nicht mehr wegzudenken und immer mehr Sport- und Freizeitvereine melden Bedarf an Trainingsstätten. Darum wurde vom Sportamt die Adaptierung der Schulturnsäle forciert. Über 488 Turnsäle und sechs 3-fach-Turnhallen wurden zur Nutzung für Vereine freigegeben.

2.8.3 Dezentralisierung der Verwaltung

Um den steigenden administrativen Aufwand bewältigen zu können, werden immer mehr Bereiche dezentralisiert. In den Jahren 1986-1989 hat die Verwaltung der Stadt Wien den ersten Schritt gemacht und den Bereich der Kinder- und Jugendspielplätze einem Referenten übergeben. Diese Tätigkeit erfordert eine ständige Teilnahme an Besprechungen mit den Bereichsleitern für die Dezentralisierung, den Bezirksvorstehern, den technischen Abteilungen und den Dienststellen MA 5 und MA 6, die für die Finanzen zuständig sind. An der Erstellung der 23 Bezirksbudgets ist der Referent ebenso beteiligt wie an deren Erörterung vor den jeweiligen Verhandlungsausschüssen. Da alle Bezirke die Budgets überprüfen lassen müssen, muss der Referent alle Arbeiten und Kosten genau auflisten und begründen. Fallen unter dem Jahr unvorhergesehene Schäden oder Kosten an, so ist der Referent dafür verantwortlich, beim zuständigen Amt Überschreitungsanträge des Budgets einzureichen. Der Sachbearbeiter ist für die gesamte Koordination zwischen Bezirk und MA

51 verantwortlich. Er ist für beide Parteien die zentrale Anlaufstelle, vor allem wenn es um die Finanzierung und die Bautätigkeit geht. Hierfür kann er im Einvernehmen mit dem Abteilungsleiter einen Bezirksreferenten als Assistenten bestellen. Dieser sollte bei den Bezirkskoordinationsbesprechungen für die Dezentralisierung anwesend sein. Der Referent ist auch Stellvertreter für das dezentrale Budget der Bezirke und hilft bei der Erstellung der Budgets. Er verwaltet alle Grundstücke der MA 51 mit einer Gesamtfläche von 3.552.000m². Für die Pächter von Anlagen der Stadt Wien ist er Ansprechpartner, wenn es sich um Grundangelegenheiten, Flächenänderungen, Grundsteuer, Müll und Wassergebühren handelt. Bei Bauverhandlungen für relevante Projekte ist er für die Stadt Wien als Vertreter tätig, und er wirkt bei den Verhandlungen mit. Hat die Sportstätte eine Kantine auf dem Gelände, so ist ebenfalls der Sachbearbeiter für die Ausarbeitung eines Vertrags zuständig. Da sich der Verantwortliche der MA 51 faktisch in allen Belangen auskennt, ist er auch in Angelegenheiten des Sportstättenschutzes eingebunden. Das Gesetz zum Schutz der Sportstätten in Wien wurde im Jahre 1978 vom Gemeinderat beschlossen. Darin ist unter anderem festgelegt, dass ein Ersatz geleistet werden muss, wenn eine Sportanlage aufgelassen oder eingeschränkt wird (vgl. Leber, 2004).

2.9 Der Österreichische Sportstättenplan

Laut Andrecs (1995) hat der Großteil der Bevölkerung nicht die Möglichkeit adäquat und in einem sinnvollen Rahmen Sport zu betreiben. Dazu fehlen zu oft die Sporthallen bzw. die Sportmöglichkeiten. Ohne ausreichend Spiel- und Sportstätten, ist es für die Schulen und Kindergärten nicht möglich ihre Aufgabe, die Sicherung der Entwicklungs- und Wachstumsreize, zu erfüllen. Zusätzlich fehlen die optimalen Voraussetzungen für den Spitzensport in Österreich und dem Breitensport für die Erholung vom Alltag. Trotz mehrmaliger Bemühungen in der Vergangenheit ist es nie gelungen, den Sportstättensektor genau zu untersuchen und die Miss- und Fehlbestände zu beseitigen. Erst im Jahre 1965 bei einer Sportenquete wurde beschlossen, dass nach dem Vorbild des Goldenen Plans aus Deutschland, auch in Österreich ein Sportstättenplan erstellt werden soll. Mit diesem Plan sollte der große Fehlbestand der Übungsstätten beseitigt werden. Somit wurde nach der Tagung das ÖISS damit beauftragt einen solchen Plan zu erstellen. Das kurze Zeit später ausgearbeitete Konzept sah folgende Punkte im Sportstättenplan vor:

- Mit dem Stichtag 1.10.1966 sollten alle Einrichtungen aufgenommen werden, welche für die Durchführung der Leibesübungen und des Sportbetriebes notwendig sind. Es sind dies Freiflächen die zu Spielzwecken genutzt werden, Schwimmrichtungen und Turnsäle.

- Mittels festgelegten Schlüsselzahlen, Ermittlung des Bedarfs an Sportstätten in der jeweiligen Gemeinde
- Erstellung eines Finanzierungsplanes
- Erarbeiten eines Ausbauprogrammes mit Empfehlungen an den Bund, die Länder und die Gemeinden

Nach der Erhebung der vorhandenen Sportstätten war der erste Schritt im Österreichischen Sportstättenplan realisiert. Diese Aufstellung zeigte, dass viele Gemeinden in Österreich viel zu wenige Möglichkeiten hatten, um Sport zu betreiben. Von damals 3890 Gemeinden, hatten 3090 keinen Turnsaal. Darüber hinaus wurde zusätzlich bewusst, dass neben dem großen Nachholbedarf an Sportstätten auch vielerorts eine Fehlverteilung herrscht. Im Sportstättenplan ist auch verankert, dass die Sportstätten auf die Bevölkerungszahlen ausgerichtet sind und in unmittelbarer Nähe zu deren Wohnungen sein sollten. Zusätzlich sollte beachtet werden, dass die Anlagen in der Nähe von verschiedenen potentiellen Nutzern wie z.B. Schule, Verein und Betriebe errichtet werden.

Nachdem das ÖISS und das Bundesministerium den Bestand festgestellt hatten, waren die weiteren Schritte die Bedarfsermittlung und die Erstellung eines Realisierungsplans. Diese beiden nächsten Schritte wurden dann auf einer weiteren Enquete von zwei Arbeitsgruppen erarbeitet. Die erste Arbeitsgruppe beschäftigte sich mit Schlüsselzahlen, Flächenausmaße, Situierung der Anlage und den Anlagentypen bezogen auf die Siedlungsgröße. Die andere Spezialistengruppe erarbeitete Empfehlungen an die sich die Körperschaften halten sollen. Dies waren unter anderem Forderungen zur Verpflichtung der Gemeinden Mittel für den Plan zur Verfügung zu stellen, einen Zeitplan für die Verwirklichung zu erstellen, Dringlichkeitsreihungen und die Berücksichtigung des Sportstättenplans im städtebaulichen Konzept.

Für eine tatsächliche und effektive Umsetzung des Sportstättenplans ist aber eine Identifikation der Bevölkerung mit dem Plan notwendig und die Bevölkerung sollte im Sinne der eigenen sportlichen Ertüchtigung daran mitarbeiten.

Im Gegensatz zum Deutschen Goldenen Plan gibt es im Österreichischen Plan für Sportstättenentwicklung keine Vereinbarung über Förderungen von Bund, Länder und Gemeinden. Durch die Festlegung der Mindestwerte pro Einwohner entwickelt sich aber auch in Österreich ein verstärkter Bau von Turnhallen, Freisportanlagen und Schwimmbädern.

Durch diese Tatsache änderte sich auch die Situation für den Unterricht für Leibesübungen an den Schulen. Zum Zeitpunkt der Erhebung waren 75% aller Volksschulen ohne Übungsstätten. Zwanzig Jahre später hat sich die Situation aber Grundlegend geändert. Die Zahl der Turnhallen hat sich von 1742 auf 4121 erhöht. Auch die Zahl an Freianlagen in

Fußballfeldgrößen hat sich verdoppelt und zusätzlich wurden noch 1708 Kleinspielfelder errichtet. Weiters konnte in den folgenden Jahren nach der Erstellung des Sportstättenplans die Qualität der bereits bestehenden Anlagen stark verbessert werden (vgl. Andrecs, 1995). Schwarz-Viechtbauer (2010) beschreibt die Aufgaben der zukünftigen Sportstättenentwicklungsplanung folgendermaßen: Die wichtigsten Aufgaben in der Zukunft sind die Sicherung des Sportbestandes und die Sanierung und Modernisierung der vorhandenen Sportmöglichkeiten. Weiters muss auf das geänderte Freizeit- und Sportverhalten geachtet und reagiert werden. Das Angebotsfeld muss vor allem in den Bereichen der kindlichen Bewegungsspiele, von Freizeit-, Trend- und Gesundheitssport stark entwickelt werden. Ziel der österreichischen Sportstättenentwicklung ist es, möglichst vielfältig nutzbare Bewegungsmöglichkeiten zu schaffen und diese dem lokalen Bedarf anzupassen. Dazu müssen die veralteten quantitativen Orientierungswerte durch standortspezifische und nutzergruppenorientierte Feinanalysen ersetzt werden. Dies kann nur erreicht werden, wenn die Entwicklung nicht mehr isoliert gesehen wird und in einen vernetzten Entwicklungsplan eingebaut wird.

Die ersten Schritte in diese Richtung wurden durch die Projekte in Hartberg und in Eisenstadt gemacht. In Hartberg ist das Maßnahmenpaket hervorzuheben, dass von zwei Agenturen erarbeitet wurde. Dies betrifft nicht nur Verbesserungen bezüglich der Sportstätten, sondern verbessert auch die Organisation und Information bezüglich der angebotenen Sportarten. Fast zur gleichen Zeit wurde in Eisenstadt, mit Hilfe der integrierten Planung, ein Sportstättenentwicklungsplan erstellt.

Das ÖISS möchte diese zwei Pilotprojekte nutzen um ein harmonisiertes Verfahren für eine Sportstättenentwicklungsplanung anzubieten. Daher wurden beide Projekte evaluiert und man kam zu der Übereinkunft, dass durch die Sportstättenentwicklungsplanung nicht nur die Sportprobleme gelöst werden, sondern diese auch mit vielen unterschiedlichen kommunalen Arbeitsbereichen verknüpft werden können (vgl. Schwarz-Viechtbauer, 2010).

Aus unserer Sicht ist derzeit die integrierte Planung, wie sie bereits in Eisenstadt verwendet wurde, die sinnvollste für Österreich. Die Bevölkerung könnte dadurch wieder mehr Vertrauen in die Politik bekommen und erkennen, dass die Politiker durchaus in der Lage sind, eine Zukunftsplanung mit den Bürgern zu erarbeiten. Die Tatsache, dass in Österreich anscheinend immer noch der „Goldene Plan“ als Sportstättenentwicklungsplan verwendet wird, sollte schleunigst geändert werden. Durch die neue Art der Planung ließen sich viele Probleme beseitigen, und es würde vermehrt auf die Bedürfnisse der Bevölkerung eingegangen werden.

3 Entwicklung des Universitätssports

Um einen hinreichenden Ausblick über eine mögliche Entwicklung eines Campusmodells auf der Schmelz geben zu können, werden wir uns auch mit der Historie des 15. Wiener Gemeindebezirks, der Schmelzgründe, des Universitätssports in Wien sowie mit der Entstehung des Universitätssportzentrums, beschäftigen. In den Folgekapiteln wurden diese Themen von uns genauer durchleuchtet.

3.1 Rudofsheim-Fünfhaus

In diesem Kapitle werden wir jetzt den 15. Wiener Gemeindebezirk, Rudofsheim-Fünfhaus, auf dem die Gründe der Schmelz liegen genauer betrachten.

3.1.1 Geografische Angaben

Der Bezirk hat eine Fläche von 3,86 Quadratkilometer auf welchem 70.800 Menschen leben (vgl. Stadt Wien, 2010).

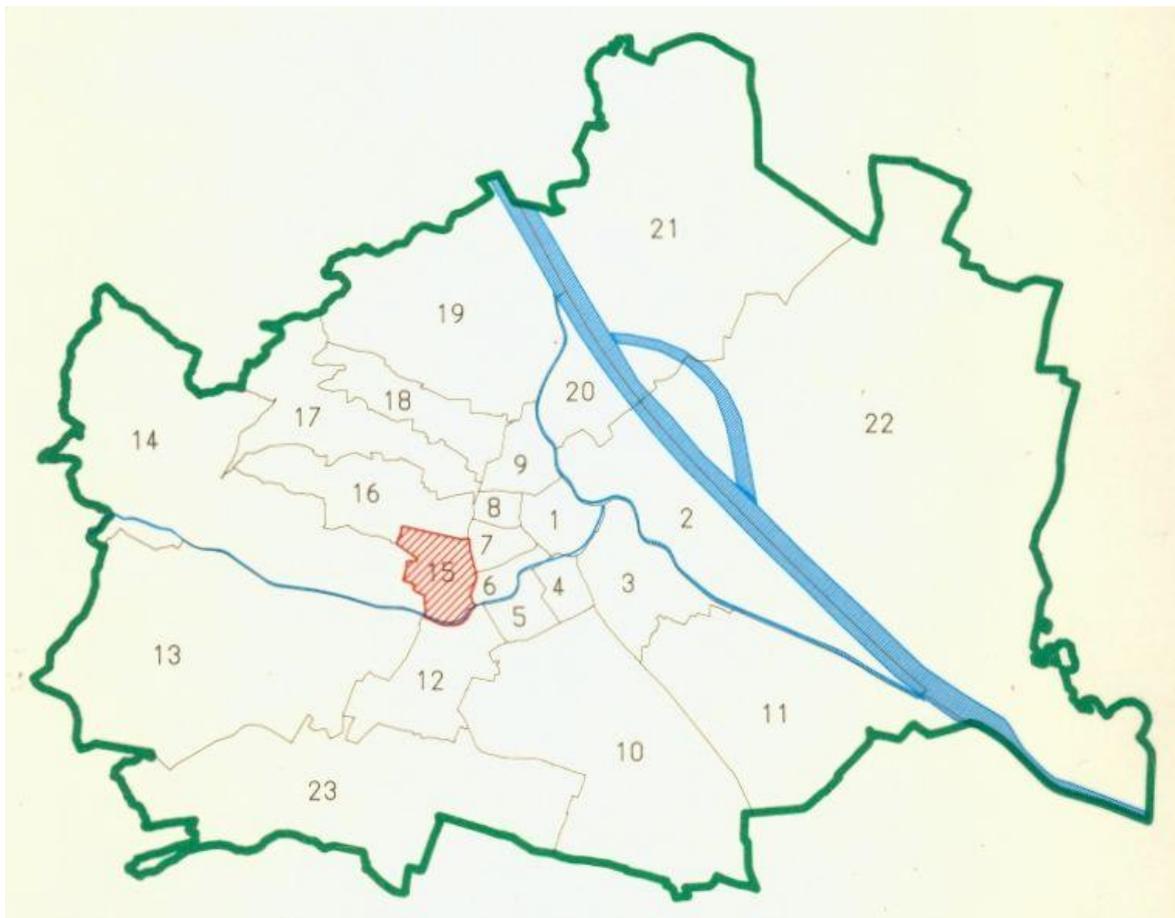


Abb. 8 - Übersichtsplan Wien (MA66, 1985, Deckblatt)

An den Bezirksgrenzen im Westen der 14. Gemeindebezirk Penzing, nördlich der 16. Bezirk Ottakring, östlich der 7. und 6. Bezirk Neubau und Mariahilf und südlich der Bezirk Meidling welcher der 12. Bezirk ist. Die Grenzen erstrecken sich im Süden von der linken Wienzeile über den äußeren Gürtel im Osten zur Gablenzgasse im Norden und im Westen über die Schanzstraße, Hütteldorferstraße, Beckmannngasse über die Linzerstraße zur Johnstraße bis hin zum Wienfluss. Die Angrenzenden Bezirke sind in der Abb. 8 gut ersichtlich (vgl. Wanura, 2007).

3.1.2 Bezirksgeschichte und –charakteristik



Abb. 9 - Bezirkswappen. (Bezirksmuseum, 2010. Zugriff am 20.02.2010 unter <http://www.bezirksmuseum.at/default/typo3temp/pics/88ecae0904.jpg>)

Das Wappen von Rudolfheim-Fünfhaus zeigt die Entstehungsgeschichte des Bezirks. Dieser gründete sich aus den ehemaligen selbständigen Gemeinden Reindorf, Rustendorf, Braunhirschen, Fünfhaus und Sechshaus.

Die Landschaft des 15. Gemeindebezirks war über viele Jahrhunderte von Weingärten geprägt. Nach der kompletten Zerstörung durch die Türken entstanden fünf neue Dörfer. Die kleinen Gruppen von Winzern und Gartenhäusern gaben dem Bezirksteilen ihren Namen. Durch die Neugestaltung Schönbrunn unter Maria Theresia entstanden viele Landhäuser von Adligen im Bezirk. Auf Grund der Poststraße, die von Wien bis nach Linz führte, entstanden weitere Gaststätten für die Versorgung der Reisenden.

Bereits 1822 wurde Fünfhaus mit 119 Häusern industriell durchsetzt. Ein kleines Industriezentrum entwickelte sich rasch in Fünfhaus, wo sich unter anderem eine Gewehrfabrik, ein Brauhaus und ein Gaswerk ansiedeln. Entlang des Wienflusses entstand das nächste Industriezentrum mit etlichen Textilbetrieben. Durch die neu geschaffenen

Arbeitsplätze wuchs die Bevölkerung an und das Gebiet der Weingärten wurde für den Bau von Wohnungen verwendet. Im Jahre 1890 wurden die Vororte von Wien eingemeindet und der heute Bezirks Rudolfheim-Fünfhaus war in Rudolfsheim-Sechshaus und Fünfhaus zweigeteilt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zählten Teile von Fünfhaus nach dem Bau der Westbahn zu den nobelsten Vororten von Wien. Dies war vor allem auf die zahlreichen Einkehrgehöfe und Hotels zurückzuführen. Nach dem ersten Weltkrieg wurde durch die Sozialgesetzgebung im Bezirk viele Sozialwohnungen gebaut und die teils schlechte Wohnsituation entschärft. Erst nach dem Anschluss an das Dritte Reich wurde Rudolfheim-Fünfhaus zusammengefasst. Nach dem Krieg herrschte vor allem um den Westbahnhof ein Bild der Zerstörung. Nahezu jede 6. Wohnung war unbrauchbar und der Westbahnhof musste komplett neu aufgebaut werden. Der 15. Bezirk viel nach dem Krieg in die französische Besatzungszone und der Wiederaufbau ging durch die geringen Mittel nur sehr langsam voran. Erst in den Jahren 1950 wurde mit den ersten Neubauten im Bezirk begonnen. Durch die vielen Industriebetriebe war die Luft- und Lebensverhältnissen in einigen Teilen des Bezirks teils sehr schlecht. Dies änderte sich erst als die Westbahn elektrifiziert wurde, was zu einer erneuten Lebensverbesserung führte. Trotzdem blieb der 15. Bezirk zum Großteil ein Industrieviertel. Der Bezirk Fünfhaus wurde erst 1957 in Rudolfheim-Fünfhaus umbenannt da er ja noch das Gebiet von Rudolfheim umfasste. Die industrielle Vorherrschaft im 15. zeigt sich auch heute noch in der Bevölkerungsverteilung. Bei der letzten Volkszählung im Jahre 1991 betrug der Ausländeranteil im Bezirk über 23 Prozent, welches dem höchsten Wert von ganz Wien entsprach (vgl. Bezirksmuseum, 2010; Stadt Wien, 2010 und Wanura, 2007).

3.2 Geschichte der Gründe auf der Schmelz

Heute lässt sich nur mehr spekulieren, wie die genannte Gegend „Schmelz“ zu ihrem Namen kam. Langezeit befand sich auf den Gründen eine Schmelzhütte, welche hier außerhalb der Wohngegenden verwendet wurde, denn Schmelzarbeiten waren zu dieser Zeit in Siedlungsgebieten verboten. Erst im Jahre 1865 wurde diese abgerissen. Schon mehr als 150 Jahre steht nun der Grund im 15. Wiener Gemeindebezirk, Rudolfsheim-Fünfhaus zwischen der Possingerstraße und der Stutterheimstraße mit ihrer Kleingartensiedlung für „körperliche Ertüchtigung“. Bereits 1850 wurde das Areal, als Exerzierplatz des K&K Militärs errichtet und bis in die Zwischenkriegszeit genutzt. Zur Veranschaulichung haben wir in Abb. 10 eine Kartographie aus dem Jahre 1897 der Firma Freytag & Berndt von Rudolfsheim und Fünfhaus eingefügt.

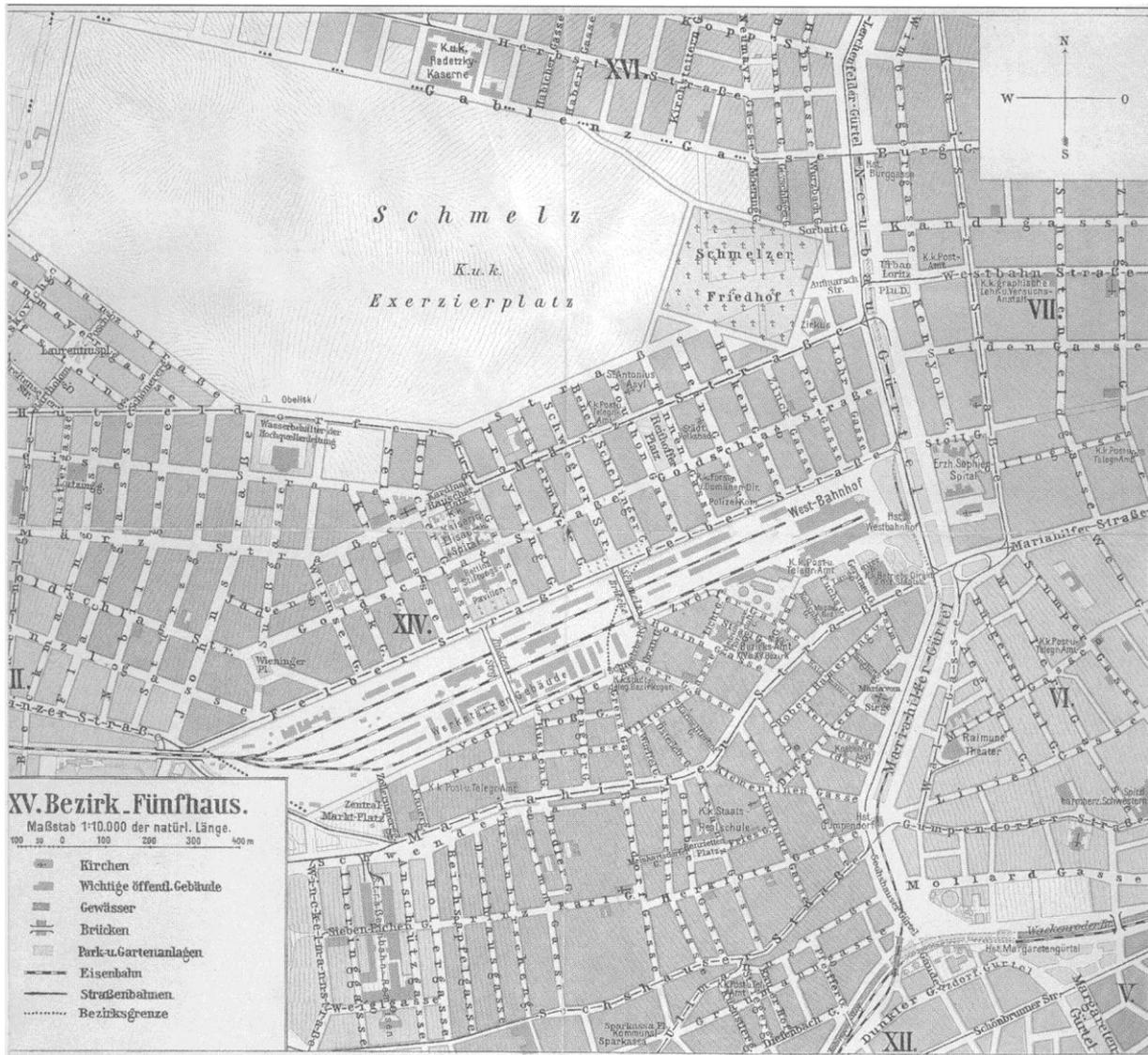


Abb. 10 - Ein Plan von Rudolfshheim und Fünfhaus aus dem Jahre 1897 (Griebel & Niederkorn, 2005, S. 2)

Anfang des 20. Jahrhunderts wurden ständig neue Projekte zur Nutzung des Areals in der Stadtverwaltung diskutiert und 1910 einigten sich Stadt und Staat auf die Errichtung einer „Modernen Galerie“ der Akademie der bildenden Künste und ein Museum der Stadt Wien. Dieses Vorhaben wurde jedoch nie umgesetzt, da es unter anderem auf der Schmelz bereits Sportanlagen auf bundeseigenem Gelände gegeben hatte. 1925 entschied sich der Verband der Arbeiter- und Soldatensportvereinigungen, aus dem später die Arbeitsgemeinschaft für Sport und Körperkultur in Österreich (ASKÖ) hervorging, die Sportanlage im östlichen Bereich des Areals zu errichten.

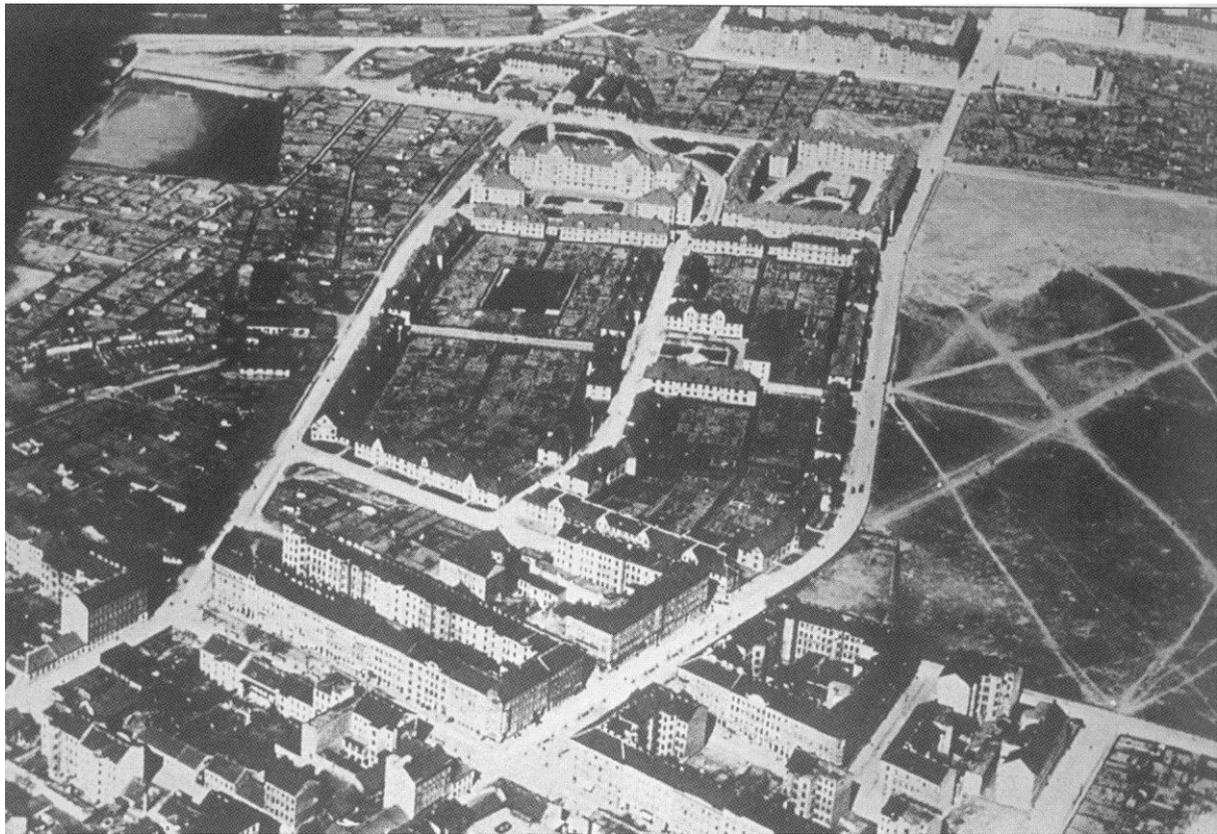


Abb. 11 - Eine Luftaufnahme der Schmelz aus dem Jahre 1925 (Griebel & Niederkorn, 2005, S. 25)

Auf der Luftaufnahme von 1925 ist diese Anlage in der linken oberen Ecke zu erkennen, siehe dazu Abb. 11. Auch die älteste Gemeindefriedhof Wiens ist auf der Mitte des Fotos abgelichtet. Als die ASKÖ die Sportstätte übernahm, wollte sie diese erweitern, jedoch waren auf dem gewünschten Bereich teils genehmigte und teils nicht genehmigte Kleingärten angesiedelt. Auf Grund der Lebensmittelknappheit um 1919, also nach dem 1. Weltkrieg, wurden die so genannten Kriegsgemüseärten, wie in Abb. 12 ersichtlich, genutzt. Nur mit der Auflage, dass in jedem Garten Gemüse und Kartoffeln gepflanzt werden, durften die Gärtner bleiben. Heutzutage finden wir in den liebevoll gepflegten Schrebergärten Rasenflächen, Blumen und Bäume.



Abb. 12 - Ursprüngliche Kleingartenanlage „Zukunft“ auf der Schmelz 1919 (Griebel & Niederkorn, 2005, S. 85)

Nach mühsamen Verhandlungen des Bundes mit der Stadt Wien kam es schließlich zu der benötigten Flächenumwidmung. Damit waren aber noch nicht alle Probleme gelöst, denn das geplante Areal schloss im Norden an den Wagenpark des Bundesheers, den so genannten Garagenbezirk, an. Schließlich kam es 1967 zu einer Einigung zwischen dem Unterrichtsministerium und dem Verteidigungsministerium, dass dieses Areal für die Erweiterung des Universitätssportzentrums zur Verfügung stünde, sobald das Heer eine Alternative für das Abstellen des Fuhrparks hätte. Im selben Jahr kam es zur Erstellung des Raum und Funktionsprogrammes, welches auch schon die Erweiterung beinhaltete. Da aber noch keine Alternative für das Bundesheer gefunden werden konnte, wurde das USZ II nicht errichtet. Südlich des 1973 fertig gestellten USZ I wurde fast zeitgleich das Gebäude für das Gymnasium auf der Schmelz gebaut. Um den Erholungscharakter rund um das neue Universitätssportzentrum im Grünen zu erhalten, wurden zusätzlich noch 380 Bäume auf dem Areal gepflanzt. Auf Grund der immer größer werdenden Forderungen des Verteidigungsministeriums konnte der Garagenbezirk erst Ende der 1970er Jahre, nach mehr als 10-jähriger Verzögerung, abgesiedelt werden. Erneute Probleme gab es Anfang der 80er Jahre mit der Umwidmung des freigemachten Areals für Sportzwecke. Nur unter der Voraussetzung, dass der Bund als Liegenschaftseigentümer einer Randverbauung mit Wohnanlagen entlang der Possingerstraße und der Gablenzgasse zustimmt, wurde die Umwidmung vorgenommen. Der entscheidende Impuls für den Bau des USZ II, mit seinen angeschlossenen Freiluftanlagen, wurde durch die Verlegung des Wasserspeichers von der

Johnstraße auf die höher gelegene "Schmelz" gegeben. Nach der Fertigstellung der beiden Universitätsgebäude ergab sich eine noch unverbaute Fläche entlang der Possingerstraße. Diese sollte laut Wünschen der Universität Wien für den Bau einer neuen Sporthalle, des USZ III, genutzt werden (vgl. Schübl, 2005; Griebel & Niederkorn 2005 und Klusacek & Stimmer, 1978). In Unterkapitel 4.1 werden wir noch genauer auf dieses Projekt eingehen.

3.3 Geschichte des Universitätssports in Wien

Das heutige Institut für Sportwissenschaften darf von sich behaupten, eine der ältesten universitären Einrichtungen dieser Art überhaupt zu sein. Bereits im Revolutionsjahr 1848 wurde eine Ausbildung für Leibeserzieher an der „Universitäts-Turnanstalt“ (UTA) für die Höheren Schulen in Wien eingerichtet. Diese Ausbildung wurde für 150 ausgewählte Studenten unter der Leitung von Rudolph von Stephani angeboten. Da zu dieser Zeit der Turnunterricht schrittweise eingeführt wurde, konnte der rasch steigende Bedarf an Turnlehrern nicht mehr durch die UTA gedeckt werden. Daraufhin beschloss das „k.k. Ministerium für Cultus und Unterricht“ im Jahre 1871 einen „Turnlehrer-Bildungskurs“ ins Leben zu rufen. Ab diesem Jahr kann man eigentlich vom Beginn der Institutsgeschichte sprechen (vgl. Schübl, 2005; Otepka, 1994 und Strohmeier, 1987/88).

Um 1900, der leibeserzieherischen und pädagogischen Reformzeit, wurde die Ausbildung den neuen und fortschrittlichen Forderungen der Mediziner und im Sinne der Sport- und Spielbewegung ausgebaut. Dadurch kam es zu einer immer stärkeren Angleichung an die Lehramtsprüfung für höhere Schulen. Österreich war in diesem Bereich auch ein Vorreiter in der Entwicklung, da von Anbeginn ein Zweifachstudium bevorzugt wurde und es eine starke Anlehnung an die Universität gab. Somit war Österreich fast die einzige Ausbildung im europäischen Raum, die diesen Weg einschlug (vgl. Strohmeier, 1987/88 und Schübl, 2005).

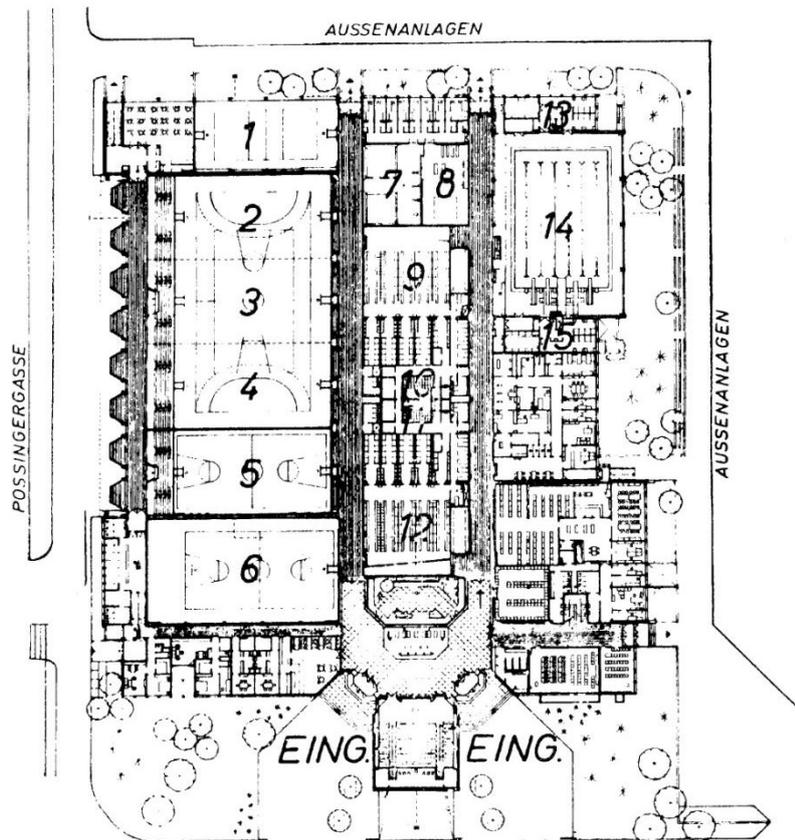
Jedoch erfolgte erst kurz nach dem 1. Weltkrieg die Trennung zwischen dem „Turnlehrerbildungskurs“ (heute: Institut für Sportwissenschaften) und der Universitäts-Turnanstalt, dem Vorgänger des heutigen Universitätssportinstituts USI. Zu diesem Durchbruch trugen die österreichischen Fachleute des „Natürlichen Turnens“, Dr. Karl Gaulhofer und Margarete Streicher einen großen Teil bei. Im Zuge der Trennung wurde unter anderem die Studiendauer auf acht Semester erhöht und die Ausbildung Personen weiblichen Geschlechts zugänglich gemacht. Einzig und allein die Einrichtung einer ordentlichen Lehrkanzel (heute: Professur) fehlte noch, um als vollwertiges Universitätsinstitut zu gelten.

Der nächste Fortschritt gelang Dr. Erwin Mehl, der 1940/41 durch ein reguläres Habilitationsverfahren eine Honorarprofessur für „Pädagogik und Geschichte der Leibesübung“ erhalten hat. Dadurch war das Dissertationsrecht am Institut gegeben. Vor

allem durch die Betreuung des Pflichtsports der Studierenden wurde in der nationalsozialistischen Zeit der Aufgabenkreis erheblich erweitert und der Name wurde auf „Hochschulinstitut für Leibesübungen“ geändert (vgl. Strohmeyer, 1987/88).

Nach dem 2. Weltkrieg im selbständigen Österreich wurde dann die Gleichberechtigung als „Institut für Leibeserziehung“ der Philosophischen Fakultät der Universität Wien erreicht. Zudem habilitierten sich auf Grund von wissenschaftlichen Leistungen Dr. phil. Hans Groll und Dr. med. Ludwig Prokop für „Pädagogik der Leibeserziehung“ und „Physiologie der Leibeserziehung“. Doch leider reichten zu dieser Zeit die zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten im Hauptgebäude und in der Sensengasse 1-3 sowie der angrenzende Universitätssportplatz nicht aus, um alle Anforderungen zu erfüllen (vgl. Strohmeyer, 1987/88, Otepka, 1994 und Schübl, 2005).

In der Zeit von 1946 bis 1975 gab es einige Pläne zur Erweiterung des Instituts, die allerdings wieder verworfen wurden. Erst zu Beginn der 1960er Jahre schien ein Bau des Universitätssportzentrums auf den ehemaligen Hakoah Sportplätzen und den daran angrenzenden bundeseigenen Grundstücken im Prater wahrscheinlich. Zeitgleich stand aber auch das Areal auf der Schmelz zur Diskussion. Während dieser Zeit trug speziell Hans Groll zur Entwicklung des Instituts bei. Neben der Weiterentwicklung des „Natürlichen Turnens“ zur österreichischen Leibeserziehung ist auch der Bau des Universitäts-Sportzentrum (USZ) (Abb. 13) auf der Schmelz sein Verdienst. Durch diesen neuartigen Bau wurde die Übersiedlung des expandierenden Instituts für Leibeserziehung aus der Sensengasse 1973 ermöglicht (vgl. Strohmeyer, 1987/88 und Schübl, 2005).



UNIVERSITÄTSSPORTZENTRUM SCHMELZ

- | | | |
|------------|----------------------|----------------------------|
| 1. HALLE 1 | 7. KONDITIONSRAUM 1 | 13. UMKL.R.MÄNNER SCHWIMM. |
| 2. HALLE 2 | 8. KONDITIONSRAUM 2 | 14. HALLENBAD |
| 3. HALLE 3 | 9. UMKLEIDER MÄNNER | 15. UMKL.R.FRAUEN SCHWIMM. |
| 4. HALLE 4 | 10. SAUNA MÄNNER | |
| 5. HALLE 5 | 11. SAUNA FRAUEN | |
| 6. HALLE 6 | 12. UMKLEIDER FRAUEN | |

Abb. 13 - Universitätssportzentrum Schmelz (Brenner, 1995, S. 30)

Den Lehrstuhl für Sportpädagogik erhielt 1977 Univ. Prof. Dr. Raimund Sobotka und 1981 konnte ein wesentlicher Fortschritt des „Instituts für Sportwissenschaften“ erzielt werden, da eine dritte Professur eingerichtet wurde. Es handelte sich um einen Lehrstuhl für Bewegungslehre/Biomechanik, berufen wurde Univ. Prof. Dr. Herbert Hatze (vgl. Strohmeyer, 1987/88).

Strohmeyer (1987/88, S. 4) schrieb im Studienführer über die Entwicklung der Studentenzahlen folgendes:

„Am Institut beendeten seit 1945 über 1700 Studentinnen und Studenten ihr Lehramtsstudium erfolgreich, rund 80 schlossen in diesem Zeitraum mit dem sportwissenschaftlichen Doktorat („Dr. phil.“) ab. Fast 1300 Studierende der Leibeseziehung oder der Sportwissenschaften gehen derzeit ihrer theoretischen und praktischen Ausbildung nach.

Gegenwärtig umfasst das Institut, zu dessen Aufgaben Lehre und Forschung für Leibeseziehung und Sport in gleicher Weise zählen, 4 Abteilungen (Pädagogik/Didaktik; Sportphysiologie; Geschichte/Soziologie; Bewegungslehre/Biomechanik).“

3.4 „Die Schmelz“

Wie bereits in den ersten Kapiteln erwähnt, gab es bereits bei der Erstellung des USZ I den Wunsch nach Erweiterungen. Alleine von 1970 bis Anfang 1990 gab es eine Verdreifachung der Studentenzahlen. Naturgemäß kam es dabei auch zu einer Erweiterung des Studienangebots am Institut. Die Studienausrichtungen Sportmanagement, Rekreation – Prävention und Trainingswissenschaften wurden bereits Anfang 1990 auf Grund von Fächerkombinationen angeboten. Um den gestiegenen Andrang auch räumlich zu bewältigen, musste eine bauliche Erweiterung des USZ I erfolgen. Der Bedarf an zusätzlichen Sportflächen, Labors, Seminar- und Büroräumen war daher ausreichend gegeben. Nach der langjährigen Planung konnte am 1. Oktober 1991 (mit dem Rohbau wurde nach Schwierigkeiten mit dem Aushub - Relikte aus dem 2. Weltkrieg wurden im November 1991 gefunden und entsorgt) endlich mit dem Bau begonnen werden und nach 24-monatiger Bauzeit eine zeit- und fristgerechte Fertigstellung am 30. September 1993 erfolgen. Folgende Bereiche wurden im neuen USZ II untergebracht bzw. nutzten die Räumlichkeiten:

- Institut für Sportwissenschaften (Abteilungen: Pädagogik, Sportpsychologie, Soziologie, Sportphysiologie und Prävention und Rekreation, Biomechanik/Bewegungslehre, Trainingslehre-Methodik-Sportmanagement und Sportgeschichte)
- Bibliothek und Dokumentation
- USI – Universitätssportinstitut
- USZ – Universitätssportzentrum
- BAfL – Bundesanstalt für Leibeserziehung (in Zukunft genannt BSPA - die Bundessportakademie)
- Unterirdische Garage mit 41 PKW-Abstellplätze

Dieser moderne Bau wurde zusätzlich mit zwei Gymnastikhallen, einem Tanzstudio sowie einem Hörsaal für 60 Besucher, mehreren Seminar- und Gruppenräumen, einem EDV-Lehrraum, Laborräumen für die Abteilungen Sportbiomechanik, Sportphysiologie und Sportpsychologie ausgestattet. Der Bibliotheksspeicher wurde mit Kompaktregalen ausgestattet, welche die Stellfläche bei gleicher Raumgröße um ca. 60 Prozent vergrößert. Laut dem zuständigen Architekten Dr. Harry Glück wurde das Gebäude als kubischer Zweckbau konzipiert. Die verschiedenen großen Fensterhöhen bzw. -größen ergaben sich durch die unterschiedlichen Raumfunktionen. Die extravagante und dynamische Gestaltung des Stiegenhauses soll die Motorik des Sports zum Ausdruck bringen. Durch den Neubau in

der Possingerstraße und dem Wohnbau in der Gablenzgasse konnte erreicht werden, dass der Straßenlärm nicht zu den innen liegenden Sportplätzen durchdringt. Trotz der Neu- bzw. Umgestaltung des Geländes und den darauf befindlichen Sport- und Grünanlagen blieb die umwelthygienische Funktion einer solchen Anlage in Bezug auf Luftqualität und Stadtklima in einem rundum dicht verbauten städtischen Raum erhalten (vgl. Bundesbaudirektion für Wien, Niederösterreich und Burgenland, 1994).

In den letzten Jahren kam es zu einigen Renovierungen und Adaptationen. Als größte Renovierungsmaßnahme galt die Generalsanierung des Hallenbads auf der Schmelz im Jahre 1995/96, mit Kosten in Höhe von 13 Mio. Euro. Mehr als 10 Jahre später wurden die Umkleieräume der Schwimmhalle modernisiert. Zu dieser Zeit mussten erneut Renovierungen am Schwimmbecken durchgeführt werden. Eine erst 2007 fertig gestellte Erweiterung des USZ I hat neuen Platz für das ÖISM (Österreichisches Institut für Sportmedizin) und die Sportakademie (vormals BAfL) geschaffen. Mit der Fertigstellung können die administrativen Räumlichkeiten optimal genutzt werden und auch das sportmedizinische Zentrum entspricht nun den aktuellen Anforderungen an ein solches Institut.

4 Zukünftige Projekte

Während unserer Ausbildung am Zentrum für Sportwissenschaft und Universitätsport (ZSU) konnten wir die nachstehenden Projekte bereits kennen lernen. Im Rahmen diverser Exkursionen haben wir uns dann auch intensiver mit diesen Bauprojekten, vor allem im Hinblick auf eine Integrationsmöglichkeit für behinderte Studenten und Sportler, auseinandergesetzt. Wie diese Projekte im Detail ausschauen, haben wir in den folgenden Unterkapiteln zusammengefasst. Diese Baupläne bilden den Grundstock unseres fiktiven Campus, mit dem wir uns zu einem späteren Zeitpunkt beschäftigen werden.

4.1 Ausblick USZ III

Nach der Jahrtausendwende hat die damalige Bundesbaudirektion für Wien, Niederösterreich und Burgenland, heute bekannt als Bundesimmobilien Gesellschaft (BIG), den Auftrag zum längst überfälligen Bau des USZ III ausgeschrieben. Sieger der zweistufigen EU-weiten Ausschreibung wurden das Architektenduo Rita Reisinger und Johannes Scheurecker. Laut Wettbewerbsbüro haben sie die Aufgabe der dringend notwendigen Erweiterung einer ganzjährig nutzbaren Sporthalle am besten erfüllt. Es ging darum, eine 3-fach-Turnhalle, eine Geräteturnhalle, eine Fechthalle, einen Krafttrainingsraum und eine Kletterwand sowie eine 200m Indoor-Rundlaufbahn im neu zu gestaltenden USZ III zu integrieren. Die jährlich anfallenden Betriebskosten sollten dabei

möglichst gering gehalten werden. Abb. 14 zeigt einen Übersichtsplan der zu bebauenden Fläche auf den Schmelzgründen.



Abb. 14 - Übersichtsplan USZ1-3 (Lechner, 2007, Zugriff am 10.05.2010 unter http://sharepoint.hlechner.at/sites/hlztg/05_bilder/wbw222_usz.jpg)

Im Anschluss werden wir die Ideen und Pläne des Architektenduos vorstellen, um einen Einblick in die neue Gebäudestruktur zu geben. Der Neubau des USZ III wurde direkt an die städtebauliche Kante der Possingerstraße gelegt. Durch die plakativen Ausformungen passt dieser zum städtischen Umfeld und zum Straßenraum. Im Obergeschoss befindet sich die in der Ausschreibung geforderte Fechthalle. Darunter befindet sich der Luftraum der Indoorlaufbahn. Dieser Luftraum wird auch als Verbindung zwischen USZ I und USZ II benutzt. Über eine Abzweigung kommt man zur Mensa und den anderen Räumlichkeiten im Obergeschoss. Eine Verbindungsröhre zu den Zuschauertribünen des USZ I wird ebenfalls in den Eingangsbereich im Obergeschoß münden. Die Laufbahn im Untergeschoß und die Räumlichkeiten im Obergeschoß werden auch über eine Rampe, am Ende der 3-fach-Turnhalle, erreichbar gemacht. Die Mensa wird komplett im Neubau integriert und hat von dort Sichtverbindungen in die Turnhalle, zur Kraftkammer, zur Fechthalle, zur Kletterwand und in den Freibereich zwischen USZ I und USZ III. Fast auf allen Wegen wird es möglich sein, in die angrenzenden Hallen zu schauen und die sportlichen Aktivitäten zu verfolgen. Die Kletterwand verbindet alle Geschosse und dient zusätzlich der Entlüftung des Indoor-Bereichs. Wie von der BIG gefordert, wurde sehr viel Wert darauf gelegt, dass die Anlage energiesparend ausgeführt wird. Durch die Ausnutzung der Umweltenergien (Solardach, Erdwärmetauscher) und die Schachtlüftung haben es die Architekten geschafft, die Kosten auf ein Minimum zu reduzieren. Um die Fläche der Indoor-Rundlaufbahn besser zu nutzen, werden die benötigten Lager- und Archivräume im Innenfeld des Laufbereichs aufgehängt. So wird der Platz besser genutzt, ohne jedoch die Sichtverbindung zu beeinträchtigen. Da im nördlichen Freibereich Sitzstufen für Zuschauer geplant sind und westseitig sich auch ein

Luftraum befindet, ist eine ausreichende natürliche Belüftung, ohne störende Blendwirkung, vorhanden (vgl. Scheurecker, 2007).

Zur Veranschaulichung noch eine westliche Ansicht des geplanten USZ III (Abb. 15).

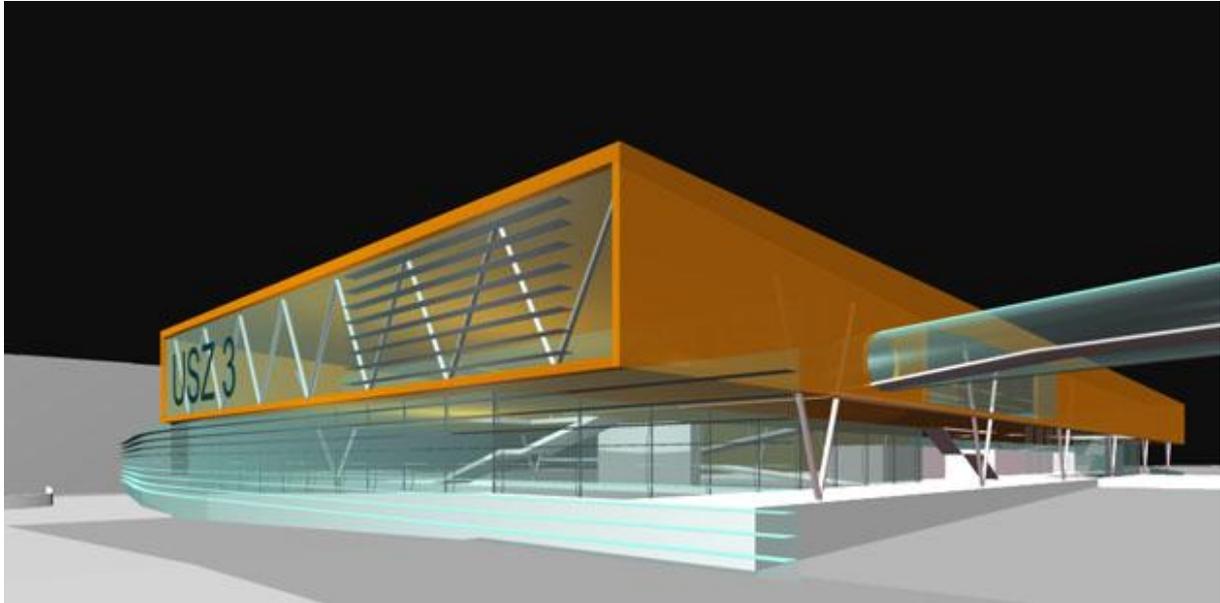


Abb. 15 - geplantes USZ3 (Scheurecker, 2007, Zugriff am 10.05.2010 unter <http://www.architektur-scheurecker.com/architektur/offbau/usz/1.htm>)

4.2 *Der ASKÖ Freizeitpark neu*



Abb. 16 - ASKÖ Überblick (Werkstatt Grinzing, 2007)

Einen großen Schritt zur Entwicklung eines Campusmodells auf der Schmelz wird dieser behindertengerechte Neubau machen. Der Multifunktionsbau ermöglicht es u.a., den Studenten und Lehrenden einen Wohnplatz in direkter Nähe zu ihrer Universität zu garantieren. Neben den Zimmern, wird dieser Bau auch Sportflächen des ASKÖ, eine Kletterhalle der Naturfreunde und eine neues Sportbuffet enthalten. Das Gebäude soll auf dem ca. 7.700 m² großen Areal, das bereits im Besitz des ASKÖ ist, erbaut werden (Abb. 16).

Der fertig gestellte Komplex sollte knapp 10.000m² Nutzfläche haben. Von diesen 10.000m² entfallen 4.600m² auf die 129 Heimeinheiten mit 235 Zimmern. Die ASKÖ erhält neue Sportflächen im Ausmaß von 1.500m², und die Kletterhalle sollte ca. 1.300m² haben. Der neue Gastronomiebereich wird 270m² umfassen. Der Rest entfällt auf die Erschließung des Heims und Gemeinschaftsflächen bzw. -terrassen für die Heimbewohner (Abb. 17).

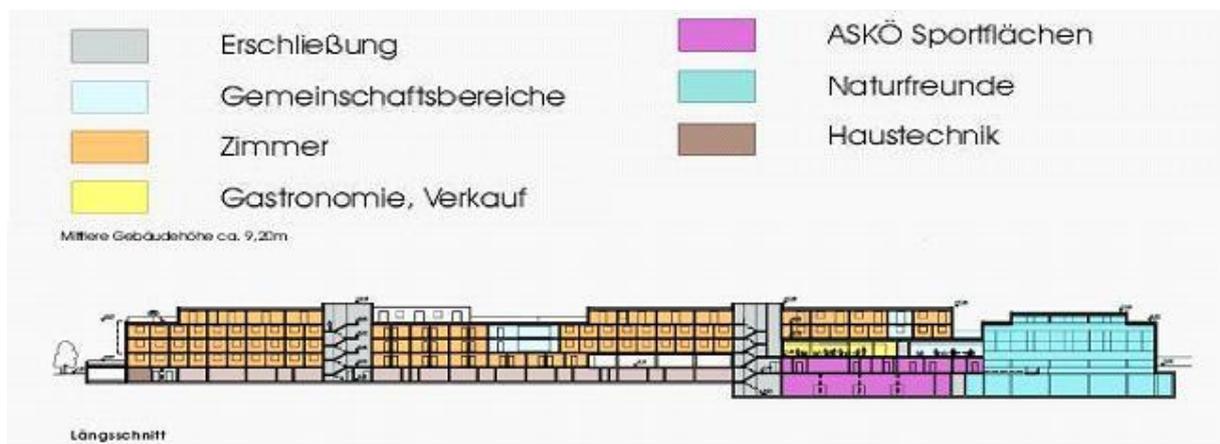


Abb. 17 - ASKÖ Gebäudelängsschnitt (Werkstatt Grinzing, 2007)

Durch den Bau der Kletterhalle der Naturfreunde wird mit hoher Wahrscheinlichkeit die Kletterwand im Gebäude des USZ III nicht gebaut werden. Es ist außerdem anzumerken, dass die Zimmer nicht nur für Studenten vorgesehen sind. Es werden einige Zimmer auch für die Bundessportakademie (BSPA) und die ASKÖ selbst reserviert bleiben, da beide immer wieder Fortbildungskurse für ganz Österreich anbieten. Viele dieser Zimmereinheiten werden wie der ganze Bau behindertengerecht gebaut (Abb. 18). Dadurch wird es möglich sein, alle Einrichtungen zu erreichen, ohne die Stiegen benutzen zu müssen (vgl. Werkstatt Grinzing, 2007).

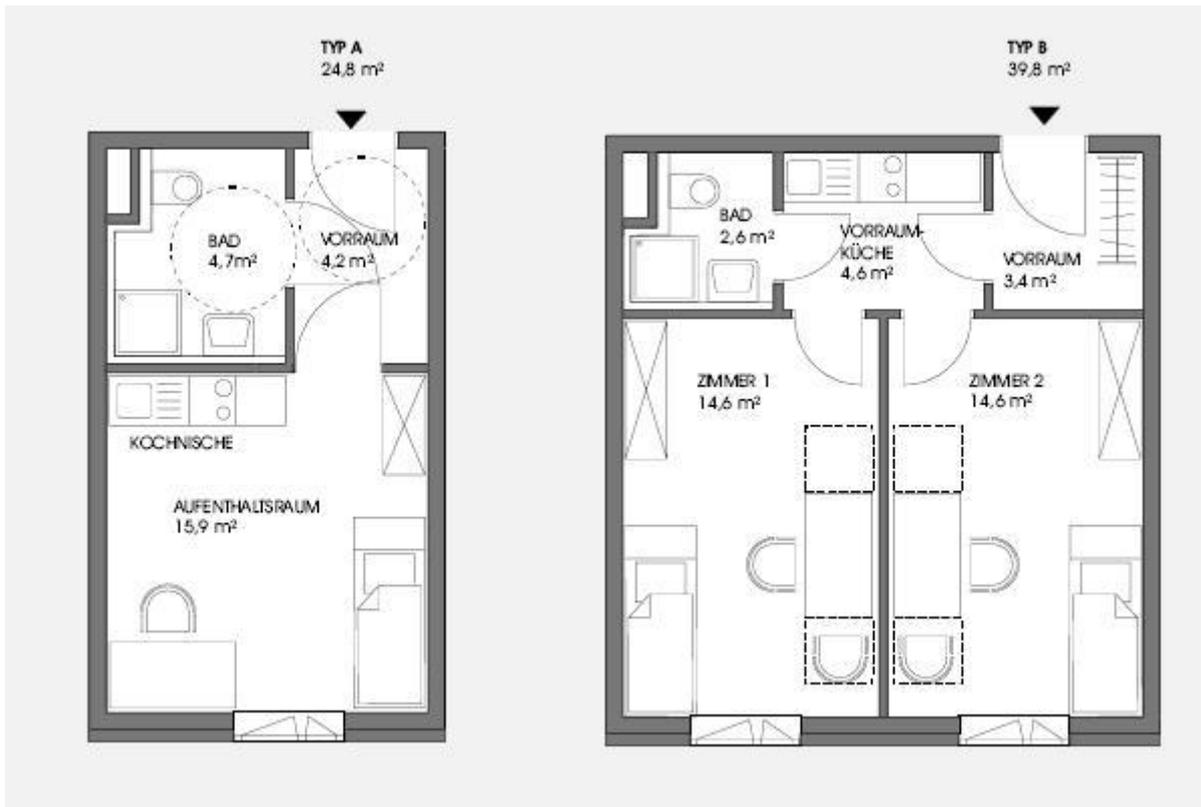


Abb. 18 - ASKÖ Heimzimmer (Werkstatt Grinzing, 2007)

4.3 Die Radetzky-Kaserne

Neben den bereits vorgestellten Projekten, die mit großer Wahrscheinlichkeit verwirklicht werden, gibt es noch die Idee, die Radetzky-Kaserne in der Gablenzgasse in dieses Campusmodell zu integrieren. Es sollen dort die ohnehin überfüllten Sportgymnasien, wie z.B. das ORG für Leistungssport Maroltingergasse in 1160 Wien, Entlastung finden. Weiters sollten auch die in der Stadtentwicklung enthaltenen Bewegungskindergärten und die Sportvolksschulen in der Radetzky-Kaserne dort beheimatet werden. Die Konzentration an einem Ort würde für alle viele Vorteile bringen. Die Zusammenarbeit mit den Vereinen könnte verbessert werden, die Schulen könnten die umfangreichen Sportanlagen und auch die sportmedizinische Versorgung mitbenützen. Für die Schüler, die von außerhalb anreisen, würde dann bereits ein Heim in der Nähe der Schule zur Verfügung stehen. In der Radetzky-Kaserne sind derzeit das Militärkommando Wien und mehrere Dienststellen des Bundesministeriums für Landesverteidigung und Sport beheimatet. Für diese Institutionen muss dann ein adäquater Ersatzstandort gefunden werden (vgl. Werkstatt Grinzing, 2006).

Wie bereits erwähnt, sollen auf dem ca. 15.000m² großen Grundstück die neuen Räumlichkeiten entstehen. Im derzeitigen Komplex sollte das Objekt 5 abgerissen (Abb. 19) und stattdessen ein neues Gebäude errichtet werden.

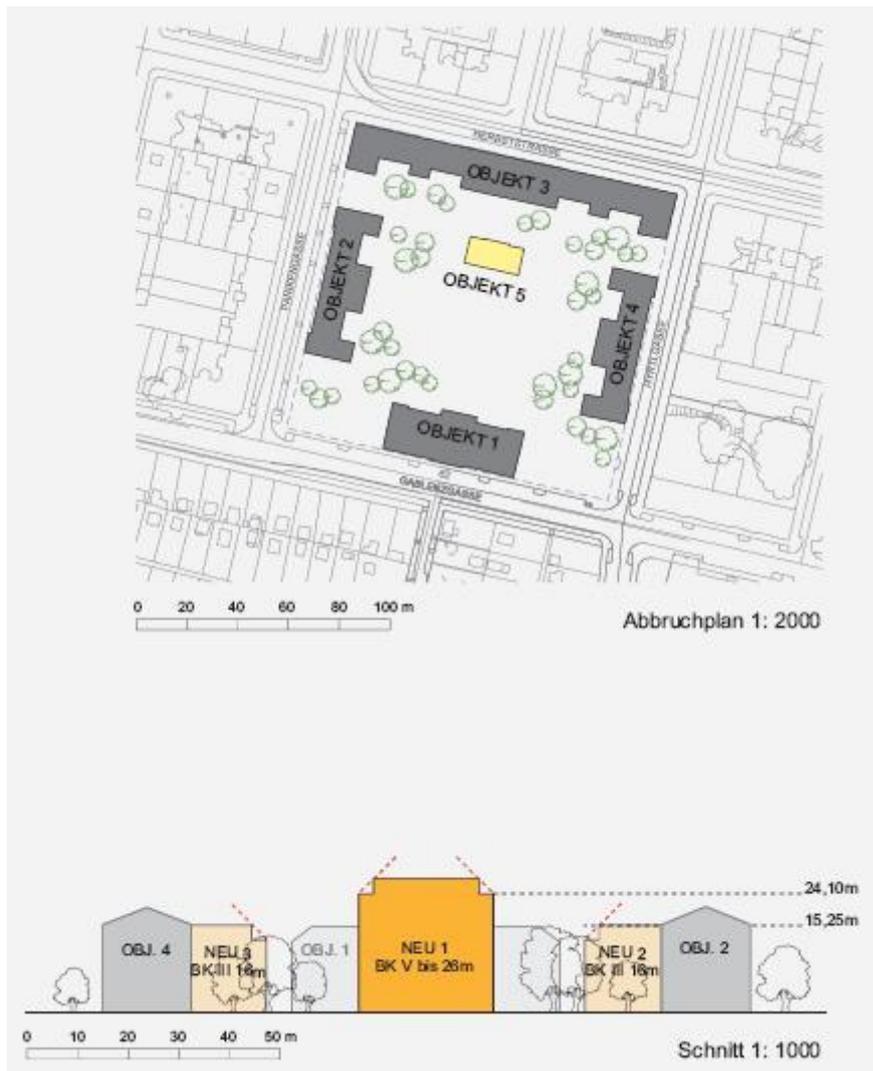


Abb. 19 - Radetzky-Kaserne Abbruchplan (Werkstatt Grinzing, 2006)

Die Nutzfläche soll dadurch von ca. 11.000m² auf ca. 21.000m² angehoben werden. Dies wird durch die Errichtung von drei neuen Gebäuden erreicht. Das erste, wie bereits erwähnt, in der Mitte des Areals und die anderen zwei sollten entlang der Gablenzgasse gebaut werden. Wobei der Baukörper 1 (Abb. 20) mit einer Höhe von max. 26 Metern ca. 6.000m² und die Baukörper 2 und 3 (Abb. 20) ca. 4.000m² zu der Nutzfläche beitragen.

Um dieses Projekt auch noch zu einem späteren Zeitpunkt zu vernünftigen Preisen, realisieren zu können, wurde in einer Sitzung am 30. Juni 2005 eine begrenzte Bausperre über dieses Areal verhängt (vgl. Werkstatt Grinzing, 2006). Da die zuständige Stelle jedoch die Kaserne nicht freigibt, können weitere Zusammenlegungen von Sportschulen und die Entwicklung neuer Synergien in der Organisation nicht geschaffen werden.

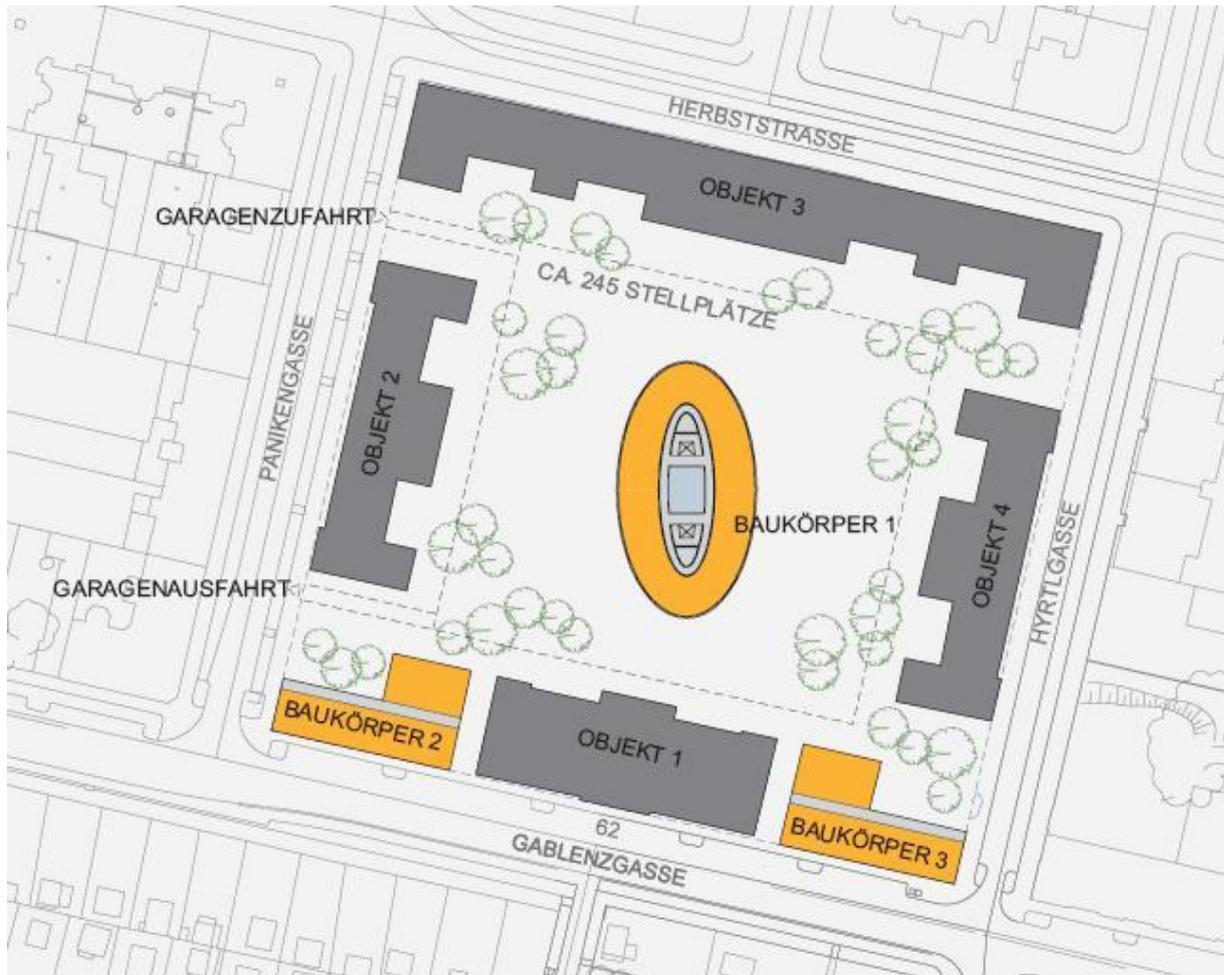


Abb. 20 - Radetzky-Kaserne Neubauten (Werkstatt Grinzing, 2006)

4.4 Fiktiver Campus auf der Schmelz

Nachdem wir jetzt die bereits geplanten Projekte vorgestellt haben, werden wir uns mit unserem fiktiven Campus befassen. Zuerst möchten wir klar definieren, was überhaupt ein Campus ist und welche spezifischen Merkmale ein Campus hat. Nachdem der komplexe Begriff eines Campus geklärt ist, werden wir alle aus unserer Sicht wichtigen Bestandteile des Campus aufzählen. Die genaue Detailplanung überlassen wir auf Grund mangelnden Wissens im Bereich der Landschaftsplanung und Architektur den Spezialisten.

4.4.1 Definition Campus

Auf einen Campus müssen alle Einrichtungen für Forschung und Studium direkt nebeneinander liegen und durch kurze Wege verbunden sein. Aber das alleine macht noch keinen Campus im klassischen Sinne aus, es sollte daher auch das studentische Leben berücksichtigt sein. Aus dem Ursprung des Wortes Campus lässt sich jedoch eine andere Entwicklung erkennen. Demnach hatte das Wort eher wenig mit einem baulichen Aspekt zu

tun, es beschrieb nämlich die Freifläche (ein Feld) für Versammlungen, Feierlichkeiten und war somit ein zentraler Ort auf einem Gelände. Heutzutage umfasst ein Campus neben den Einrichtungen für Studium und Forschung zumindest auch ein Studentenheim sowie Versorgungseinrichtungen und Freiflächen zur Erholung. Mittlerweile unterscheidet man aber schon diverse Campusmodelle, nicht nur in Studium und Forschung, sondern auch bei Firmengeländen usw. Um für unser Campusmodell eine Beschreibung zu finden, werden wir uns kurz mit den Unterschieden des amerikanischen und europäischen Campus befassen. Vorweg muss natürlich noch erwähnt werden, dass der amerikanische Student, sein Studentenleben als Zwischenstufe zum Erwachsenwerden sieht, wobei der europäische Student sich eher schon als Erwachsener sieht, wenn er sich für ein Studium entscheidet (vgl. Elbe & Wilhelm, 2004).

- Amerikanischer Campus:

Wenn man von einem Campus spricht, denkt jeder sofort an die bekannten Campusmodelle aus Amerika. Hierbei handelt es sich um einen Ort, an dem es eine enge Verflechtung der Lebens- und Arbeitsgemeinschaft von Studierenden und Lehrenden gibt. Diese Nähe entwickelte sich aus der Geschichte des Landes und deren Bildungseinrichtungen. Viele Colleges und Universitäten entstanden im „wilden“ Land, also fernab einer Stadt. Das erklärt auch, warum auf einem typischen amerikanischen Campus alle Einrichtungen des täglichen Lebens zu finden sind. Wenn keine angrenzende Stadt für die Versorgung der Lehrenden und Lernenden aufkommt, so ist völlig klar, dass von der Kirche bis zum Sportstadion und vom Lebensmittelhändler bis zum Abendlokal, alles am Campus zu finden sein muss. Auf manchen amerikanischen Campusmodellen finden sich bereits auch schon Firmengebäude und Forschungszentren, um die Studenten am selben Ort zu halten. Auch aus diesem Grund haben viele amerikanische Studenten Angst davor, den geschützten Bereich des Campus zu verlassen. Mittlerweile hat sich das Bild insoweit verdichtet, dass in Amerikas Eliteuniversitäten ein besonderer Raum für Sport und Kultur geschaffen wurde, welcher anderswo vielleicht nicht mehr so leicht zu finden ist bzw. nicht mehr finanziert werden kann. In Amerika ist das Studentenleben eng verknüpft mit dem Leben und Wohnen am Campus. Die ausgewählte Wohngemeinschaft verpflichtet oft zu einer lebenslangen Mitgliedschaft. Was wiederum die Wichtigkeit der Ehemaligen vor allem auch hinsichtlich der Finanzierung, auch die der Universität, hervorhebt. Der amerikanische Campus ist auf alle Fälle ein in sich geschlossenes System, egal ob das als positiv oder negativ zu beurteilen ist (vgl. Elbe & Wilhelm, 2004).

- Europäischer Campus:

In Europas Geschichte bildeten die Universitäten keine eigene Stadt, sondern konzentrierten sich auf die Wissensvermittlung in einer Stadt. Diese Universitäten waren ursprünglich Gemeinschaften von Lehrenden und Lernenden (*universitas magistrorum et scholarium*) und bedeuteten für eine Stadt ein hohes Ansehen. Eine klassische Universität, im Gegensatz zu einer Hochschule, muss vier Ansprüchen genügen:

- Zeitlich: Allgemeingültiges Wissen ohne Verfallsdatum
- Sozial: Bildung wird allen angeboten, egal welcher Herkunft
- Sachlich: Alle Wissenschaften werden angeboten, und die Universität verfügt damit über eine entsprechende Heterogenität
- Räumlich: Abwesenheit von (lokalen) Verwendungseinschränkungen der erworbenen Grade

Die europäischen Universitäten sind eng verbunden mit ihrer Heimatstadt und prägen somit oft das eigentliche Stadtbild mit. In jeder Stadt gibt es eigene Studentenviertel und jede Branche hat diese Gemeinschaft als Zielgruppe erkannt. Auf der anderen Seite wird auch das Universitätsgelände für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht und die Grünflächen werden somit oft von verschiedenen Personen als Ruheoasen genutzt. Auch die Versorgung der Studenten übernehmen die Nahversorger und sonstige Einrichtungen, die in der Nähe der Universität angesiedelt sind. Die typischste universitäre Einrichtung auf einem europäischen Campus ist wohl immer noch die Mensa. Aber auch andere Einrichtungen finden sich mittlerweile auf einem Campus in Europa. Das sind vor allem die Universitätssportzentren, die für Lehrende und Lernende gegen eine geringe Gebühr zur Verfügung stehen. Aber im Gegensatz zu Amerika, wo es keine Vereinskultur im klassischen Sinne gibt, handelt es sich hierbei nicht um Leistungs- bzw. Spitzensport. Hierfür ist die Vereinsdichte in Europa zu groß, als dass auch noch eine Universitätssportszene entstehen könnte. Ein weiterer Unterschied ist, dass nach dem Abschluss in Europa die Verbindung zur eigenen Universität abbricht. Das verdeutlicht nochmals, wie prägend die Studienzeit für amerikanische Studenten im Gegensatz zu uns Europäern sein muss (vgl. Elbe & Wilhelm, 2004).

Elbe & Wilhelm (2004) definieren auf S. 101 einen Campus folgendermaßen: „Der Campus ist der relationale Raum einer Hochschule. Er bildet den Entwicklungsprozess dieser Hochschule als Ganzes ab und wirkt auf ihn zurück. Der Campus kann weit über den geografischen Ort des Hochschulgeländes hinausgehen.“ Das steht eindeutig im Gegensatz zum amerikanischen Ansatz, wo ein Campus das Abbild einer Idealstadt darstellen soll.

Aus den Unterschieden der geschichtlichen Entwicklung zwischen Amerika und Europa ergeben sich daher zwei Campusmodelltypen, die auch auf Grund kultureller und gesellschaftlicher Faktoren wie folgt zu beschreiben sind (Elbe & Wilhelm, 2004, S. 103):

- Das Leben der amerikanischen Studierenden ist sehr stark mit ihrer Universität verknüpft. Die universitäre Gemeinschaft stellt nicht nur eine Bildungseinrichtung, sondern auch Familie und Freundeskreis dar. Sie ist verantwortlich für die Versorgung und das Wohlbefinden der Studierenden. Das studentische Leben findet also annähernd ausschließlich auf dem Universitätsgelände, als dem Typ von Campus, der den Begriff geprägt hat, statt. Damit bedeutet Campus eine Konzentration auf einen Ort, nicht nur im Bereich der Lehrangebote und der Lerninfrastruktur, sondern auch der Versorgung mit Wohnraum und Verpflegung, sowie mit Angeboten für eine sinnvolle und ansprechende Freizeitgestaltung.
- Das studentische Leben an europäischen und insbesondere an deutschen Universitäten sieht anders aus. Die Universität stellt insbesondere das staatliche höhere Bildungsangebot und einen Ort der Arbeit dar. Das studentische Leben ist stark mit der Universitätsstadt verbunden und prägt die Stadt. So werden viele Mietwohnungen in der Nähe der Universität angeboten und das Nachtleben spielt sich in den Studentenvierteln ab. Die Universität selbst bietet wenig sportliche oder kulturelle Aktivitäten an, weshalb die Studenten sehr mit der Stadt verbunden sind.

Der Campus bindet hier viele verschiedene universitäre und außeruniversitäre Orte zu einem Raum zusammen. Die Sicherstellung einer optimalen Verknüpfung dieser verschiedenen Orte, z.B. durch Angebote des öffentlichen Personennahverkehrs, kann hier den Campus durch Befriedigung studentischer und wissenschaftlicher Bedürfnisse, die Unterstützung von Erreichbarkeit und Zugänglichkeit festigen.

4.4.2 Konzeption für einen Campus

Anschließend werden wir die für Gothe (2009) wichtigsten Ansätze für einen optimalen Campus aufzeigen. Es handelt sich dabei um die Nutzungsmischung, Dichte, Gestalt, Verkehr, Freiraum, Sport und zentrale Einrichtungen.

- Nutzungsmischung:

Hierbei stehen zwei verschiedene Ansätze zur Diskussion. Einerseits handelt es sich bei dem einen Campus um ein abgeschlossenes System, welches von der Mit- und Umwelt abgeschlossen ist. Oft wird diese besondere Bildungseinrichtung sogar von eigenem

Personal überwacht, damit sich nur Zugangsberechtigte am Gelände aufhalten. Abhängig ist die Wahl natürlich von der geschichtlichen Entstehung der Einrichtungen. So wächst eine Universität in einer Stadt natürlich auch mit dieser zusammen. Wird jedoch ein neuer Stadtteil in Form eines Campus entworfen, so kann dieser auch für alle Beteiligten Vorteile bringen. Ist dieser jedoch nicht für alle Personen zugänglich, so können sich keine Synergien ergeben. Entscheidend ist die richtige Balance zwischen den geöffneten und den geschlossenen Teilen des Campus.

- Dichte:

In vielen schulischen und universitären Einrichtungen fehlt es an zusätzlichen Raumangeboten, Freiräumen usw. Es sollte daher angedacht werden, am jeweiligen Standort eine Verdichtung der gegebenen Infrastruktur zu vollziehen, oder einen Wechsel an einen neuen Standort in den Vordergrund zu rücken. Beides hat natürlich seine Vor- und Nachteile, die an anderer Stelle zu diskutieren wären.

- Gestalt:

In den 60er und 70er Jahren war die Architektur der Schulen ein genormtes Bauprojekt. Viele Schulen können noch heute einer Bauepoche zugeteilt werden. Heutzutage versuchen die Architekten, die beteiligten Ämter und Personen mit einem Neubau eine Corporate Identity für die Schule bzw. Universität zu schaffen. Diese sollte sich im Inneren und Äußeren der Anlage widerspiegeln. Sollte ein Campus jedoch in einen Stadtteil integriert werden, so sollte dieser auch baulich mit dem Gesamtkonzept der Umgebung im Einklang sein. Es ist hier die Aufgabe der Stadtplaner, die Partikulärinteressen der Architekten hintan zu stellen um ein Gesamtkonzept zu vertreten.

- Verkehr:

Hierbei muss ein Spagat gemacht werden zwischen der Schaffung von Ruhe- und Bewegungsräumen. Nicht überall sollten Autos Platz finden und zusätzlich muss auch ein Unterschied zwischen der Lärmbelästigung von Fahrradfahren und Fußgängern gemacht werden. Ein Anschluss an das öffentliche Verkehrsnetz muss unbedingt gegeben sein.

- Freiflächen:

Je nach inhaltlichen Überlegungen müssen Freiräume geschaffen werden. Es ist ein Unterschied, ob es sich um einen Raum des Rückzugs, der Begegnung oder der Unterhaltung handelt. Fußwege müssen so gestaltet sein, dass sie als Kommunikationswege genützt werden können. Alle Freiflächen sollten mit verschiedenen Sitzgelegenheiten ausgestattet sein, um bei Bedarf ganzjährig genützt zu werden.

- Sport:

Auch hier lassen sich große Unterschiede zwischen den amerikanischen und europäischen Universitäten feststellen. Für die amerikanischen Unis ist der Leistungssport wichtig für das Außenbild und symbolisiert gleichzeitig ein hohes Maß an Gemeinschaft und Teamgeist des Innenbilds. Auch der Freizeit- und Breitensport wird in Amerika als sehr wichtig empfunden. Daher gibt es fast auf jedem Campus extra Anlagen für den Spitzensport und Anlagen für den sportlichen Ausgleich der Studenten. Die europäischen Anlagen sind im Vergleich dazu sehr klein ausgebildet. Der Grund ist, dass die Universitäten keinerlei Wert auf Wettkampfsport legen. Im europäischen Campus wird der Freizeit- und Erholungssport in den Vordergrund gerückt. Meist finden sich kleine Sport- und Fitnessanlagen auf dem Campus, welche von allen Studenten benutzt werden können. Trotzdem sollte in jedem Campus die Möglichkeit geboten werden, sich sportlich zu betätigen.

- Wichtigste zentrale Einrichtungen:

Neben den Angeboten für die Wissensaneignung und den Sport, sollten alle Campusanlagen auch viele verschiedene Räume der gemeinschaftlichen und kulturellen Nutzung zur Verfügung stellen. Das Spektrum reicht über kirchliche Zentren, Konzerthallen, Computerräumen, Ballsäle, 24-h Cafes, Studierendenbars, diverse Versammlungsräume, Theaterhallen, Museen, „Food Courts“ bis hin zu Spitälern, die teilweise für Universitätsangehörige gratis sind.

4.4.3 Arten der Campusnutzung

Nach Gothe (2009) lassen sich fünf verschiedene, jedoch vereinfachte, Muster der Campusnutzer beschreiben:

- Für den „Homie“ stellt der Campus einen Ort dar, an dem er sich überwiegend Informationen beschafft, die er zu Hause in Ruhe verarbeitet.
- Der „Separator“ nimmt den Campus als reinen Arbeitsort wahr und trennt Studium und Freizeit auch räumlich strikt voneinander.
- Der „Integrator“ vermischt Studium und Freizeit sowohl auf dem Campus als auch außerhalb des Campus laufend miteinander, für ihn stellt der Campus einen Teilbereich seines Lebens dar.
- Der „College-Typ“ ist auf dem Campus mehr oder weniger zu Hause und gestaltet sein gesamtes Leben dort.
- Für den „Flaneur“ stellt der Campus einen Freizeitort dar, zu dem er kommt, um Universitätsflair und studentisches Lebensgefühl zu genießen.

4.4.4 Anforderungen an einen Campus

Natürlich sollte bei der Neugestaltung bzw. Umgestaltung eines Schul- bzw. Freigeländes zu einem Campus auch die Wünsche der Campusnutzer, vor allem die der Schüler und Studenten, berücksichtigt werden. Um hierzu einen Überblick zu geben, haben wir in Abb. 21 einen Vergleich der Wünsche von Studenten und der Universitätsleitung dargestellt (vgl. MA 18, 2008).

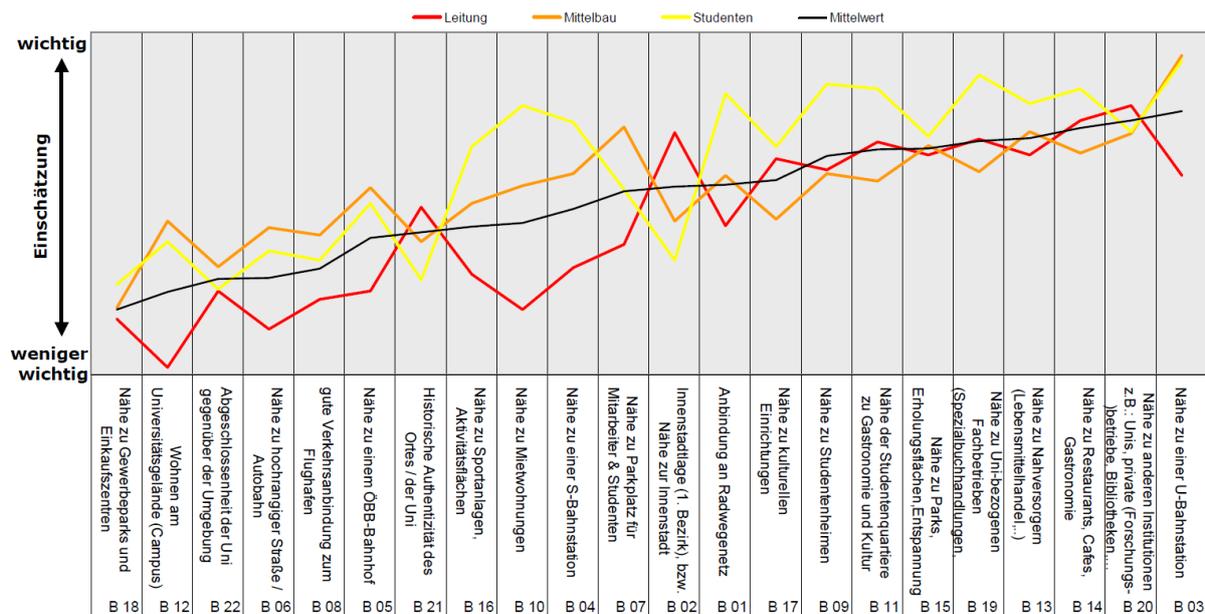


Abb. 21 - Einschätzung durch Leitung, Mittelbau und Studenten (MA 18, 2008, S. 7)

Große Abweichungen gibt es bei der Beurteilung von:

- Wohnen am Campus
- Nähe zu Sportanlagen und Aktivitätsflächen
- Nähe zu Mietwohnungen
- Nähe zu einer S-Bahn/U-Bahn
- Anschluss an ein Radwegnetz

Diese Punkte werden von den Studenten sehr gewünscht, jedoch von der Universitätsleitung nicht als wichtig erachtet. Im Gegensatz dazu ist die Nähe zur Innenstadt für die Studenten nicht entscheidend.

Detailliert sehen die Ergebnisse folgendermaßen aus:

- Hohe Übereinstimmung/Sehr wichtig:

- Nähe zu einer U-Bahnstation
 - Nähe zu anderen Institutionen z.B. Unis, private (Forschungs-) Betriebe, Bibliotheken, etc.
 - Nähe zu Restaurants, Cafes, Gastronomie
 - Nähe zu Nahversorgern (Lebensmittelhandel, etc.)
 - Nähe zu Uni-bezogenen Fachbetrieben (Spezialbuchhandlungen, etc.)
 - Nähe zu Parks, Erholungsflächen, Entspannung
- Hohe Übereinstimmung/Wichtig:
 - Nähe der Studentenquartiere zu Gastronomie und Kultur
 - Nähe zu Studentenheimen
 - Nähe zu kulturellen Einrichtungen
 - Anbindungen an Radwegnetz
- Geringe Übereinstimmung/Wenig wichtig:
 - Nähe zu einem ÖBB-Bahnhof
 - Gute Verkehrsanbindung zum Flughafen
 - Nähe zu hochrangiger Straße/Autobahn
 - Abgeschlossenheit der Uni gegenüber Umgebung
 - Wohnen am Universitätsgelände (Campus)
 - Nähe zu Gewerbeparks und Einkaufszentren

Die Anforderungen eines Campus hat Gothe (2009) in einer Befragung im Gegensatz dazu wie folgt benannt:

- Differenzierte Lernorte:

Es gelten nicht immer dieselben Anforderungen an einen Lernort. Oft werden ruhige und konzentrationsfördernde Orte gesucht, ein anderes Mal werden kommunikationsintensive Lernorte für diverse Lerngruppen benötigt.

- Kurze Wege zwischen - oder Verbindung von - Lernen, Freizeit, Nahrungsaufnahme, Kultur und Entspannung:

Das ist mitunter der wichtigste Punkt einer Campusgestaltung. Neben dem Zugang zu Sportanlagen, Aktivitäts- und Ruheflächen sollte auch ein Lebensmittelhandel angesiedelt sein. Es sollte nicht nur eine Mensa geben, sondern auch ein Cafe, welches durchaus von den Studenten selbst betrieben werden kann, um einen zusätzlichen Ort zur Kommunikation

zu haben. Das Studenten-Cafe könnte auch längere Öffnungszeiten als eine offizielle Mensa haben, um die Kommunikation auch zu späterer Stunde aufrecht zu erhalten.

- Freiflächen als Aufenthalts- und Lernräume:

Sehr positiv wird das Anlegen von Grünflächen zur Erholung, zum Lernen sowie allgemein zur Entspannung bewertet. Das rundet das Angebot ab und stellt für alle Beteiligten eine Aufwertung und Bereicherung des Campus dar.

- Wunsch nach eindeutiger Erkennbarkeit und Schönheit des Campus:

Der geöffnete Campus soll für alle eine studentische Atmosphäre ausstrahlen. Die Grünflächen sollten nutzbar gemacht werden, und auch die Wege müssen mit genügend Sitzmöglichkeiten ausgestattet sein. Zur Förderung der Identitätsbildung der Universität sollte von außen eine erkennbare Abgrenzung zur Stadt gegeben sein. Von Vorteil sind auch gut markierte Eingänge.

- Vorrang für umweltfreundliche Verkehrsmittel:

Neben den Öffentlichen Verkehrsmitteln kann auch das Fahrrad als Studentenfahrzeug Nr.1 anerkannt und akzeptiert werden. Je nach Größe des Campus sollte das Fahrrad aber auch als Fortbewegungsmittel am Campus genutzt werden dürfen.

- Fußwege als Kommunikationsstrecken:

Während des Tages werden die Wege oft zu Fuß zurückgelegt, um dabei mit seinen Kollegen über die Inhalte des Unialltages zu sprechen.

MA 18 (2008) hat folgende Faktoren zum Erfolg von Universitäten aus internationalen Vergleichen veröffentlicht.

- Rahmenangebote für Lehrende und Studierende
- Umfeld/Stadt (Internationalität, Offenheit, urbanes Angebot)
- Kontakt zur Wirtschaft, Gründungsangebote

Diese drei genannten Faktoren sind direkt durch die Gemeinde beeinflussbar und haben dadurch Auswirkung auf,

- Budgetäre Ausstattung
- Wissenschaftlicher Ruf/Standard (Lehrende, Veröffentlichungen, Auszeichnungen, etc.)

- Lehrangebot, Interdisziplinarität
- Lern- und Lehrumfeld

4.4.5 Unser Campusmodel

Nachdem wir jetzt die Vor- und Nachteile bzw. die dringend benötigten Einrichtungen eines Campus aufgezeigt haben, wollen wir uns jetzt in diesem Kapitel mit unserem Campus beschäftigen. Aus unserer Sicht ist mit den geplanten Anlagen nur ein kleines Stück einer Campuserwicklung erledigt. Wie wir aus der Theorie wissen, müssen einige andere Einrichtungen auf dem Campus errichtet werden. Welche Anlagen und Institutionen einen Platz am Campus bekommen sollten, werden wir jetzt kurz darstellen. Aus unserer Sicht erklärt es sich von selbst, dass alle neuen Einrichtungen behindertengerecht gestaltet und die bereits bestehenden dahingehend umgebaut werden. Da wir hier einen vollständigen Campus präsentieren wollen, werden der Einfachheit halber neben den neuen Gebäuden die oben erwähnten Projekte nochmals kurz angeführt.

- Bewegter Kindergarten:

Aus unserer Sicht sollte diese Einrichtung zuerst für ca. 200 Kindergartenkinder ausreichend sein. Dieser Kindergarten bildet die Basis des lebenslangen Sporttreibens eines Individuums.

- Bewegte Schule:

Die bewegte Schule setzt sich aus allen Schulstufen bis hin zur Matura zusammen. Nach Recherchen des derzeitigen Bedarfs an Sportschulen in Wien, sind wir der Meinung, dass eine maximale Schüleranzahl von 150 Schülern pro Jahrgang in den verschiedenen Schultypen ausreichend ist.

- Zentrum für Sportwissenschaft und Universitätssport:

Das Zentrum setzt sich zusammen aus den universitären Einrichtungen, dem ÖISM und dem Universitätssportinstitut. Neben dem dringend notwendigen Bau des USZ III sollte aus unserer Sicht eine Öffnung des USI-Angebots angedacht werden. Durch die Öffnung des Angebots für alle Menschen würde diese Institution als Bindeglied zwischen Bevölkerung und Universität dienen. Die Menschen würden die Universität von „innen“ sehen und könnten durch die Sportprogramme unmittelbar erleben, welchen Nutzen die Ergebnisse der Forschung und Lehre haben. Durch diesen ständigen Kontakt zu den universitären Einrichtungen könnte die Einstellung der Bevölkerung gegenüber der Universität verbessert werden.

- Leistungszentrum „West“

Der Spitzensport könnte auf der Schmelz endlich ein Leistungszentrum für den Sommersport im Westen Wiens erhalten. Die vorhandenen Einrichtungen und die Trainingsmöglichkeiten auf dem Areal bieten perfekte Bedingungen für die Athleten. Hier können nicht nur die sportwissenschaftliche und -medizinische Betreuung, sondern auch mehrtägige Trainingslager am Campus einfach umgesetzt werden.

- ASKÖ-Freizeitpark auf der Schmelz:

Durch den Neubau des Zentrums ergibt sich eine erste Annäherung an den geplanten Campus.

- Haus des Sports:

Um wirklich ein Zentrum des Sports auf der Schmelz zu errichten, wäre es empfehlenswert, das Haus des Sports mit dem Sitz der Sektion Sport, von der Prinz-Eugen-Straße auf den Campus zu verlegen. Weiters sollten alle derzeit im Haus des Sports untergebrachten Institutionen ebenfalls verlegt werden. Die wichtigsten sind das ÖISS, die Österreichische Bundes-Sportorganisation (BSO) und die Dopingkontrollkommission. Da die Radetzky Kaserne derzeit nicht für die Schule freigegeben wird, könnte mit der Idee, die wichtigsten staatlichen Sportinstitutionen in die Kaserne zu verlegen, den zuständigen Personen eine neue Sichtweise präsentiert werden.

- Institut Lebenslanges Sporttreiben:

Diese von uns geschaffene Institution würde sich speziell mit dem Thema des lebenslangen Sporttreibens beschäftigen. Auf dem Campus sollen dann Personen aller Altersklassen für dieses Thema sensibilisiert werden und durch Workshops zum lebenslangen Sporttreiben angeregt werden. Durch spezielle Ausbildungen der Übungsleiter könnten z.B. Kurse von Senioren für Senioren, von Senioren für Heranwachsende und von Studenten für Senioren angeboten werden. Weiters würde sich durch den Alterssport ein großes Praxisfeld für die Studenten auf der Schmelz ergeben.

- Gesundheitszentrum Wien 15.:

Das ÖISM ist seit 40 Jahren im österreichischen Sport für die individuelle Beratung von Spitzensportlern, Freizeit- und Leistungssportlern, sowie im Rahmen präventiver und rehabilitativer Bewegungskonzepte für Menschen aller Altersklassen tätig. In diesem Sinne sollte im Gesundheitszentrum Wien 15., die professionelle Betreuung mit erweiterten präventiven und rehabilitativen Angeboten, insbesondere zu Lebensstilberatung allen Personen zur Verfügung stehen, egal ob sie mit Bewegung anfangen wollen oder sich für ein

individuelles Angebot interessieren. Die regionalen Strukturpläne für die Gesundheit könnten durch dieses Projekt weiter vertieft werden und würden eine Aufwertung für das ganze Gebiet bedeuten. Durch die Zusammenarbeit von Ärzten, Ernährungswissenschaftlern, Physiotherapeuten sowie Sportwissenschaftlern und der Universität Wien am Campus werden die neuesten Diagnostik- und Behandlungsmethoden der Bevölkerung zur Verfügung stehen. Die präventive und therapeutische Betreuung im Bezirk würde die Lebensqualität, nicht nur in Rudolfsheim-Fünfhaus, sondern in der ganzen Stadt steigen lassen. Durch den ständigen Wissensaustausch zwischen dem Gesundheitszentrum und den ebenfalls dort angesiedelten Institutionen werden die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse rund um die gesundheitsfördernde Wirkung der Bewegung berücksichtigt. Somit ist das Gesundheitszentrum Wien 15. die erste Anlaufstelle für Personen, die gesundheitsorientierte Maßnahmen in ihr Leben lassen möchten. Durch das gut strukturierte und einfach gestaltete Gesundheitsangebot erreichen die Maßnahmen die Bevölkerung ohne Umwege. Aber nicht nur die Wiener sollen von diesem Angebot profitieren sondern auch die in Wien angesiedelten Unternehmen könnten mit ihren Mitarbeitern von den Programmen profitieren und die individuelle betriebliche Gesundheitsvorsorge nützen. Beginnend mit einer Arbeitsplatzanalyse soll schlussendlich eine maßgeschneiderte spezifische betriebliche Gesundheitsförderung mit nachhaltiger Zielsetzung für Arbeitgeber und –nehmer angeboten werden. Hierbei geht es nicht nur um die Betreuung bei Sport und Bewegung sondern auch um die Beratung bei der Ernährung. Durch die Konzentration der verschiedenen Institutionen auf der Schmelz sind alle entsprechenden Qualifikationen für Gesundheitsförderung auf höchstem Niveau vorhanden, dazu kommt, dass Fragen der Lebensstilmodifikation bzw. des Sportausübens wesentlich dazu beitragen können, die Integration von Migranten zu unterstützen, welche in diesem bzw. den Nachbarbezirken in einem relativ hohen Prozentsatz unter den Einwohnern vertreten sind.

Ein weiteres Ziel des Gesundheitszentrums in Wien 15. sollte die sektorenübergreifende Planung der Gesundheitsvorsorge für Wien sein. Es sollten daher alle wichtigen Gesundheitsinstitutionen, wie z.B. die Ärztekammer, in die Planung miteinbezogen werden. Durch die Umsetzung auf der Schmelz könnte die Zusammenarbeit zwischen der Präventiv- und der Akutmedizin verbessert werden. Das Gesundheitszentrum übernimmt im Bedarfsfall die Koordination mit den Spitälern und überweist die Bewohner Wiens an ausgewählte Spezialkliniken. Nach erfolgreicher Behandlung sollte das Gesundheitszentrum individuelle Reha-Pläne ausarbeiten und die Personen bis zur Genesung betreuen. Durch die hervorragenden Reha-Maßnahmen im Gesundheitszentrum und die langsame Heranführung an sportliche Tätigkeiten könnten viele Folgeverletzungen vermieden werden. Durch die verstärkte Zusammenarbeit mit diversen Therapeuten könnten auch etliche Verletzungen mit alternativer Medizin erfolgreich behandelt werden. Durch die hervorragenden Einrichtungen

am Zentrum könnten viele Spezialisten auf die Schmelz gelockt werden und das Zentrum zu einer Ansammlung an erfahrenen Spezialisten führen. Dies würde auch etliche Praktikplätze für die Studenten der sportwissenschaftlichen Universität eröffnen und diesen einen Einblick in weitere Berufssparten ermöglichen. Das Gesundheitszentrum Wien 15. steht unter dem Motto, dass die Vorbeugung, die Behandlung und Beratung aus einer Hand erfolgen und nur dadurch eine persönliche und professionelle Betreuung stattfinden kann.

- Österreichischer Behindertensportverband (ÖBSV):

Durch den behindertengerechten Campus könnte der ÖBSV aus dem Haus der Unfallversicherung in das Gebiet des aktiven Sports übersiedelt werden. Vielleicht könnte diese Tatsache zu einem etwas veränderten Verständnis für den ÖBSV beitragen.

- Bundessportakademie (BSPA):

Die bereits bestehende Einrichtung könnte ausgebaut und besser genutzt werden. Durch die geplanten Heimplätze könnte auch die BSPA Wien im unmittelbaren Umfeld Schlafplätze für Tagungsteilnehmer anbieten und somit die Qualität der Ausbildung heben.

- Österreichisches Olympisches Comité (ÖOC):

Das ÖOC könnte ebenfalls in der Radetzky-Kaserne eine neue Zentrale für die Administration erhalten. Durch die Nähe zur vorhandenen Infrastruktur am ZSU könnte ein beispielhafter Olympiastützpunkt für den Sommersport errichtet werden. Die Konzentration aller benötigten Einrichtungen schafft ideale Voraussetzungen für den Leistungssport.

- Nationale Anti-Doping Agentur (NADA):

Einen Platz in der umgestalteten Radetzky-Kaserne könnte auch die NADA haben. Durch die Nähe zum Sportzentrum könnten sich weitere Synergien mit der Sportwissenschaft ergeben.

- Gastronomie, Schanigärten, Studentencafes, Bars:

Neben der Mensa und dem Schutzhaus auf der Schmelz sollten noch andere Möglichkeiten geschaffen werden, um für das leibliche Wohl aller Campusteilnehmer zu sorgen.

- Fachgeschäfte:

Durch den neu entstandenen Wissens- und Bewegungsraum ist es auch sinnvoll, mehrere Fachgeschäfte auf dem Campus anzusiedeln. Neben den universitären Spezialeinrichtungen, wie z.B. Bücherei, Copy-Shop, Papierfachgeschäft, sollten auch Nahversorger auf dem Campus integriert werden.

- Wohnungen:

Neben den Wissensquartieren sind die Wohnungen eines der zentralen Elemente auf einem Campus. Durch den Neubau des ASKÖ Freizeitpark Schmelz ergibt sich hier bereits die erste Möglichkeit auf dem Campus zu leben. Weiters könnte die Stadt andenken, frei werdende Kleingartenhäuser an die Professoren und Studenten zu vermieten.

- Bank:

Um das Konzept der kurzen Wege zu fördern, sollten auch Banken am Campus angesiedelt werden. Durch die höhere Anzahl an Konsummöglichkeiten werden diese auch benötigt.

- Kulturmöglichkeiten:

Durch den Bau von Veranstaltungshallen, Konzerthallen oder Museen kann das Leben am Campus zusätzlich vorangetrieben werden. Durch diese Einrichtungen gewinnt der Campus an Attraktivität und bekommt international einen besseren Stellenwert.

- Sportfrei- bzw. Bewegungsspielplätze:

Da wir mit unserem Campus das lebenslange Sporttreiben unterstützen wollen, sollten Sportfreiplätze, die jederzeit zur Verfügung stehen, für den Breitensport errichtet werden. Hier gilt den Trendsportarten, die vermehrt unterstützt werden sollten, ein besonderes Augenmerk. Für die jüngeren Bewegungsteilnehmer sollten Bewegungsspielplätze geschaffen werden. Diese sollten neben Bewegungselementen auch Wasserstellen und einen Hügel für den Sommer- und Wintersport anbieten.

- Rad- und Gehwege:

Der Campus sollte möglichst autolos konzipiert werden. Die Einrichtungen sollten mit ausreichend breit angelegten Geh- und Radwegen miteinander verbunden werden. Diese fördern die Kommunikation aller Campusteilnehmer und regen zur Bewegung im Alltag an.

- Grünflächen:

Neben den Plätzen für Aktivitäten sollten auch ruhige Orte im Grünen für die Teilnehmer zur Verfügung gestellt werden. Neben dem Ort der körperlichen Aktivität soll durch die Errichtung des Campus auch ein neuer „Grüner Raum“ für die Teilnehmer geschaffen werden. Die Kleingärten bieten dafür eine optimale Gelegenheit und die „Grüne Lunge“ des Campus dient nicht nur zur Entspannung sondern auch als positiver Lernort.

All diese Einrichtungen haben natürlich nicht auf dem derzeit zur Verfügung stehenden Areal Platz. In Abb. 22 sehen wir einen Übersichtsplan der derzeit bei der Stadt eingereichten

Anlagen des zukünftigen Campusmodells auf der Schmelz. Weiters zeigt diese Luftaufnahme das riesige Gebiet der Kleingärten, das für eine Campusmodellentwicklung benötigt wird. Unserer Meinung nach könnten die geplanten Bauvorhaben leicht realisiert werden. Die Frage, ob das ganze Projekt realisiert werden kann, hängt sehr von der Politik ab, da die politischen Entscheidungsträger die Kleingärten in einer sozial verträglichen Lösung absiedeln müssen.

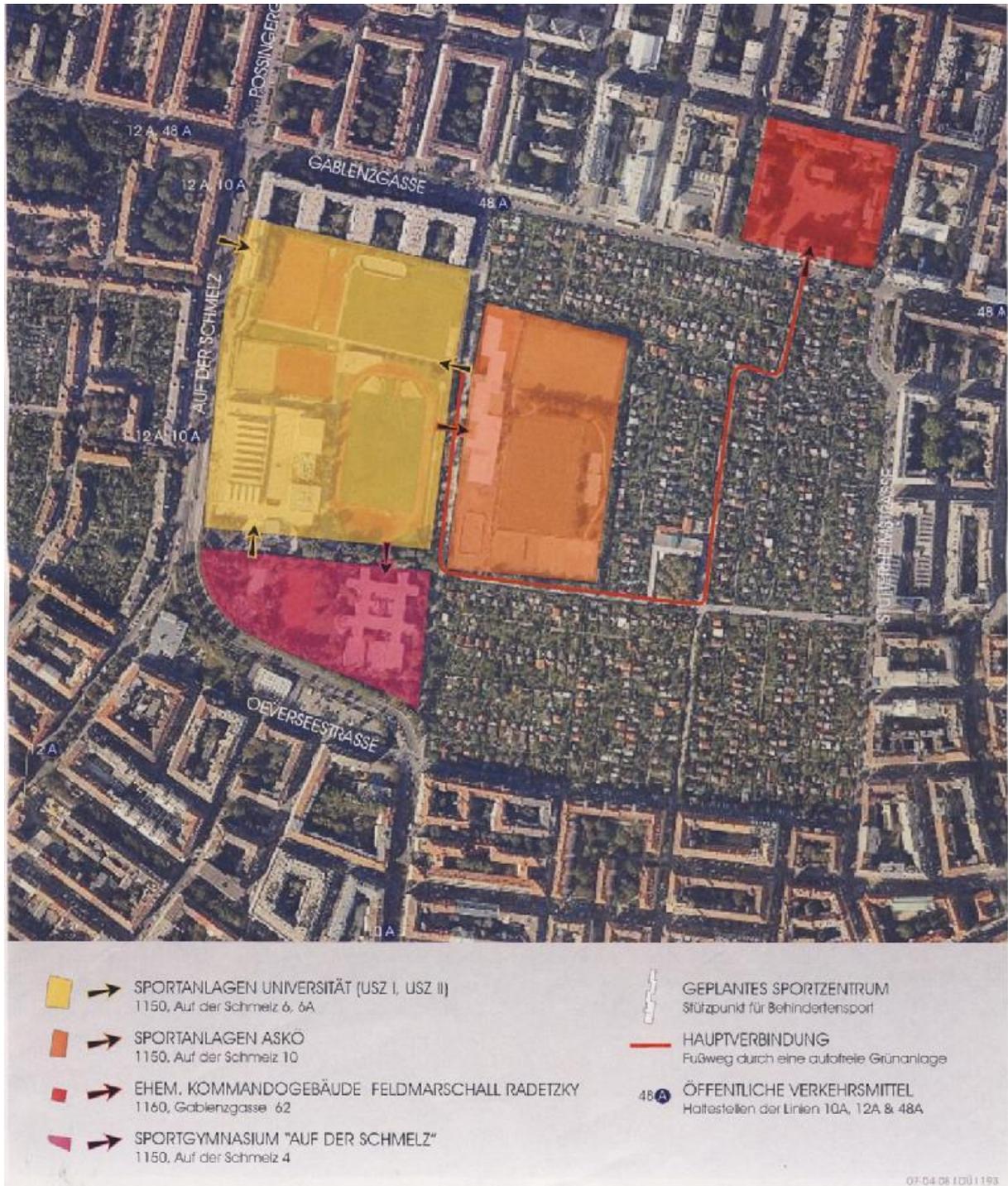


Abb. 22 - Lageplan des zukünftigen Campus (Werkstatt Grinzing, 2006)

5 Soziologische Auswirkungen des Campus

In diesem Kapitel möchten wir die positiven Auswirkungen des Campus auf die Sozialisation der Bevölkerung aufzeigen. Durch den oben geplanten behindertengerechten Campus und die damit verbundene Integration der Behindertensportler ergibt sich eine völlig neue Sozialisation. Weiters möchten wir die Auswirkungen des Campus auf das Verhalten zum und durch den Sport aufzeigen.

5.1 Sozialisation und Sport

Um ein Verständnis für die weiteren Ausführungen zu bekommen, werden wir kurz auf die Begriffsbestimmung „Sozialisation und Sport“ eingehen.

Röthig (1992, S. 404) definiert Sozialisation im sportwissenschaftlichen Lexikon wie folgt: „Sozialisation kann als ein Prozess definiert werden, durch den Mitglieder einer Gesellschaft oder einzelner gesellschaftlicher Daseinsbereiche in die Lage versetzt werden, in normativen und symbolisch strukturierten Handlungssituationen zu interagieren.“ Sozialisation bedeutet dabei im einzelnen,

- dass die in einer Gesellschaft oder in gesellschaftlichen Subkulturen bestimmende Normen, Werte, Symbole und Techniken vermittelt, verbindlich gemacht und spontan als richtig erkannt werden, (Normenkonformität)
- dass der Einzelne in die Lage versetzt wird, sich trotz normativer Zwänge und Erwartungen anderer als unvertretbares Individuum darzustellen und die Fähigkeit erhält, Rollenerwartungen und Ansprüche der sozialen Umwelt und die individuelle Persönlichkeit mit ihren Wünschen, Vorstellungen und Erfahrungen so in Einklang zu bringen, dass die Einzigartigkeit der Person bewahrt bleibt, ohne dass sie sich von Kommunikation und Interaktion ausschließt, (Ich-Identität)
- dass Rollenambivalenz, das heißt Situationen, in denen gegenseitige Erwartungen und gegenseitige Leistungen sich nicht entsprechen und damit Versagungssituationen auftreten können, bewältigt und damit Eigenständigkeit und Selbstverantwortlichkeit dort entwickelt wird, wo die stabilisierende Kraft sozialer Normen fehlt bzw. soziale Normen einen breiten Handlungsspielraum zulassen (Ich-Stärke),
- dass der Einzelne Identität und Ich-Stärke mit sozialen Verpflichtungen gegenüber anderen zu verbinden und zu integrieren vermag (Solidarität).

Unterstützung bei der Entwicklung von Selbstwertgefühl, Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein ist das primäre Ziel in der Erwachsenenbildung. Auch behinderte Menschen wollen ihrem Alter entsprechend wahrgenommen und angesprochen werden, denn nur so können sie sich ebenfalls als Erwachsene fühlen. Diese Grundvoraussetzung ist notwendig, damit in der Freizeitgestaltung partnerschaftliche und freundschaftliche Interaktionen und Beziehungen zustande kommen können. Weiters ist es wichtig, dass sich behinderte Personen freiwillig zu etwas entschließen oder etwas ablehnen, selber planen, mitbestimmen bei der Vorbereitung und Durchführung von bestimmten Aktivitäten, eigene Interessen und Vorlieben entwickeln, um eine Eigenständigkeit zu behalten (vgl. Mattivi 1994 und Leber 2001).

Neben der Familie und der direkten Umwelt eines Individuums gilt auch der Sport als Sozialisationsinstrument in vielerlei Hinsicht. Einerseits entsteht Sozialisation im Zusammenhang mit dem Schulsport, welcher oft den ersten Kontakt herstellt, andererseits natürlich in weiterer Folge durch den Vereinssport. Oft ist die Beziehung Lehrer bzw. Trainer gegenüber Schüler bzw. Sportler, aber natürlich auch die Beziehungen innerhalb der Gruppen dafür ausschlaggebend.

Jochheim und van der Schoot (1981) beschreiben die sozialen Funktionen des Sports wie folgt:

- Sport als Tätigkeitsfeld zu Entwicklung und Förderung sozialer Einstellungen und Verhaltensmuster
- Sport als Gefüge sozialer Normen, Regeln und Rollen
- Sport als Handlungsfeld mit der Möglichkeit zur Setzung und Erreichung eigener Normen durch persönlichen Einsatz
- Sport als Feld zur Intensivierung sozialer Kommunikation und Interaktion sowie Gruppenintegration
- Sport als Bereich zur Prägung von Sozialitäten, wie z.B. das Erlernen der Fähigkeit der Kommunikation, der Risikobereitschaft und Konfliktüberwindung des sozialen Verhaltens und den dazugehörigen sozialen Normen
- Sport als Institution, die die Funktion besitzt, Mängel und negative Folgeerscheinungen einer unzureichenden bzw. gestörten Sozialisation zu beheben oder auszugleichen; Mängel, die sich beispielsweise auch in einer Beeinträchtigung der Motorik und mangelndem Selbstvertrauen ausdrücken können
- Sport als sozialer Erfahrungsraum der Gleichaltrigen

Leber (2001, S. 29) weist jedoch auf folgende Gefahren, welche in diesem Zusammenhang oft in Vergessenheit geraten, hin: „Der Sport kann den Charakter eines Individuums nicht nur entwickeln, sondern auch zerstören, den Menschen nicht nur integrieren sondern auch entgegenstellen, nicht nur zum Patriotismus veranlassen sondern auch zum Nationalismus bzw. Chauvinismus verleiten.“

Durch die genannten Punkte erkennt man bereits die verschiedenen Ausprägungen, wie sich die soziale Einstellung speziell gegenüber Behinderten äußern kann. Tröster (1990, S. 56) schreibt zu den Einstellungen gegenüber Körperbehinderten, dass diese als

„dauerhafte, über unterschiedliche Situationen und Zeitpunkte hinweg stabile Disposition verstanden werden, auf behinderte Personen mit positiven oder negativen Gefühlen zu reagieren, vorteilhafte oder unvorteilhafte Meinungen über sie zu vertreten und sich gegenüber behinderten Menschen in zugewandter oder ablehnender Weise zu verhalten.“

Diese relativ stabile Reaktions- und Handlungsbereitschaft gegenüber Behinderten lässt sich in drei Einstellungskomponenten differenzieren. Strohmayer-Dangl (2000) schreiben dazu:

- Die „kognitive“ Komponente bildet sich aus Vorstellungen, Gedanken und Mutmaßungen über das Einstellungsobjekt. Sie äußert sich in der Meinung und der Überzeugung. Entscheidend ist natürlich, ob positiv oder negativ gefärbte Vorstellungen vorherrschen. Das bedeutet also, dass viele Menschen in unserer Gesellschaft der Ansicht sind, dass Körperbehinderte im Allgemeinen nicht den Anforderungen gerecht werden.
- Die „affektive“ Komponente umschreibt den emotionalen Aspekt und kommt in der gefühlshaltigen Bewertung zum Ausdruck. Diese Komponente bewirkt, dass dem Körperbehinderten positive oder negative Gefühle (wie z.B. Entsetzen, Abscheu) entgegengebracht werden.
- Die „konative“ oder aktionale Komponente beinhaltet den verhaltenssteuernden bzw. motivierenden Einfluss der Einstellung. Das heißt, die Handlung selbst muss hier nicht unbedingt vollzogen werden. Alleine die Absicht, z.B. bei einer Aktion der Körperbehinderten mithelfen zu wollen, wird dieser Komponente zugeordnet.

5.1.1 Funktionen des Sozialisationsprozesses

Der Sozialisationsprozess hat zwei Funktionen. Auf der einen Seite steht die gesamtgesellschaftliche Analyse und auf der anderen ein individualistischer Ansatz. Es handelt sich also um den Aufbau der Persönlichkeit und die Reproduktion der Gesellschaft. Die nachfolgende Generation soll mit gelernten Verhaltensweisen und notwendigen Merkmalen der Orientierung und Qualifikationen für die Gesellschaft herangezogen werden.

Jedoch kann nie eine genaue Kopie der derzeitigen Generation erschaffen werden. Daher sollte es sich auch nicht um eine Schaffung einer Kopie handeln, sondern viel mehr sollte die zukünftige Generation zu selbständigen Individuen, die ein soziales System tragen können, erzogen werden. Ein soziales System kann nur durch die Integration neuer Individuen aufrecht erhalten werden, da nach und nach Personen aus biologischen Gründen aus dem System ausscheiden. Diese Integration ist ein langer und schwieriger Lernprozess, der aber auch eine große Chance für die Zukunft ist. Durch die Eingliederung neuer Personenkreise kann ein sozialer Wandel der Jugend eingeleitet und die Gesellschaft in sozialer Hinsicht neu geformt werden. Die Normen, Werte und sozialen Komponenten werden in der Schule, der Familie und der Peer-Gruppe aufgebaut. Um eine Interaktion zwischen der Gesellschaft und den Individuen zu ermöglichen, müssen eine gemeinsame Sprache und gemeinsame Vorstellungen über Problemlösungen vorhanden sein. Aus diesen beiden Voraussetzungen ergeben sich für jeden Betroffenen gewisse Rollenerwartungen. Werden diese erfüllt, ist ein soziales Zusammenleben möglich, da man eine gemeinsame Vertrauensbasis hat. Ziel der Sozialisation muss es also sein, diese gemeinsame Orientierung und die Voraussetzungen zu vermitteln. Der Sozialisationsprozess ist daher ein lebenslanger Lernprozess, in dem Normen, Werte und Haltungen vermittelt werden.

Die Sozialisation findet unter anderem in der Schule, in der Familie, im Beruf und in der Freizeit statt. In diesen Gebilden ist der Sozialisator automatisch auch Teil der Gesamtheit, weshalb er auch immer Einflüssen ausgesetzt ist. Diese Einflussnahme der Personen, die sozialisiert werden, ist vielen Sozialisatoren nicht bewusst.

Diese Prozesse treten immer dann auf, wenn die Individuen mit einem sozialen Umfeld interagieren. Meist finden sie in konkreten Bezugsgruppen statt, in denen die Voraussetzungen für eine sozialisierende Wirkung gegeben sind und ein Interaktionsprozess zwischen Personen stattfindet. Ein Sozialisationsprozess kann nur entstehen, wenn es Diskrepanzen zwischen dem Verhalten und den erwarteten Haltungen gibt. Erst wenn diese Unterschiede aus dem Weg geräumt sind, ist der Prozess abgeschlossen.

Da jedes Mitglied in der heutigen Gesellschaft an mehreren sozialen Systemen beteiligt ist, stimmen die erwarteten Haltungen nicht immer überein. Daraus ergeben sich Konflikte, die in einer Gruppe zur Desozialisation führen können (vgl. Jucies, 1992).

Durch die Konzentration aller Bildungseinrichtungen und Freizeiteinrichtungen auf dem behindertengerechten Campus reduzieren sich die sozialen Systeme und somit auch das Konfliktpotential. Weiters könnte durch die völlig neue Sozialisation im Umgang mit Behinderten und dem lebenslangen Sporttreiben am Campus für die Jugend ein sozialer Wandel eingeleitet werden. Welche Auswirkungen der Sport auf die Persönlichkeit hat und durch welche Instanzen die Jugendlichen sozialisiert werden, möchten wir in den folgenden Unterkapiteln erläutern.

5.2 Sozialisation durch Sport

Zuerst möchten wir uns mit der Frage beschäftigen, inwieweit im Sport ein Sozialisationspotenzial steckt. Es geht dabei um die Auswirkungen des Sports auf die Persönlichkeitsentwicklung. Die Wissenschaft geht davon aus, dass Individuen durch die sportlichen Tätigkeiten bestimmte Orientierungen, Einstellungen und Kompetenzen entwickeln und diese auf andere Lebensbereiche übertragen. Leider kann keine einheitliche Aussage zu diesem Thema gefunden werden, da die Wissenschaft noch zu wenige empirische Untersuchungen durchgeführt hat (vgl. Murschenhofer, 1996).

5.2.1 Mögliche Sozialisationsleistungen des Sports

Es gibt verschiedene Ausprägungsformen, die dem Sport direkt zugeschrieben werden. Die Fähigkeit, den sozialen Regeln und Rollen zu entsprechen, und die Anpassung an Werte und Normen. Der Sport fördert auch die Leistungsbereitschaft, Kooperationsbereitschaft, Ausdauer, Konzentrationsfähigkeit und Disziplin. Viele Autoren ordnen die Sozialisationsleistungen nicht den einzelnen Eigenschaften zu, sondern schreiben sie den oben bereits genannten Sozialisationsdimensionen Normenkonformität, Ich-Stärke, Ich-Identität und Solidarität zu (vgl. Frohn, 2007 und Jucies, 1992).

Speziell zur Vermittlung von Werten und Normen ist der Sport gut geeignet. In den ersten Jahren der Entwicklung eines Individuums können die Werte und Normen nur abstrakt vermittelt werden. Der Sport bietet die erste Möglichkeit, Regeln zu lernen und diese sofort anzuwenden. Dabei werden die Missachtungen der Regeln sofort bestraft, was zu einer Entwicklung der normativen Konformität führt. Weiters wird in den Mannschaftssportarten die Auseinandersetzung mit der eigenen und gegnerischen Mannschaft gelernt. Es wird erwartet, dass das sozial normative Handeln auch auf den Alltag übertragen wird. Einige Autoren weisen aber darauf hin, dass der Sport in der Vermittlung der Werte und Normen nicht nur positive Wirkungen hat. Da von den Kindern die Regeln als absolut betrachtet werden, kommt es zu einer Ritualisierung und somit zu einer zu hohen Normenkonformität. Ob diese Ritualisierung eintritt, hängt von der gleichzeitigen Entwicklung der Ich-Identität, Ich-Stärke und Solidarität ab (vgl. Murschenhofer, 1996 und Jucies, 1992).

Die Entwicklung der Ich-Identität und der Ich-Stärke hängt sehr von der Sportart und der Organisation des Sports ab. Fast jeder Sport regt zum persönlichen Einsatz an. Da der Sport aber so konzipiert ist, dass es nur einen Gewinner geben kann, ist das Risiko des Verlierens relativ hoch. Die Erfolge und Misserfolge können sich sehr positiv auf die Sozialisation eines Individuums auswirken. Durch die Verarbeitung des Erlebten, kann das Selbstvertrauen und das Selbstbewusstsein gestärkt werden. Daher trägt der Sport dazu bei, die Persönlichkeit zu formen und prägt zusätzlich die charakterlichen Züge einer Person. Ob die positiven

Effekte einer Niederlage auch wirklich eintreten können, hängt sehr von der Vorsozialisation und dem Toleranzlevel für Misserfolg ab. Wird dieses Level überschritten, treten negative Effekte der Sozialisation auf und es kommt zur offenen oder verdeckten Abwehr. Diese negative Abwehr tritt teilweise auch ein, wenn der Sport sehr erfolgsorientiert durchgeführt wird. Hier trägt er nicht nur dazu bei, Niederlagen zu verkraften und einzusehen dass eine ständige Bedürfnisbefriedigung nicht möglich ist, sondern vermehrt auch zu Verteidigungsmechanismen mit Entschuldigungen für den Misserfolg (vgl. Murschenhofer, 1996 und Jucies, 1992).

Zur Bildung von Solidarität eignen sich vor allem die Mannschaftsportarten, da es hier zu einer befriedigenden Bilanz zwischen Isolation und Außenkontakt kommt. Daher bietet der Mannschaftssport die idealen Voraussetzungen, um Solidarität und die Bereitschaft zu kooperativem Verhalten in sozialen Gruppen zu entwickeln. Auch dieser sehr positive Effekt ist mit Vorsicht zu betrachten, da sich die positiven Auswirkungen oft nur bei der eigenen Gruppe einstellen können. In der Wettkampfsituation ist die Solidarität mit der gegnerischen Mannschaft meist nicht gegeben und hängt ebenfalls von der Erfolgssituation ab (vgl. Murschenhofer, 1996).

Ob sich die Effekte des Sports jetzt positiv oder negativ auf eine Person auswirken, hängt entscheidend von der Gestaltung und Art des Sports ab. Weiters werden die Auswirkungen immer vom Gesellschaftssystem, z.B. der Einstellung der Eltern, der Freunde und des Sportunterrichts, beeinflusst. Je nachdem, wie sich das Umfeld verhält und sozialisiert ist, werden dem Sport unterschiedliche Sozialisationswirkungen zugeschrieben. Der Sportunterricht ist extra zu erwähnen, da er in der Sozialisation einen großen Stellenwert hat. In der Schule erreicht man alle Heranwachsenden und kann somit die kollektiven Handlungsfähigkeiten in eine gewünschte Richtung lenken. Da das Handlungsfeld des Sportunterrichts sehr komplex ist, können keine isoliert messbaren Faktoren gemessen werden (vgl. Murschenhofer, 1996 und Jucies, 1992).

5.2.2 Voraussetzung für die Sozialisationseffekte

Die oben erwähnten Sozialisationsmerkmale können nur stattfinden, wenn gewisse Voraussetzungen erfüllt sind. Murschenhofer (1996) fasst die Voraussetzungen wie folgt zusammen:

- Das Achten bzw. das Missachten von Werten und Normen wird positiv oder negativ sanktioniert, um eine Verhaltensänderung oder -beibehaltung zu erreichen.
- Durch die Identifikation mit anderen Handlungspartnern können positive Rollenmodelle übernommen und nachgeahmt werden.

- Der Erfolg ist abhängig von der Handlungsbereitschaft, Leistungsmotivation und dem Bedürfnis, in Handlungssituationen die bereits gelernte Normkonformität anzuwenden.
- Ein kumulativer Lernprozess durch Situationen, die von den Personen selbständig gelöst werden müssen. Dieser Lernprozess führt dann zu einer selbständigen Persönlichkeit.
- Eine starke Entwicklung der Ich-Identität und Solidarität durch ein Gleichgewicht von sozialer Verbundenheit und Vereinzelung, eine Ich-Vorstellung, die von den Partnern anerkannt ist und ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Isolation und Kontakt zwischen verschiedenen Gruppen.
- Durch die Wahl einer permissiven Erziehungsform wird die Entwicklung einer autonomen Persönlichkeit gefördert.

5.2.3 Transfer der sportlichen Sozialisationseffekte

Die positiven Sozialisationseffekte, die durch den Sport erzielt werden, sollten dann auf die anderen Lebensbereiche übertragen werden. Wie bei den Effekten des Sports kann auch der Transfer auf andere Bereiche auf Grund fehlender Untersuchungen nicht eindeutig nachgewiesen werden. Es gibt jedoch viele Hinweise darauf, dass die Effekte sich auf andere Lebensbereiche ausbreiten. Zum einen hängt die Übertragung der Effekte davon ab, ob die Struktur der Lebensbereiche den Merkmalen des Sports ähnlich oder gleich ist. Zum anderen von der Fähigkeit des Individuums, heterogene Erfahrungen zu integrieren und Parallelen zu erkennen. Nur so können die im Sport gemachten Erfahrungen adäquat in die verschiedenen Lebensbereiche übertragen werden. Die Übertragung auf die anderen Bereiche wird begünstigt, wenn sich die Situationsstrukturen gleichen. Nur durch die gleichen Strukturen ist gesichert, dass mit dem selbst angelernten Rollenverhalten von der Person auch in anderen Situationen angemessen interagiert wird. Es sollte daher darauf geachtet werden, dass der Sportunterricht möglichst viele ähnliche Strukturen schafft, um die Transferwahrscheinlichkeit zu erhöhen. In der heutigen Gesellschaft wird der Transfer aber behindert durch die vielen verschiedenen Institutionen mit unterschiedlichen Normkonformitäten. Die gemeinsamen Grundmuster der Werteorientierung im Sport und Umwelt sollten daher genutzt werden, um die Transferwahrscheinlichkeit zu erhöhen. So kann z. B. die Selbstbestätigung im Sport durch Leistungserlebnisse auch die Handlungsfähigkeit außerhalb des Sports steigern (vgl. Murschenhofer, 1996; Jucies, 1992 und Frohn, 2007).

5.2.4 Bedeutung der Vorsozialisation

Wie bereits oben erwähnt, hängen die Sozialisationsleistungen des Sports sehr eng mit der Vorsozialisation zusammen. Um überhaupt eine Sportart ausüben zu können, muss eine gewisse Vorsozialisation stattgefunden haben. Die Frage, ob der Sport jetzt als Sozialisationsfeld angesehen werden darf, kann erst geklärt werden, wenn der Zusammenhang zwischen Vorsozialisation und Sport eindeutig geklärt ist. Es besteht die Möglichkeit, dass durch den Sport die bereits vorhandenen Sozialisationsfähigkeiten verstärkt werden. Der Sport kann aber auch neue Erfahrungsräume bieten und somit Bereiche ansprechen die noch nicht sozialisiert wurden (vgl. Murschenhofer, 1996).

Es ist daher klar, dass der Sport alleine nicht ausschlaggebend für eine positive Sozialisationsleistung sein kann. Die positiven oder negativen Auswirkungen hängen auch stark vom Umfeld ab. Um die positiven Effekte des Sports zu verstärken und einen Teil des Umfelds zu beeinflussen, würde sich der Campus, mit der gelebten Inklusion der Behinderten und dem unmittelbaren Leben in der Nähe vieler Bewegungsmöglichkeiten und der Schulen, sehr gut eignen. Da sich ein Großteil des Lebens der Heranwachsenden auf dem Campus abspielen würde, wird auch die Transferwahrscheinlichkeit erhöht, da es sich meist um ähnliche Strukturen und ähnliche Normkonformitäten handeln würde.

5.3 Sozialisation zum Sport

In diesem Kapitel geht es darum, in welchen Sozialisationsinstanzen die Sozialisation zum Sport erfolgt. Es handelt sich dabei um Betätigungsfelder, mit denen jeder Mensch im Laufe seines Lebens in Kontakt kommt. Die wichtigsten Instanzen sind die Familie, die Gleichaltrigengruppe, die Schule, die Massenmedien und der Sportverein. Wie stark die einzelnen Bereiche Einfluss auf die Individuen nehmen, ist nicht klar. Weiters verändern sich die Instanzen im Verlauf des Lebens. Den stärksten Einfluss auf die Sozialisation zum Sport haben die Gruppe der Gleichaltrigen und der nahen Bezugspersonen, die das eigene Verhalten wesentlich beeinflussen. Klein (1982, S. 56) schreibt dazu:

„Für die Sozialisation zum Sport ließe sich generell festhalten, daß diese um so intensiver und stabiler erfolgt, je größer die Bedeutung des aktiven Sporttreibens im sozialen Nahbereich ist, je mehr dieses darin bestätigt und bekräftigt wird und je unmittelbarer der direkte Kontakt mit sporttreibenden Bezugspersonen in den sozialen Bezügen der Familie oder der Peer-Groups ist“

Bei der Sozialisation zum Sport handelt es sich immer um einen Prozess des sozialen Lernens, ganz egal in welcher Gruppe die Sozialisation durchgeführt wird. Das soziale Lernen arbeitet vor allem mit der Verstärkung von positivem Verhalten, mit dem Coaching

(bewusstes Lehren) und dem Beobachtungslernen, um sich ein Rollenverhalten im Sport anzueignen.

Die diversen Sozialisationsinstanzen lassen sich nicht isoliert betrachten, sondern müssen vielmehr in Kombination mit anderen Faktoren beachtet werden (vgl. Murschenhofer, 1996).

5.3.1 Sozialisationsinstanz Familie

In der Familie beginnt die Sozialisation bereits ab der Geburt. Daher nimmt diese als erste Instanz und als eine der höchsten Einflussmöglichkeiten eine wichtige Rolle ein. Wichtig ist die Familie vor allem auf dem Gebiet des Rollen-Lernens. Diese werden bereits in frühen Jahren von den Eltern und Geschwistern übernommen. Jedes Kind orientiert sich an der Beobachtung des Verhaltens der bedeutsamen Personen. Durch die Nähe zu den Eltern und den Geschwistern haben Heranwachsende eine hohe Identifikation mit den Verhaltensmodellen, die diese an den Tag legen. Durch die frühe Sportausübung mit den Kindern und der Entwicklung des Interesses am Sport kann die Basis für ein lebenslanges Sporttreiben gebildet werden. Es ist daher wichtig, dass im unmittelbaren Umfeld Vorbilder im Sport tätig sind. Die Reaktion der Familie auf das sportliche Handeln der Kinder beeinflusst deren Drang zum lebenslangen Sporttreiben. So wurde in mehreren Untersuchungen festgestellt, dass die Sportaktivität der Kinder von der positiven Einstellung der Eltern zum Sport beeinflusst wird. Umgekehrt ist es auch möglich, dass die Kinder durch ihr Interesse am Sport, das sie in den anderen Umfeldern gewonnen haben, auf die Familie übertragen. Nicht jede Familie hat aber die gleichen Sozialisationseffekte, da die Leistungen immer von den Rahmenbedingungen, also der Größe der Familie, den Wohnverhältnissen und der sozialen Lage abhängig sind. In der Familie selbst, hat in den jungen Jahren vor allem der Vater die wichtigere Rolle für die Sozialisation zum Sport. Da sich die Burschen leicht mit dem männlichen Vorbild identifizieren können, ist eine Sozialisation für diese einfacher. Für die Mädchen ist es viel schwieriger, da sie einen Wechsel in der Geschlechtsidentität vornehmen müssen. In Österreich zeigen Statistiken, dass die Sporttätigkeit mit dem Alter abnimmt. Daher lässt sich sagen, dass junge Eltern die Kinder eher zum Sport sozialisieren als ältere. In Abhängigkeit von der Bildung verändert sich auch die Sozialisation zum Sport. Eltern mit hoher Schulbildung veranlassen die Kinder eher zu Sport als Erwachsene mit einer niedrigeren Bildung. Auch bei der Wahl der Sportart lässt sich ein Bildungsschichtunterschied feststellen (vgl. Murschenhofer, 1996 und Jucies, 1992).

5.3.2 Sozialisationsinstanz Gleichaltrigengruppe

In jeder Entwicklungsphase eines Individuums ist die Gleichaltrigengruppe eine wichtige Instanz für die Sozialisation zum Sport. Mit zunehmendem Alter nimmt die Peer-group an Bedeutung zu und die Familie verliert an Einfluss. Murschenhofer (1996) schreibt, dass die

Attraktivität dieser Gruppen besonders hoch ist, weil keine erwachsene Person beteiligt ist. Die Stärke des Einflusses hängt von der Akzeptanz anderer Instanzen wie Schule oder Eltern ab. Werden diese von den Jugendlichen akzeptiert, so ist der Einfluss etwas geringer. Wann sich der Wechsel von der Familie auf die Gleichaltrigengruppe vollzieht, hängt vor allem von den Beziehungen im Elternhaus ab. In der Jugend werden aber immer mehr die Gleichaltrigen als Freizeitpartner bevorzugt, weshalb auch die gemeinsame Sportausübung verstärkt auf diese Gruppe gelenkt wird. Zusätzlich kommt dazu, dass diejenigen Kinder, die selbst sportlich aktiv sind, auch meist sportbegeisterte Freunde haben. Somit führt der Freundeskreis zu einer stabilisierenden Sozialisation zum Sport. Am Ende der Jugendzeit geht die Bindung an die Peer-group zurück und somit sinkt auch deren Einfluss. Da sich die Gruppe fast immer aus Schul- und Arbeitskollegen zusammensetzt, gibt es immer unterschiedliche Haltungen gegenüber dem Sport. Nur wenn die Personen fest mit dem Sport verankert sind, können sie auch zu einer Verhaltensveränderung der anderen beitragen. In 80% der Fälle kann man sagen, dass bei gleichzeitiger sportlicher Aktivität des besten Freundes auch diese Person Sport betreibt. Daher haben neben den Eltern die Gleichaltrigen eine sehr wichtige Rolle für die lebenslange Sportaktivität.

5.3.3 Sozialisationsinstanz Schule

Murschenhofer (1996) und Jucies (1992) schreiben dazu, dass speziell für die Kinder die keine sportaktiven Eltern haben, die Schule der erste Ort ist, an dem sie mit aktiver Sportausübung in Berührung kommen. Hier besteht die erste Möglichkeit, ein Interesse für den Sport zu entwickeln. Beachtet werden muss aber, dass die Jugendlichen, die erst während der Schule mit dem Sport in Kontakt treten, diesen nicht so intensiv und mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht ein Leben lang ausüben werden. Ein großes Problem ist, dass die im Sportunterricht erlernten Handlungen oft nicht im Freizeitsport umsetzbar sind. Ein weiterer wichtiger Faktor ist die Art, wie ein Individuum den Schulsport erlebt. Durch positive Erlebnisse der Jugendlichen können diese vermehrt zum Sport gebracht werden. Daher müssen die Lehrer die eher schwächeren Jugendlichen durch positive Verstärkung motivieren und für diese positive Anreize ermöglichen. Schafft es die Schule nicht, dieses positive Bild des Sports zu vermitteln, so wenden sich die Kinder vom Sport ab und bleiben auch in Zukunft abgeneigt gegenüber dem Sport.

5.3.4 Sozialisationsinstanz Massenmedien

In der heutigen Zeit nehmen die Massenmedien immer mehr an Bedeutung zu. Daher sind sie auch für die Sozialisation nicht außer acht zu lassen. Die meisten Personen informieren sich über das Fernsehen oder über das Internet über die aktuellsten Sportereignisse und daher wird das Bild des Sports von den Massenmedien geprägt. Im Hinblick auf die

Motivierung zu aktiver Sportausübung tragen die Massenmedien aber nur geringfügig bei. Die geringe Aktivierungswirkung lässt sich darauf zurückführen, dass die Nicht-Sportler den Sport der Medien als Ersatzfunktion für den aktiven Sport heranziehen. Auf Grund der Tatsache, dass im Fernsehen fast ausschließlich vom Spitzensport berichtet wird, scheint die Imitation sinnlos, da die Leistungen nie erreicht werden können. Über den Breiten- und Behindertensport wird fast nichts berichtet. Dies führt zu der Haltung, dass Sport nur für ausgewählte Sportler da ist, die in der Lage sind, außergewöhnliche Leistungen zu vollbringen. Obwohl die Massenmedien nicht zu einer aktiven Sportausübung anregen, so tragen sie doch einen wichtigen Beitrag für die Bereitschaft bei, sportlich aktiv zu sein. Durch die Medien wird das Sporttreiben als sozial erwünschtes Verhalten angesehen und beeinflusst daher die öffentliche Meinung zugunsten des Sporttreibens. Der tatsächliche Anstoß kommt aber fast ausschließlich vom sozialen Umfeld. Ein negativer Aspekt des passiven Sportkonsums tritt dann auf, wenn überdurchschnittlich viel Zeit dafür aufgebracht wird. Diese Personen ersetzen dann die Freizeitaktivitäten mit motorischen Aktivitäten zugunsten der passiven Fernsehtätigkeit. Genau diese Tatsache trifft in der heutigen Gesellschaft immer öfter auf jüngere Menschen zu, da die Eltern die Medien dazu verwenden, um die Kinder zu beschäftigen und mehr Zeit für sich selbst zu haben. Diese Problematik verschärft sich durch die Tatsache, dass in den Großstädten die Kinder nicht ins Freie spielen gehen können (vgl. Murschenhofer, 1996).

5.3.5 Sozialisationsinstanz Sportverein

Nur durch die Vorsozialisation einer anderen Instanz kann der Verein Sozialisationsleistungen vollbringen. Murschenhofer (1996) bezeichnet sie daher als Instanz zweiten Grades. Die Kinder treten nur in einen Verein ein, wenn es die Eltern für wichtig erachten oder die Jugendlichen durch die Freunde, Eltern oder Schule dazu angeregt wurden. Mit dem Sportengagement im Verein, kann dieser das Engagement fördern und vertiefen. Speziell die Vereine sind eine wichtige Instanz im Hinblick auf das lebenslange Sporttreiben.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass die Sozialisation zum Sport sehr vom Betätigungsfeld und der Umwelt des Individuums abhängt. Der Campus könnte sich daher in jeder Sozialisationsinstanz positiv auswirken. Durch das Leben am oder in der Nähe des Campus und der damit verbundenen erhöhten Sporttätigkeit bzw. -beobachtung würden die Kinder bereits in frühen Jahren mit dem Sport in Berührung kommen. Damit ist der Grundstein für ein lebenslanges Sporttreiben bereits vor dem Eintritt in die Bildungseinrichtungen gelegt. Da sich viele bewegungsfreundliche Freizeiteinrichtungen auf dem Campus befinden, führt dies dazu, dass Freundschaften mit anderen Kindern geschlossen werden, die ebenfalls sportlich

aktiv sind. Die Gleichaltrigengruppe ist somit ein weiterer Stabilisator in der Sozialisation zum Sport. Eine positive Wirkung hat auch der Bewegungskindergarten am Campus, da die Kinder schon vor der bewegten Schule mit dem Sport in Berührung kommen. Da die Kinder im Kindergarten schon ein großes Repertoire an Bewegungserfahrungen gesammelt haben, ist es für den Sportunterricht leichter, ein positives Bild vom Sport zu vermitteln. Das aktive Leben am Campus mit Behinderten- und Breitensportlern würde auch dazu beitragen, dass das von den Massenmedien vermittelte Bild der unmöglichen Leistungen der Top-Sportler sowie die Vermutung: „Sport ist nur für einen ausgewählten Personenkreis von Spitzensportlern“, etwas abgeschwächt wird. Der Campus ist daher sehr gut geeignet, um eine Sozialisation zum Sport durchzuführen.

6 Sport für Menschen mit besonderen Bedürfnissen

Nachdem wir uns soeben mit Sozialisation und Sport auseinander gesetzt haben und unser Campus barrierefrei gestaltet werden soll, werden wir in den folgenden Unterkapiteln auf die Entwicklung des Behindertensports, die aktuellen Sportangebote für behinderte Menschen und die Integration im geplanten Campusmodell sowie die Entwicklung des Behindertensports in Österreich eingehen.

6.1 Entwicklung des Begriffes „Behinderung“

Die Ausdrücke „Behinderung“ bzw. „behindert sein“ sind relativ moderne Begriffe, welche angesichts des aktuellen Forschungsstandes eigentlich keine Gültigkeit mehr haben dürften. Trotzdem sind diese Termini in der Gesellschaft am weitesten verbreitet. Seinen Ursprung hat der Terminus „gehindert“ im 18. Jahrhundert. Der Begriff entstammt dem Wort „hindern“, und meint eher eine räumliche Beschreibung, „eine Sache nach hinten stellen“. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde allgemein der pejorative Begriff „Krüppel“ in diesem Zusammenhang verwendet. Dieses Wort kam vor allem bei der Biesalski „Krüppelzählung“ von 1906 zur Verwendung, deren Ergebnisse im Anschluss zur Verabschiedung eines „Krüppelfürsorgegesetzes“ als Grundlage genutzt wurden. Zur Zeit der beiden Weltkriege sowie in der Zwischenkriegszeit kamen jedoch vermehrt die Begriffe „Versehrte“ und „Invalide“ anstatt „Krüppel“ in den allgemeinen Sprachgebrauch. Die ehemaligen Soldaten empfanden das Wort „Krüppel“ natürlich als unzureichend und diskriminierend. Jedoch stehen die Begriffe „Versehrtheit“ und „Invalidität“ im engen Zusammenhang mit typischen Kriegsverletzungen, welche daher nicht für alle betroffenen Personen angewendet werden konnten. Durch das Körperbehindertengesetz von 1957 wurde endgültig der grausame Begriff „Krüppel“ konsequent durch „Körperbehinderte/Behinderte“ ersetzt. „Versehrter, Invalide und Behinderter“ sind daher einige Zeit parallel in der Gesellschaft zu finden, aber

aus verschiedenen Gründen setzte sich diese Unterscheidung nicht durch. Der Begriff „Behinderung“ wurde in der Öffentlichkeit mehr angenommen als der Begriff „Versehrtheit“ (Heese und Solarova, 1973), da dieses Wort auch Personen, welche von Geburt an „behindert sind“, mit einbezog (vgl. Hensle, 1982; Klee, 1974; Lorenzen, 1961 und Hensle & Vernooij, 2000). Heutzutage werden mit dem Begriff „Behinderung“ oft Körperbehinderte wie z.B. Rollstuhlfahrer assoziiert, jedoch stellen diese nur eine kleine Untergruppe in den Behindertengruppen dar.

6.1.1 Definitionsversuch des Begriffes „Behinderung“

Es gibt viele verschiedene Definitionen hinsichtlich vermehrter medizinischer, soziologischer, sportwissenschaftlicher und pädagogischer Ausprägungen.

Beginnen möchten wir mit der bereits 1970 vorgenommenen Unterscheidung von Riviere (Bärsch, 1973):

- Schädigung (Impairment) ist jede Abweichung von der Norm, die sich in einer fehlerhaften Funktion, Struktur, Organisation oder Entwicklung des Ganzen oder eines seiner Anlagen, Systeme, Organe, Glieder oder von Teilen heraus auswirkt.
- Behinderung (Disability) ist jede Beeinträchtigung, die das geschädigte Individuum erfährt, wenn man es mit einem nicht geschädigten Individuum des gleichen Alters, Geschlechts und gleichen kulturellen Hintergrunds vergleicht.
- Benachteiligung (Handicap) ist die ungünstige Situation, die ein bestimmter Mensch infolge der Schädigung oder Behinderung in den ihm adäquaten psychosozialen, körperlichen, beruflichen und gesellschaftlichen Aktivitäten erfährt.

Mit vier weiteren Punkten versuchte Jantzen (1974) Klärung zu schaffen:

- Schaden, Mangel, Defekt: Als Kausalfaktor, der einem pathogenen Sozialisationsprozess zugrunde liegt
- Schädigung oder Beeinträchtigung: Als Ausdruck eines pathogenen Sozialisationsprozesses
- Behinderung: Als eine, diesen Prozess definitiv abschließende und zusätzlich beeinflussende soziale Variable
- Störung: Als zusätzliche soziale Variable, die jene Abschnitte des Prozesses abdeckt, die zwar bereits sozial sichtbar werden, aber noch nicht die Kennzeichnung „Behinderung“ rechtfertigen

In der Zwischenzeit wurde, in der Agenda Nr. 29A vom April 1976, durch die World Health Organization (WHO) folgendes als Behinderung definiert: „eine vorhandene Schwierigkeit bei der Ausübung einer oder mehrerer Tätigkeiten, die dem Alter, Geschlecht und der normativen sozialen Stellung entsprechend, als wesentliche und grundlegende Komponente des täglichen Lebens angesehen werden, wie z.B. Selbständigkeit, soziale Beziehungen und berufliche Betätigung“ (Jochheim & Schoot, 1981, S. 123).

1980 hat die WHO die Dreiteilung von Riviere übernommen und definiert sie danach ähnlich (Hensle & Vernooij, 2000):

- Impairment: Funktionsstörung oder Schädigung auf der organischen Ebene
- Disability: Störung auf der individualen und personalen Ebene
- Handicap: Störung bzw. Konsequenzen auf der sozialen Ebene

Diese Unterteilung diente als Grundlage bei der Entwicklung von Klassifikationsmodellen der WHO. Das erste nennenswerte Modell war die „International Classification of Diseases“ (ICD), welche jedoch nicht die Auswirkungen der Störung bzw. die Ausprägung der Behinderung berücksichtigte. Ausgehend von der Gesundheitsstörung wurden drei Säulen erstellt: Ätiologie (=Ursache), Pathogenese (=Entstehung) und Manifestation (=Ausprägung), wobei jedoch die Folgen dieser Einordnung nicht mit einbezogen wurden. Trotzdem wurde somit ein weltweit gebrauchter Diagnoseschlüssel eingeführt, der bis 1980 hin Gültigkeit behielt. Durch weitere Forschungen auf diesem Gebiet musste ein Instrument zur Klassifizierung von Krankheitsfolgezuständen und ihrer Auswirkungen auf das Leben der Menschen erstellt werden.

Die Einführung des Modells „International Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps“ (ICIDH) wurde als Fortschritt begrüßt, jedoch kam auch hierbei Kritik auf. Es kam zu einer stark medizinischen Ausrichtung mit vielen theoretischen Inhalten, welche die praktische Anwendung sehr erschwerte. Hierbei kam es jedoch bereits zur Berücksichtigung, der Folgen, der im ICD diagnostizierten Krankheit, mit weiteren drei Ebenen: Schädigung (=Impairment), Behinderung (=Disability) und Benachteiligung (=Handicap).

Als momentan letzten Schritt kam es zur Einführung des ICIDH-2 und der gleichzeitigen Umbenennung in „International Classification of Functioning, Disability and Health“ (ICF). Bei dieser Neubezeichnung 2001 wurde versucht, die negativ behafteten Begriffe durch positive zu ersetzen (Abb. 23). Nun konnte man sich zum Ziel setzen, durch dieses Klassifikationsmodell eine international einheitliche Sprache als Basis zu verwenden und die Sicherung einer hervorragenden Gesundheitsvorsorge, in der Prävention als auch in der Rehabilitation sowie in der Integration, durch den Abbau von Hindernissen in Umwelt und

Gesellschaft, zu gewährleisten. Als Grundlage für Diagnostik, Therapie und Pflege von Menschen mit Behinderung oder Erkrankungen in der Beurteilung der Arbeitsfähigkeit, sowie von Behandlungsergebnissen kann die ICF direkt zur Anwendung kommen (vgl. Schüle & Huber, 2000 und Matthesius, 1995).

	ICIDH	ICF
Konzept:	kein übergreifendes Konzept	Konzept der funktionalen Gesundheit (Funktionsfähigkeit)
Grundmodell:	Krankheitsfolgenmodell	bio-psycho-soziales Modell der Komponenten von Gesundheit.
Orientierung:	Defizitorientiert: Es werden Behinderungen klassifiziert.	Ressourcen- und defizitorientiert: Es werden Bereiche klassifiziert, in denen Behinderungen auftreten können. Es können unmittelbar positive und negative Bilder der Funktionsfähigkeit erstellt werden.
Behinderung:	formaler Oberbegriff zu Schädigungen, Fähigkeitsstörungen und (sozialen) Beeinträchtigungen. Keine explizite Bezugnahme auf Kontextfaktoren.	formaler Oberbegriff zu Beeinträchtigungen der Funktionsfähigkeit unter expliziter Bezugnahme auf Kontextfaktoren.
grundlegende Aspekte:	<ul style="list-style-type: none"> • Schädigung • Fähigkeitsstörung • (soziale) Beeinträchtigung 	<ul style="list-style-type: none"> • Körperfunktionen und -strukturen Störungsbegriff: Schädigung (Funktionsstörung, Strukturschaden) • Aktivitäten. Störungsbegriff: Beeinträchtigung der Aktivität • Partizipation [Teilhabe]. Störungsbegriff: Beeinträchtigung der Partizipation [Teilhabe]
soziale Beeinträchtigung:	Attribut einer Person	Partizipation [Teilhabe] und deren Beeinträchtigung definiert als Wechselwirkung zwischen dem gesundheitlichen Problem (ICD) einer Person und ihren Umweltfaktoren.
Umweltfaktoren:	bleiben unberücksichtigt	Umweltfaktoren sind integraler Bestandteil des Konzept und werden klassifiziert
personbezogene (persönliche) Faktoren:	werden höchstens implizit berücksichtigt.	werden explizit erwähnt, aber nicht klassifiziert.
Anwendungsbereich:	nur im gesundheitlichen Kontext	

Abb. 23 - Unterschiede ICIDH und ICF (Dinold, 2006, S. 3)

Hensle und Vernooij (2000) schreiben: „Behinderung fängt dort an, wo Krankheit aufhört.“ und distanzieren sich damit von einem rein medizinischen Begriff. D.h. „Behinderung“ ist klar abzugrenzen von „Krankheit“, obwohl dieser Begriff oft eine medizinische Grundlage hat. Die soziologische Seite wird in den Vordergrund gerückt, da es oft auch gesellschaftlich bedingt

ist. Natürlich gibt es Grenzfälle und Überschneidungen, jedoch ist der volkstümliche Gebrauch von „Kranken“ abzulehnen. Es können sowohl ein Rollstuhlfahrer als auch eine nichtbehinderte Person von einer Grippe erwischt werden und dadurch „Kranke“ sein. Grundsätzlich sollte man daher nicht von „behinderten und gesunden Menschen“ sprechen, da sich auch ein Querschnittsgelähmter bester Gesundheit erfreuen darf. Auch Krebs (1985) zieht eine klare Trennung zwischen Krankheit und Gesundheit. Krankheit ist ein Ausnahmezustand von Gesundheit, Behinderung ist eine besondere Situation (Sonderfall) von Gesundheit. Gesundheit ist somit kein Vorrecht von nichtbehinderten Menschen, da eine Amputation keine Krankheit, sondern mehr oder weniger eine Beeinträchtigung eines gesunden Menschen ist (vgl. Scherney & Mössenböck 2001). Krankheit, Behinderung und Gesundheit ist somit kaum abzugrenzen, da die Begriffe in einem engen Zusammenhang stehen. Die WHO bezeichnet „Gesundheit als Ideal vom Zustand vollkommenen physischen, psychischen und sozialen Wohlbefindens“ (Röthig, 1992, S. 181). Diesen Optimalzustand werden wohl nur einige Personen in ihrem Leben, und diesen nicht allzu oft, erreichen.

Auf die Frage, wie Gesundheit entsteht, verwendet Antonovsky eine andere Zugangsweise als viele seiner Kollegen. Er stellt nicht Krankheit und Gesundheit gegenüber, sondern behauptet, dass sich der Mensch ständig zwischen zwei extremen Befindlichkeitszuständen dem negativen Pol „disease“ und dem positiven Pol „health“ befindet. Er nennt sein Modell „Salutogenese“, welches in Abb. 24 detailliert dargestellt ist. Je nachdem, welchem Pol man sich annähert, steht die individuelle Fähigkeit, Spannungszustände auszugleichen, die im Zusammenspiel von drei Faktoren gesteuert werden:

- Psychophysische Stressoren (z.B. pathogene Faktoren (z.B. Bakterien, Viren) oder psychosoziale Faktoren (z.B. emotionaler Stress, soziale Isolation))
- Widerstandsquellen (Ressourcen, die negative Einflüsse ausgleichen helfen)
- Kohärenzsinn (Grundhaltung, die die Balance von Stressoren und Widerstandsquellen beeinflusst)

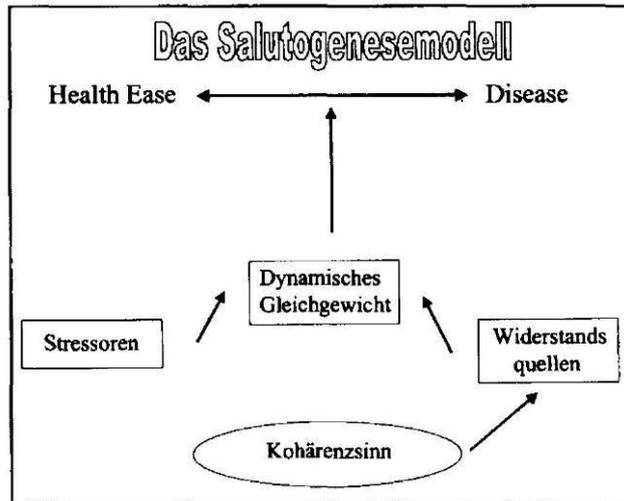


Abb. 24 - Das Salutogenesemodell nach Antonovsky (Schüle & Huber, 2000, S. 33)

Auf Grund dieses Modells lassen sich didaktische und methodische Konsequenzen für die Entwicklung sportlicher Aktivitäten für Menschen mit Behinderung ableiten (Schüle & Huber, 2000; Huber, 1996).

6.2 Behinderungsgruppen im Überblick

Auf Grund der Einzigartigkeit der Individuen ist auch eine Einteilung in Behinderungsgruppen sehr schwierig. Es gibt jedoch viele verschiedene Ansätze, wobei wir versucht haben, die wichtigsten, welche auch im Zusammenhang mit den Behindertensportklassen in den Folgekapiteln stehen, anbei näher zu erläutern. Kosel & Froböse (1999) gehen von drei Bereichen aus, denen alle Formen von Behinderungen zugeordnet werden sollten (Abb. 25).

Sinnesbereich	Geistig-seelischer Bereich	Körperlicher Bereich
Gesichtssinn	Geistige Prozesse	Zentrales und peripheres Nervensystem
Gehör	Seelische Prozesse	Innere Organe
		Stütz- und Bewegungsapparat
Sinnesbehinderungen	Geistige und psychische Behinderungen	Körperliche Behinderungen

Abb. 25 - Allgemeine Übersicht über die Zuordnung von Behinderungen (Kosel & Froböse, 1999, S. 20)

Dazu zählen folgende Behinderungen:

- Körperliche Behinderungen:
 - Behinderungen im Bereich des zentralen und peripheren Nervensystems
 - Querschnittslähmungen, Poliomyelitislähmungen, frühkindliche und erworbene Hirnschäden, Zerebralpareesen, Epilepsie
 - Behinderungen im Bereich der inneren Organe und des Stoffwechsels
 - Herz-Kreislauf-Schäden, Asthma, Diabetes, etc.
 - Behinderungen des Stütz- und Bewegungsapparates
 - Amputationen, Dismelien, Funktionsbeeinträchtigungen der Gelenke, Wirbelsäulenschäden, Rheumatismus

- Sinnesbehinderungen:
 - Sehschäden: von Sehbehinderung bis komplette Blindheit
 - Hörschäden: von Schwerhörigkeit bis Gehörlosigkeit
 - Seh- und Hörschäden: kombinierte Seh- und Hörbehinderung, Taubblindheit

- Geistige und psychische Behinderungen:
 - Geistige Behinderung, Lernbehinderung
 - Verhaltensstörungen, endogene Psychosen, Neurosen, etc.

Dieses Modell ermöglicht eine genaue Zuordnung der verschiedenen Behinderungen, stellt aber auch den engen Zusammenhang zwischen drei Bereichen dar. Auch wenn die Schädigung genau lokalisiert werden kann, wird sich diese immer auf den ganzen Menschen und seine Persönlichkeit auswirken. Oft ergeben sich bei den diversen Autoren (vgl. Jochheim & Schoot, 1981 und Kosel & Froböse 1999) leichte Abweichungen in der weiteren Unterteilung. Meistens werden auch noch zwei weitere Gruppen und zwar Mehrfachbehinderungen und Sonstige Behinderungen angeführt.

Thomas (1980) unterscheidet fünf psychosoziale Kategorien von Behinderung:

- Sie ist weithin sichtbar und liefert der Umwelt Hinweise von Signalcharakter, die Anhaltspunkte hinsichtlich der sozialen Identität des Behinderten sind.
- Schwerpunkt liegt auf den Schwierigkeiten in effektiver zwischenmenschlicher Kommunikation.
- Die Behinderung tritt episodisch oder zeitweilig auf.

- Die Behinderung ist mit einem sozialen Stigma behaftet und bedingt damit verbundene Konnotation (Beigeschmack).
- Die Kombination der oben angeführten Kategorien.

Eine weitere Einteilung kann nach der möglichen Lokalisierung der Behinderung erfolgen (vgl. Triebel, 1989 in Mattivi, 1994):

- Störung oder Ausfälle der Wahrnehmung (Sinnesorgane, Reizleitungssysteme)
- Behinderung der Motorik (z.B. Spasmen und Zerebralpareesen)
- Behinderung der inneren Handlungssteuerung (Denkprobleme, individuelle Informationsweitergabe, Störung des Langzeitgedächtnisses)
- Beeinträchtigung der sozialen Kompetenzen (in erster Linie von der Umwelt provoziert, sei es einerseits die Überbesorgtheit, andererseits der Mangel an Zuwendung, die eine Isolation der Betroffenen bewirken können)
- Störungen im emotional-affektiven Bereich (aus den Punkten 2. und 4. kann ein Manko an Selbstwertgefühl resultieren, außerdem lösen Beeinträchtigungen des Bewegungsdranges Demotivation und Bedürfnislosigkeit aus)

Natürlich ist nicht jede Zuordnung ausreichend und birgt die Gefahr in sich, dass eine Etikettierung stattfindet. Jedoch ist diese wiederum im Alltag auch unumgänglich. Es sollte aber der ganzheitliche Ansatz nicht außer Acht gelassen werden, da der behinderte Mensch nicht zergliedert werden darf.

6.3 Ziele und Inhalte Behindertensport

Zur Ziel- und Inhaltsbestimmung im Behindertensport werden von Kosel 1981 (zit. nach Strohmayer-Dangl, 2000) folgende Lernziele beschrieben:

- Kondition/Körperbildung:

Hier betont der Autor die Aufgabe der Körperbildung, behinderungsbedingte Leistungs- und Entwicklungsrückstände aufzuheben und vorhandene Schwächen auszugleichen. Der Übungsstoff der Körperbildung kann die Entspannung, die bessere Dehnungsfähigkeit und die Lockerung der Muskulatur, die Beweglichmachung der Gelenke und die Schulung der Organ- und Muskelkraft enthalten.

- Fertigkeit/Bewegungsbildung:

Behinderte erwerben durch systematisch aufgebaute Bewegungserfahrungen allgemeine und spezielle Bewegungsfertigkeiten unter voller Ausnutzung der funktionellen Fähigkeiten und Einbeziehung ihrer prothetischen Hilfen.

- Anwendung/Bewegungsgestaltung und Leisten:

Der Behinderte lernt die erworbenen Fertigkeiten innerhalb der einzelnen Sportarten unter verschiedenen Bedingungen anzuwenden. Gestalten und Umgestalten von Bewegungen setzen die Fähigkeit des Gestalten-Könnens voraus und dienen zugleich ihrer Entwicklung. Das Leisten konkretisiert sich in den verschiedenen Sportformen, die ein bedeutsames Übungsfeld für die realen Leistungsentwürfe darstellen. Das Ziel des Leistungsstrebens im Behindertensport ist das Erreichen der persönlichen Bestleistung.

Die Verwirklichung dieser Ziele wird vom selben Autor in drei Prinzipien, welche unter Berücksichtigung behinderungsspezifischer Aspekte erfolgt, unterteilt:

- Das Prinzip der Behinderungsgemäßheit:

Behinderungsgemäße Leibesübungen sind den funktionellen Fähigkeiten des Behinderten angepasste, adäquate Übungsformen, die vor Überforderung und unkalkulierbarem Risiko schützen sollen. Sie dienen der Entwicklung und Entfaltung der Bewegungsmöglichkeiten sowie der Verbesserung und Erhaltung der Leistungsfähigkeit.

- Das Prinzip der Zweckmäßigkeit:

Behindertensport wird nicht nur um seiner selbst willen betrieben, es ist nicht zweckfreies Tun. Die Ziele reichen über den Rahmen sportlicher Betätigung hinaus. Die Aufgaben des Behindertensports verfolgen eine bestimmte Absicht und unterliegen einem vorgegebenen Zweck.

- Das Prinzip der Ökonomie:

Mit einem Minimum an Kraft soll ein Maximum an Leistung erreicht werden. Im Behindertensport ist dieses Prinzip eng mit der Auswahl der Bewegungstechniken für die einzelnen Arten der Behinderungen verknüpft.

6.4 *Integration und Integrationssport*

Obwohl das Verb „integrieren“ erst im 18. Jahrhundert im deutschen Sprachgebrauch aufgetaucht ist, wird „Integration“ mittlerweile in den verschiedenen Fachwissenschaften sowie im allgemeinen Sprachalltag ständig verwendet. Kobi (1994) schreibt weiters zu der

Benennung dieser Begriffe: „Grundworte sind das lat. Verbum „integrare“ (sww. „ergänzen“) und das Adjektiv „integer“ (sww. „unberührt“, „ganz“), die ihrerseits zurückgeführt werden können auf die Stammwörter „tangere“ (=berühren); „tactus“ (=Berührung); „intactus“ (=unberührt, ganz)“. Unter Integration versteht man heutzutage z.B. die Integration von Flüchtlingen, die Integration in der Europäischen Union, die Integration von Obdachlosen und natürlich die Integration von Behinderten. In diesem Zusammenhang wird oft auch von „Integrationsklassen“ oder „Integrierter Gesamtschule“ gesprochen (vgl. Feyerer, 1998).

Niel (1980) beschreibt Integration in vier Typen:

- Die kulturelle Integration oder die Übereinstimmung der „Standards“, der Norm und Wertmuster in der Kultur.
- Die normative Integration oder das Konformitätsverhalten in Gruppen in Bezug auf die allgemeinen Normen und Wertmuster. Diese Integration bezieht sich auf das Verhältnis zwischen den kulturellen Wert- und Normvorstellung und dem Verhalten von Personen.
- Die kommunikative Integration oder der Austausch von Meinungen von Gruppen. Diese Integration bezieht sich auf die Art und Weise, wie Personen miteinander anhand von Meinungs austausch kommunizieren.
- Die funktionale Integration oder kooperatives und konfliktfreies Zusammenwirken von funktionalen differenzierten Elementen und Aktivitäten aufgrund ihres sich gegenseitig ergänzenden Charakters.

Zimmermann (1977, S. 195) beantwortet die Frage, was Integration nun ist, wie folgt:

„Wir müssen erkennen, dass es sicher nicht eine totale Integration des Behinderten gibt. Für den Behinderten heißt Integration nicht Angleichung, Anpassung an die Ansprüche und Normen der Nichtbehinderten, für diese heißt Integration wiederum nicht bloße Duldung des Behinderten, Finanzierung seiner Ansprüche und damit Loskaufen von Verantwortlichkeit. Beim Anpassungsvorgang verändert sich lediglich der Anpassende, also der Behinderte. Bei einem Integrationsvorgang dagegen verändern sich beide Teile, und zwar aufeinander zu.“

In den letzten Jahrzehnten wurden die Integrationsbestrebungen der Betroffenen und deren Befürworter immer häufiger, außerdem wurden die entsprechenden öffentlichen Institutionen ausgebaut. Dabei hat sich herausgestellt, dass eine Unterscheidung in aktive und passive Integration sinnvoll ist. Unter aktiver Integration versteht man die Bestrebungen, die vom Betroffenen selbst ausgehen. Kommen diese Bemühungen jedoch von Nichtbehinderten oder der Umwelt, so spricht man von passiver Integration (vgl. Strohmayer-Dangl, 2000).

In Österreich gibt es viele Beispiele für integrativen Sport in den Vereinen und Verbänden, auf die wir später noch genauer eingehen. Behinderte Sportler sind im Training integriert und nehmen durchaus auch schon an Wettkämpfen in der allgemeinen Klasse teil. Oft werden jedoch auch eigene Behindertenklassen geführt, wobei hier bei den Veranstaltern oft das Augenmerk auf barrierefreie Sportstätten gelegt wird. Eindeutig ist ein großer Trend zur Integration im Sportbetrieb erkennbar. Seit der Aufnahme des ÖBSV in die BSO werden die Sieger der behinderten Meisterschaften ebenfalls „Staatsmeister“ genannt und nicht wie früher „österreichischer Meister“. Die Ehrungen dazu finden seit geraumer Zeit für behinderte und nichtbehinderte Sportler gemeinsam statt. Auch die Dotierung dieser Preise ist mittlerweile gleich hoch angesetzt.

Bärsch (1973) beschrieb vier unterschiedliche Integrationsebenen:

- die Ebene der Integration: volle Verschmelzung der Behinderten mit der Gesellschaft und damit faktisch Gleichstellung mit den Nichtbehinderten.
- die Ebene der Adaption: gute Anpassung an die Gesellschaft. Der Behinderte bleibt aber von bestimmten behinderungsspezifischen Arrangements abhängig.
- die Ebene der Utilität: der Behinderte ist sozial noch brauchbar, seine Möglichkeiten bleiben aber beschränkt.
- die Ebene der Inferiorität: der Behinderte kann selbständig in der Gesellschaft nicht leben, er muss während seines ganzen Lebens geschützt bzw. gepflegt werden.

Das Erreichen dieser verschiedenen Ebenen ist natürlich vom Schweregrad der Behinderung, der Einstellung des Behinderten selbst, sowie von der gesamten Gesellschaft abhängig. Beachten sollte man in diesem Zusammenhang, wie Scheer (1978, S 1) bereits geschrieben hat:

„Die Integration körperlich Behinderter beginnt also mit der Schaffung einer behindertengerechten Umwelt. Behinderung ist ja etwas Relatives, etwas auf die Anforderung der Umwelt Bezogenes. Auch „normale“ Menschen können behindert sein, wenn sie in Situationen geraten, die ihre physischen Kräfte, ihre Geschicklichkeit („Er hat zwei linke Hände“) und Arbeitserfahrung oder die durch ihre Körpergröße gegebenen Möglichkeiten überfordern.“

Wie bereits erwähnt, ist „Integration“ zum Schlagwort der heutigen Gesellschaft geworden. Vor allem ab dem Jahr 2003, dem Jahr für Menschen mit Behinderung, ist dieses Wort sehr weit verbreitet. Mössenböck (2003, S. 59) schreibt zum diesem Thema:

„Alles was nicht der Norm entspricht, muss/soll integriert werden, ob es körperliche Mängel sind, Krankheiten, andere Religionen und Staatsangehörigkeiten,...kurz: Randgruppen, Sondergruppen und Minderheiten, sollen in eine von der Gesellschaft vorgegebene Norm eingefügt werden. Es hat sich geradezu abgenutzt, und das ist gut so, denn es ist drauf und dran, von einem neuen Schlagwort abgelöst zu werden – der „Inklusion“.“

6.4.1 Integration versus Inklusion

Die meisten europäischen Länder verwenden bereits den Begriff „Inklusion“, wobei in Österreich und Deutschland noch immer der Begriff „Integration“ verwendet wird. Das hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass der englische Begriff „inclusion“ meist mit „Integration“ übersetzt wird. Jedoch wird bei den neueren Übersetzungen versucht, auch das Wort „Inklusion“ korrekt und als eigenen Begriff zu übernehmen. Integration bedeutet das Eingliedern in ein bestehendes „normales“ System, und ist doch negativ besetzt. Unter Inklusion hingegen versteht man eine gleichwertige Teilnahme aller Menschen am gesellschaftlichen Leben (vgl. Mössenböck 2003 und Scherney 1991).

Mössenböck (2003, S. 59) schreibt zum Wandel der Terminologien Folgendes:

„Der Begriffswandel, der sich im englischen Sprachraum schon seit ca. 1990 vollzieht, ist nicht einfach nur als Austausch zweier Wörter zu verstehen, sondern eine deutliche Akzentverlagerung von der „Eingliederung in“ zu einer „Veränderung von“ bestehenden Strukturen. Dies bedingt für eine erfolgreiche Inklusion im optimalsten Fall, die (Um-) Welt so zu gestalten, dass die Teilhabe aller verschiedenen Individuen möglich ist. Letztendlich geht es um eine Kultur der Vielfalt, um die Legitimation des „anderen“ Menschen.“

Es ist somit an der Zeit, sich dieser Ablöse der Begrifflichkeiten anzuschließen. Jedoch beschreibt Mössenböck (2003, S. 60) ebenfalls die weitere Entwicklung:

„Voraussetzung für eine vollständige Inklusion ist allerdings die totale Barrierefreiheit, in der Architektur, in der Politik, in Kunst und Kultur, im Sport, in der Mobilität, in der Kommunikation und in den Köpfen der Menschen. Erst wenn das Verschiedensein als Positivum, als Bereicherung akzeptiert wird, hat eine totale Inklusion stattgefunden, und würde demnach den Begriff überflüssig machen. Dann wäre der Zustand der Normalität erreicht.“

6.4.2 Kriterien für integrative Angebote im Sport

Wie in den letzten Kapiteln bereits angeführt, gibt es so gut wie keine Sportart mehr, die nicht auch von behinderten Menschen ausgeführt wird. Natürlich werden diese auch oft in adaptierter Form ausgeübt.

Rheker (1997) hat folgenden Kriterienkatalog, besser gesagt Wunschkatalog, erstellt, um den Grad der Erfüllung der Integration feststellen zu können: Integrationssport

- ist ein Angebot von Bewegung, Spiel und Sport für alle
- -gruppen sind heterogen
- ist an den Interessen und Bedürfnissen der Teilnehmer ausgerichtet
- bewirkt Akzeptanz
- ermöglicht Toleranz
- initiiert einen wechselseitigen Lernprozess
- intendiert soziale Integration
- realisiert sich vor allem im Freizeitsport
- kann auch im Leistungssport verwirklicht werden
- bietet ein vielschichtiges Bewegungs-, Spiel- und Sportangebot
- sollte so früh wie möglich beginnen
- sollte so integrativ wie möglich und nur so separativ wie nötig sein
- sollte andere (alle) Lebensbereiche einbeziehen

6.5 Sportangebote für behinderte Menschen

Vorab wollen wir zu diesem Kapitel erwähnen, dass in keinem Lebensbereich die Chancen und Möglichkeiten zur Integration von Menschen mit Behinderungen größer sind als im Bereich Bewegung, Sport und Spiel. Durch die sozialen Kontakte und das gemeinsame Handeln hat der Sport einen enormen Stellenwert in der Gesellschaft. Durch sein Regelwerk, seine Sport- und Spielgeräte sowie das Spielfeld sind die Hemmungen beim miteinander Sporttreiben niedriger, es kommt leichter zu gemeinsamen Aktionen. Kapustin (1991) unterscheidet drei Qualitätsstufen bei der Integration im und durch Sport (Abb. 26).

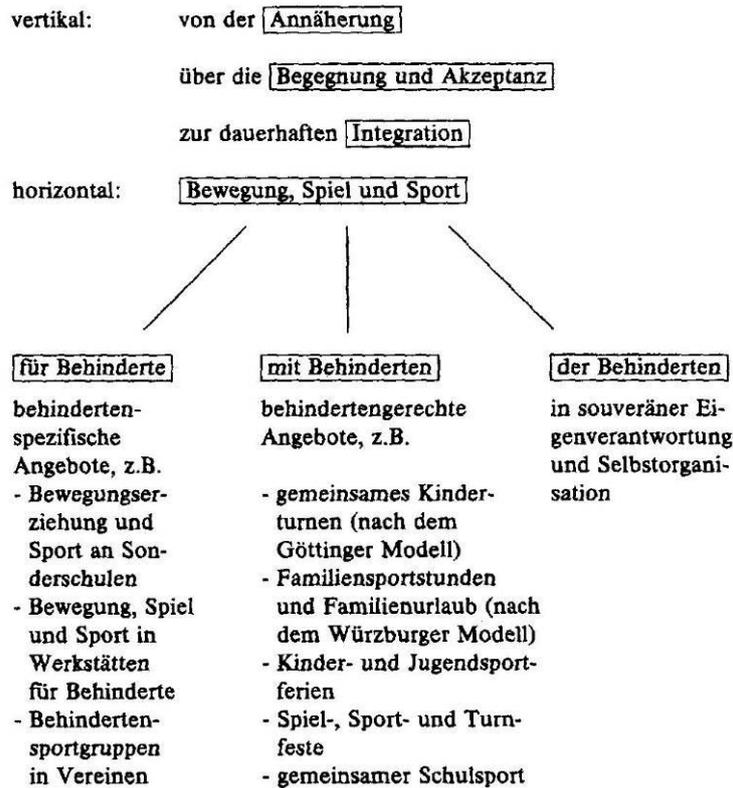


Abb. 26 - Integration im und durch Sport (Kapustin, 1991, S. 247)

Ähnlich werden diese Qualitätsstufen von Roithinger, Schwarz & Straka (1994) als Pyramidenmodell dargestellt (Abb. 27).



Abb. 27 - Stufen der integrativen Bewegungsangebote (Roithinger, Schwarz & Straka, 1994, S. 225)

Viele Sportmöglichkeiten werden bereits in Österreich nach diesen Modellen angeboten. Dabei geht es um eine stufenweise Eingliederung nach den individuellen Möglichkeiten der Teilnehmer. Grundlegend wurden zwei Bewegungsangebote erstellt. Einerseits integrative Gruppen und andererseits Gruppen für behinderte Sportler, welche als Zwischenstation auf dem Weg zur völligen Integration gesehen werden kann.

Schon seit vielen Jahren werden durch die Dachverbände verschiedene Projekte mit homogenen Gruppen, Einzelintegration mit individueller Betreuung in laufenden Sportgruppen der Nichtbehinderten sowie echte integrative Aktivitäten unterstützt und besonders gefördert. Diese werden oft durch Behindertensportsektionen, die an nichtbehinderten Sportvereinen angegliedert sind, wie z.B. die Diözesansportgemeinschaften (DSG) der Sportunion und der Wiener Arbeiter Turn- und Sportverein (WAT) der ASKÖ durchgeführt. Am Beispiel des Versehrten Sportclub (VSC) ist zu erkennen, dass auch Behindertensportvereine, die an sich unabhängig arbeiten, trotzdem bei einem Dachverband Mitglied sind und somit an der Integration beteiligt sind (vgl. Roithinger, Schwarz & Straka 1994 und Mössenböck 2003).

6.5.1 Teilbereiche des Behindertensport

Der Behindertensport wird vom ÖBSV in drei Teilbereiche unterteilt. Diese werden wir im Folgenden kurz erklären. Alle drei Teilbereiche sollten dann auf der Schmelz angeboten und durchgeführt werden. Die Wichtigkeit dieser Bereiche ist auch dadurch ersichtlich, dass das Thema von sehr vielen Autoren aufgegriffen wurde. Unter anderen beschreiben Arbeitsgruppe (2001), ÖBSV (2007), Mattivi (1994) und Scherney (1991) die Teilbereiche folgendermaßen:

6.5.1.1 Rehabilitationssport

Oft kommt es durch einen Unfall zu einer dauerhaften Behinderung. Daher ist schon bei der stationären Rehabilitation sportliche Betätigung ein wesentlicher Bestandteil des Rehabilitationsprogramms. Tischtennis zum Beispiel kann für Querschnittsgelähmte und Amputierte zur Förderung der Reaktions- und Gleichgewichtsfähigkeit führen. Für erblindete Personen kann das Bewegen im freien Raum durch Radfahren am Tandem trainiert werden. Das Nutzen der Restfunktionen sollte spielerisch erlernt werden um den Rehabilitationsverlauf zu beschleunigen. Zusätzlich dient die Rehabilitation zur Rückführung zur größtmöglichen Leistungsfähigkeit und seelischen Wohlbefinden, sowie zur Wiedereingliederung in Beruf und Gesellschaft. In dieser ersten Phase des Behindertensports, in der der gesundheitliche Aspekt im Vordergrund steht, sollte der Grundstein für spätere sportliche Tätigkeit gelegt werden. Durch gezielte Förderung des Rehabilitationssports können langfristig die Kosten gesenkt werden, da es seltener zu Spätfolgen wie Abnutzungserscheinungen am Skelett oder Hautdefekten etc. kommt. Natürlich sollte daher auch in der außerstationären Rehabilitation weiter Sport ausgeübt werden, da Sport ein wichtiger Bestandteil im gesamten Rehabilitationsprogramm ist. Die Sportstätten dafür werden oft von Sportvereinen, Schulen oder anderen öffentlichen Einrichtungen zur Verfügung gestellt. Aber auch die Rehabilitationszentren selbst stellen oft

Räumlichkeiten zur Sportausübung für Patienten, ehemalige Patienten und auch andere Behinderte zur Verfügung oder veranstalten das eine oder andere Sportfest.

6.5.1.2 Breiten- und Freizeitsport

Hierbei sollte die allgemeine Lebensqualitätsverbesserung im Vordergrund stehen. Durch ständiges Sporttreiben sollen die Erhaltung und die Steigerung der Leistungsfähigkeit sowie die Förderung der Eigeninitiative und der Kreativität gewährleistet sein. Auch aus sozialer Sicht stellt der Freizeitsport einen wichtigen Bestandteil im Leben von Behinderten, wie auch bei nichtbehinderten Menschen, dar. Neben dem Training der grundlegenden körperlichen Fähigkeiten wie Kraft, Ausdauer, Schnelligkeit und Beweglichkeit, welche im Alltagsleben ständig gebraucht werden, erfüllt der behinderten Breitensport auch wichtige Funktionen hinsichtlich gesellschaftlicher, staatlich, beruflicher, gesundheitlicher und rehabilitiver Sicht. In Zukunft ist es daher wichtig den Freizeit- und Breitensport von behinderten Menschen zu fördern. Wichtig scheint in diesem Zusammenhang auch, dass in die Ausbildung von qualifizierten Betreuern investiert werden muss. Das Hauptaugenmerk des ÖBSV liegt in der Unterstützung dieses Teilbereichs im Behindertensport.

6.5.1.3 Leistungssport

Der Leistungssport ist durch regelmäßiges Training zur Vorbereitung und durch die Teilnahme an nationalen oder internationalen Wettkämpfen charakterisiert.

Viele wichtige Funktionen werden dem behinderten Spitzensport zugeschrieben:

- Sportliche Leistungsträger geben anderen behinderten Menschen Mut, in Beruf und Alltag Höchstleistungen wie nichtbehinderte Menschen anzustreben
- Öffentlichkeit und Medien werden aufmerksam und entwickeln ein Verständnis für die vielfältigen Herausforderungen, die eine Behinderung mit sich bringt
- Die für den behinderten Spitzensport entwickelten Hilfsmittel stellen Prototypen für die Hilfsmittelindustrie dar, und das erarbeitete Know-how wird für die alltäglichen Hilfsmittel genutzt

Leistungssport steht natürlich auch bei behinderten Personen in engem Zusammenhang mit dem Breitensport wie auch umgekehrt. Somit muss der ÖBSV auch ausreichend Förderungsmittel für diesen Teilbereich einsetzen.

6.5.1.3.1 Pro und Kontras zum Leistungssport

Natürlich ergeben sich im Leistungssport einige Pros und Kontras, welche wir anbei kurz darstellen. Strohkendl (1982) führt folgendes als Kontra zum Leistungssport an:

- Die Einengung des Leistungsprinzips: z.B. einseitiges Leistungsstreben, Auslese der Besten, Anreiz für eine bevorzugte Minderheit etc.
- Die Gefährdung: z.B. keine detaillierte Planung, unzureichende Übungsleiterausbildung, gesteigerte Überkompensation etc.
- Leistungssport ist nur für eine Minderheit der Behinderten möglich: Je schwerer und komplexer die Behinderungen werden, umso fragwürdiger zeigt sich die Durchführung des Wettkampfsports.
- Der Einfluss des Leistungssports auf den gesamten Behindertensport: das falsche Argument der positiven Beeinflussung des Breitensports wird nur benutzt, um den Leistungssport zu rechtfertigen. Ab einem bestimmten Leistungsniveau findet ein Ausleseprozess statt.

Innenmoser (1982) führt folgendes als Pro zum Leistungssport an:

- Verbesserte körperliche Leistungsfähigkeit, eine erhöhte psychische Stabilität und eine Erweiterung der sozialen Kontakte durch das Sporttreiben beeinflussen positiv die Persönlichkeit.
- Durch intensive Beschäftigung mit sich selbst im Training, entwickelt der Sportler eine verbesserte Einstellung zu seinen Leistungen im Leben.
- Entstehung einer kritischen und wirklichkeitsnäheren Einstellung zu den persönlichen Leistungen.
- Durch den Leistungssport gewinnt man eine größere Zahl von Bekannten und Freunden durch die erhöhte soziale Mobilität.
- Für den Behindertensportler ist der Wettkampf im Leistungssport deshalb so attraktiv, weil er ein logisches Ziel dafür ist, wofür er im Training intensiv geübt hat und wofür ein wesentlicher Teil der Freizeit verwendet wurde.
- Vorbildhafte Wirkung (Motivation, Streben nach höherem sportlichem Niveau) für Jugendliche und „frisch“ behinderte Menschen.
- Die Gesellschaft erkennt im Leistungssport den Beweis für die Leistungsfähigkeit und Leistungsbereitschaft der Behinderten.

Kneissl (in Scherney, 1991) schreibt, es kann in keinem Fall Sinn des behinderten Leistungssports sein:

- Die Schwächeren zu ignorieren und die Besten übertrieben herauszustreichen
- Den Versehrten durch übertriebene Beanspruchung zu überfordern und seelisch-körperlich zu verspannen
- Die Auswüchse des heutigen Hochleistungssports zu übernehmen, wie Kommerzialisierung, Korruption und Doping usw.

Folgende Sportmöglichkeiten werden zurzeit am Institut für Sportwissenschaften angeboten: Leichtathletik, allgemeines Konditionstraining, Schwimmen für Blinde, zusätzlich gibt es zur passiven Regeneration eigene Saunazeiten. Aber auch der ASKÖ Freizeitpark wird bereits als Sportstätte für behinderte Sportler, genauer gesagt für den Kegelsport, genutzt.

6.6 Entwicklung des Behindertensports in Österreich

Nach dem 2. Weltkrieg haben viele Menschen trotz schwerer Kriegsverletzungen wieder begonnen Sport zu treiben. Auf Grund dessen wurden bald viele Versehrtensportvereine gegründet und es wurde neben der Hauptsportart Schifahren im Sommer auch noch Leichtathletik, Schwimmen und diverse Ballsportarten angeboten. Die Zahl der Mitglieder stieg sehr rasch an, da es sehr viele Kriegsversehrte gab. In dieser Zeit trieben vor allem die Amputierten und Blinden den Versehrtensport nach vorne. Die anderen Versehrtengruppen stießen erst später zum Österreichischen Versehrtensportverband (ÖVSV), der im Juni 1958 gegründet wurde, dazu. Die Gründer des Verbandes legten größten Wert darauf, dass der Präsident ein hochrangiger Politiker sein soll. Dr. Alfons Gorbach, der damalige Österreichische Nationalratspräsident, der selbst kriegsversehrt war, übernahm diese Funktion. Diese Tradition, hochrangige Persönlichkeiten aus der Öffentlichkeit für Funktionen im Verband zu gewinnen, hält bis heute an.

Zum ÖVSV stieß bald nach der Gründung der noch junge Verband der Querschnittsgelähmten (VQÖ) dazu. Somit wurden die sportlichen Aktivitäten von Amputierten, Blinden und Querschnittsgelähmten gemeinsam gefördert und koordiniert. Allerdings kümmerte sich der ÖVSV nicht nur um die materielle Basis des Sports für behinderte Menschen, sondern übernahm durch die Einrichtung eines Sportausschusses auch die sportliche Aus- und Weiterentwicklung der Übungsleiter und der Aktiven.

Obwohl der ÖVSV in erster Linie zur Wahrung gemeinsamer Interessen im Inland gegründet wurde, übernahm er bald auch eine Mittlerfunktion zu ausländischen Verbänden, unterstützte internationale Begegnungen und war aktiv am Aufbau internationaler Behindertensportorganisationen beteiligt. Der Verband bekam immer mehr Mitglieder, da mittlerweile auch Opfer von Arbeits- und anderen Unfällen sowie die Krankheitsbehinderten dazu kamen. Somit waren alle traditionellen Behindertengruppen vereint und es dauerte relativ lange bis weitere Gruppen aufgenommen wurden. Durch den Zusammenschluss der

Versehrtensportvereine zu einem Verband haben sich alle auch eine Verbesserung der materiellen Basis erwartet. Es blieben jedoch große Förderungen oder private Gönner aus. Auch mit der Sozialversicherung konnten keine Verträge geschlossen werden. Die Zusammenarbeit mit der Allgemeinen Unfallversicherungsanstalt war immer eher informell und erst später spielt diese eine wichtige Rolle. Genau aus diesen Gründen mussten sie die sportliche Aktivität selbst finanzieren. Die einzige Ausnahme waren internationale Bewerbe bei denen auf wundersame Weise Geld aufgebracht werden konnte und die Sportler belohnten die Subventionen mit hervorragenden Platzierungen.

Ebenfalls eine wichtige Bedeutung nahm dabei die Bundesanstalt für Leibeserziehung (BAFL) Wien ein. 1951 initiierten Min. Rat. Dr. Viktor Kollars (BM f. UKS), Prof. Karl Deschka (BAfL Wien), Prof. DDDr. Ludwig Prokop (Univ. Wien) die erste Versehrtensportwoche, mit Teilnehmern aus ganz Österreich, in Wien. Die oben genannten Herren stellten sich gleichzeitig als Begleitpersonen zur Verfügung. In den nächsten Jahren wurde diese Sportwoche (mittlerweile in Behindertensportwoche umbenannt) in der Bundessportschule in Schielleiten in der Steiermark abgehalten und seitdem jährlich ohne Unterbrechung durchgeführt.

In den 70er Jahren kam der Begriff der Rehabilitation in Österreich auf und dadurch kam auch wieder Bewegung in den ÖVSV. Neue Gruppen klopfen an die Tür des Verbandes und wollten am organisierten Sport teilnehmen. Eine der großen Gruppen waren die Geburtsbehinderten mit vielen Cerebralparetiker. Durch die ersten Weltspiele für alle Körper- und Sinnesbehinderten in Toronto 1976 wurde die Aufnahme der Gruppe beschleunigt.

Durch die erhöhten Mitgliederzahlen wuchsen die sportlichen und organisatorischen Aufgaben des Verbandes rasch an, lediglich die administrative Infrastruktur hinkte hinterher. Der damalige geschäftsführende Präsident Dr. Benno Schindlauer führte den Verband praktisch aus seiner Wohnung, da es kein Büro oder Sekretariat gab.

Erst als sich die Allgemeine Unfallversicherungsanstalt (AUVA) stärker engagierte ergaben sich positive Änderungen. Der ärztliche Direktor Dr. Wolfgang Krösl und der Generaldirektor Wilhelm Thiel von der Austrian Wound Association (AWA) hatten ab 1969 Funktionen im Präsidium des ÖVSV und verstärkten die Zusammenarbeit beider Organisationen. Der spätere Präsident des ÖVSV Wilhelm Thiel stellte schließlich 1981 die Weichen für ein Sekretariat im Gebäude der AUVA. Somit wurden im AUVA Gebäude in Wien-Brigittenau Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt und diese mit einer Amputiertensportlerin als Büroleiterin besetzt. Dadurch hatte der Verband zumindest ein Sekretariat, das halbtags besetzt war. Weiters wurde ein Generalsekretär der ehrenamtlich arbeitete, zur Leitung des Sekretariates und der Tagesgeschäfte des Verbandes, bestellt.

In den 80er Jahren wurde der Auftrieb von Sport für behinderte Menschen durch verschiedene Faktoren beeinflusst. Einerseits wurde die Gesellschaft verstärkt auf die Existenz von behinderten Menschen und ihre Bedürfnisse hingewiesen und andererseits hat das proklamierte Jahr für die behinderten Menschen 1981 durch die Vereinten Nationen dazu beigetragen. In diesem Jahrzehnt waren starke Persönlichkeiten (Dr. Herbert Kohlmaier, GD Wilhelm Thiel, Ernst Wolfram Marboe) als Präsidenten von diesem Verband eingesetzt. An dieser Stelle soll zusätzlich noch der langjährige Sportwart, Prof. Oswald Kneissl, erwähnt werden, welcher durch seine unermüdliche Arbeit immer zur Seite stand. Kneissl und sein Team legten zu dieser Zeit das Regelwerk fest und erweiterten das traditionelle Sportprogramm um internationale Aktivitäten.

1984 und 1988 veranstaltete der ÖVSV, welche dem Verband einen sehr guten Ruf als Veranstalter einbrachte, die Weltwinterspiele in Innsbruck. Durch diesen Aufschwung erlangte der Verband mehr Anerkennung durch das Internationale Olympische Comité (IOC). Das äußerte sich vor allem dadurch, dass die Winterspiele für Behinderte in Innsbruck als erste unter der Patronanz des IOC stattfanden.

Doch nicht alle Behindertengruppen waren im ÖVSV erfasst, da einige Funktionäre nicht sicher waren, ob ein Zusammenschluss eine Verbesserung bringen würde. Obwohl niemandem die Bedeutung des Versehrten- bzw. Behindertensports verborgen blieb. Auf Grund dieser Tatsache trat doch die Mehrheit dem Verband bei. Einige waren jedoch trotzdem ungewollt ausgeschlossen. Am Beispiel der mentalbehinderten (früher: geistigbehinderten) Menschen erkennt man die unscharfen Grenzen zwischen Sport als Therapie und Sport als Leistungsmaßstab. Die angestrebten Diskussionen zur Aufnahme dieser Gruppe im ÖVSV dauerten sehr lange und waren durchaus kontroversiell. Erst durch den Druck des Präsidiums und einen finanziellen Anreiz durch die Republik konnte eine Aufnahme der mentalbehinderten Sportler in den ÖVSV erreicht werden.

Im Jahr 1989 kam es dann auf Wunsch des damaligen Sportministeriums (BMUKS) zur nicht einstimmigen Eingliederung der Gehörlosensportler in den ÖVSV. Dieser Verband führte bereits seit den 30er Jahren ein eigenständiges Vereinsleben, und auch deren internationale Sportorganisation (CISS) rät bis heute von einem Zusammenschluss von hörbehinderten Sportlern und anderen Behindertensportorganisationen ab. Ab diesem Zeitpunkt waren dann alle Behindertengruppen in Österreich zu einem Sportverband erfasst. Als Konsequenz daraus kam es bei der Generalversammlung 1989 zur bedeuteten Namensänderung von ÖVSV auf Österreichischer Behindertensportverband (ÖBSV). Es wurde damit ein Zeichen

gesetzt, dass der neu benannte ÖBSV, eine Sportorganisation für alle behinderten Sportler in Österreich sein will.

In den letzten Jahren waren viele weitere innere Konsolidierungen nötig, um eine Festigung in der Sportfamilie der nichtbehinderten Menschen zu erreichen. Dem Drang zur wirtschaftlichen Sicherung und ideellen Anerkennung des Behindertensports wurde durch die Aufnahme als ordentliches Mitglied in die Österreichischen Bundes-Sportorganisation (BSO) Rechnung getragen. Zuerst wurde im Jahr 1995 der ÖBSV ein „ordentliches Mitglied mit besonderer Aufgabenstellung“ um dann im Jahr 2002 ein „ordentliches Mitglied mit Stimmrecht“ in allen BSO-Gremien zu werden.

Nicht nur die Administration auch die finanziellen Belastungen wurden immer größer. Um zusätzliche Mittel durch einflussreiche Fürsprecher zu besorgen wurde im Februar 1998 das Österreichische Paralympische Committee (ÖPC) gegründet. Durch gezielte Projektförderungen kam es zur weiteren Entwicklung der Top-Athleten im österreichischen Behindertensport. 2002 wurde im Auftrag der Vizekanzlerin Dr. Susanne Riess-Passer ein „Fonds zur Förderung des Behindertensports“ im Bundeskanzleramt, Sektion Sport, eingerichtet. Zusätzlich wurde 2003 durch die damalige Bundesregierung eine Novelle des Bundes-Sportfördergesetz erlassen, um die Förderung des Behindertensports gesetzlich zu sichern. Von Seite des ÖBSV kam es damit zur Erhaltung und Förderung des Grund- und Breitensports durch den Gesetzgeber.

In den letzten Jahrzehnten hat sich die Bedeutung des Sports in der Gesellschaft gewaltig verändert. Von der schönsten Nebensache der Welt, welche nur von Wenigen in der viel zu kurzen Freizeit ausgeübt wurde, wurde der Sport zu einem weltweit agierenden Wirtschaftszweig. Damit einher geht jedoch auch die Entwicklung, weg vom Vereinssport hin zum Trendsport, welche natürlich auch im Behindertensport eingesetzt hat. Auch der ÖBSV wird darauf Rücksicht nehmen müssen, um auch in Zukunft auf erfolgreiche Perioden zurückblicken zu können (vgl. Arbeitsgruppe, 2001; Scherney, 1991 und Stromayer-Dangl, 2000).

6.6.1 Der Österreichische Behindertensportverband (ÖBSV)

Laut dem Arbeitsbericht für Behindertensport der Arbeitsgruppe (2001) hat der ÖBSV derzeit 6.878 Mitglieder, die in 101 Sportvereinen (87 Behinderten/VersehrtenSportvereine mit eigener Rechtspersönlichkeit und 14 Behinderten/VersehrtenSportsektionen in allgemeinen Sportvereinen) erfasst sind. Seit dem Jahr 1990, mit gezählten 3500 Mitgliedern, kam es in den nächsten 11 Jahren beinahe zu einer Verdoppelung der Mitgliederzahlen im ÖBSV.

Neben der bestehenden Bundeszentrale in Wien wurden 1995 in allen neun Bundesländern Landesverbände gegründet. Diese Landesverbände haben die Aufgabe der Koordination der Anliegen aller Sportvereine in den Bundesländern. Die Anzahl der Vereinsmitglieder des ÖBSV in den Bezirken kann man der nachstehenden Abb. 29 entnehmen.

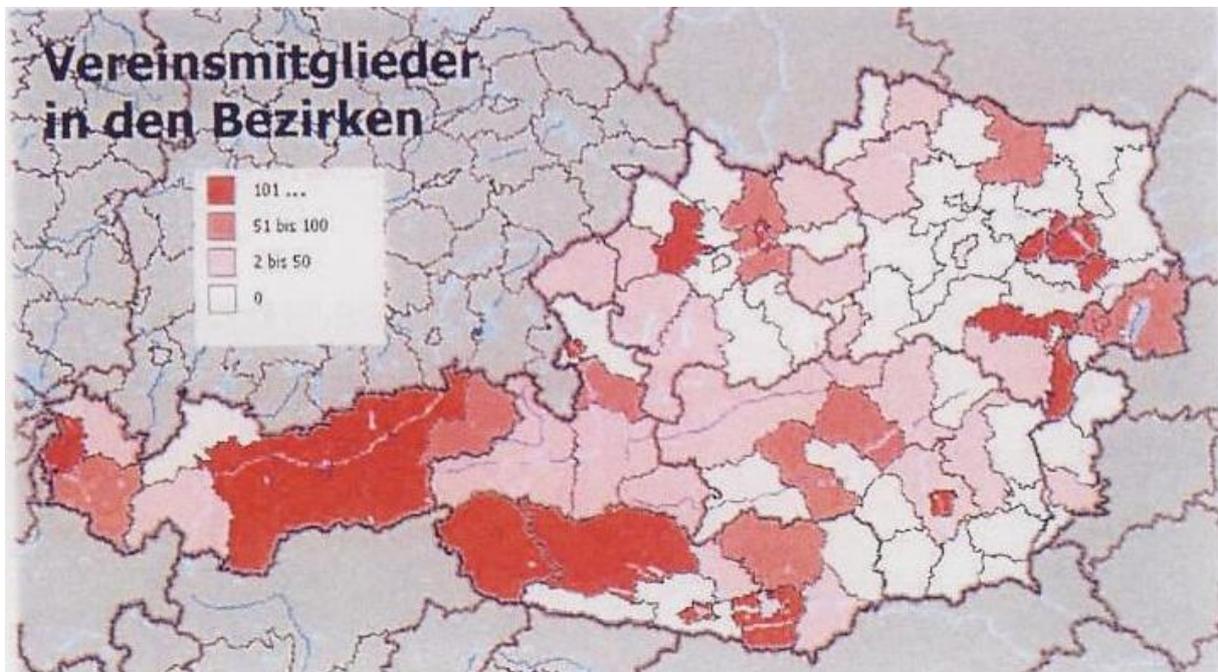


Abb. 28 - Anzahl der Vereinsmitglieder des ÖBSV in den Bezirken Österreichs (Mössenböck, 2003, S. 80)

Der ÖBSV vertritt alle sechs Behindertensportgruppen, wie im Folgekapitel näher beschrieben in sechs Fachausschüssen (FAUS). Wie bereits erwähnt liegt der Schwerpunkt in der Förderung des Breitensports, welcher sich derzeit aus 38 unterschiedlichen Sportarten für Menschen mit Behinderungen zusammensetzt. Zusätzlich wird der Leistungssport durch eigene Sport-Referate gefördert (z.B. Ski alpin und nordisch, Schwimmen etc.). In diesen Referaten werden Sportler unabhängig von ihrer Behinderung sportartspezifisch unterstützt. Diese Tatsache stellt auch das wichtigste Verbindungsglied zwischen Behinderten und Nichtbehinderten Sport da. Zusätzlich wurden für die Ausbildung sowie für den Jugend- und Seniorensport eigene Referate gegründet. Der ÖBSV als zentrale Anlaufstelle für alle Mitglieder steht mit fachgerechter Betreuung zur Seite wobei grundsätzlich kein Unterschied zwischen Kindern, Jugendlichen, Frauen, Senioren, Breitensportlern oder Leistungsträger im Spitzensport gemacht wird. Er versteht sich als sogenannter Multispartenfachverband mit vernetzter Organisationsstruktur (Abb. 35).

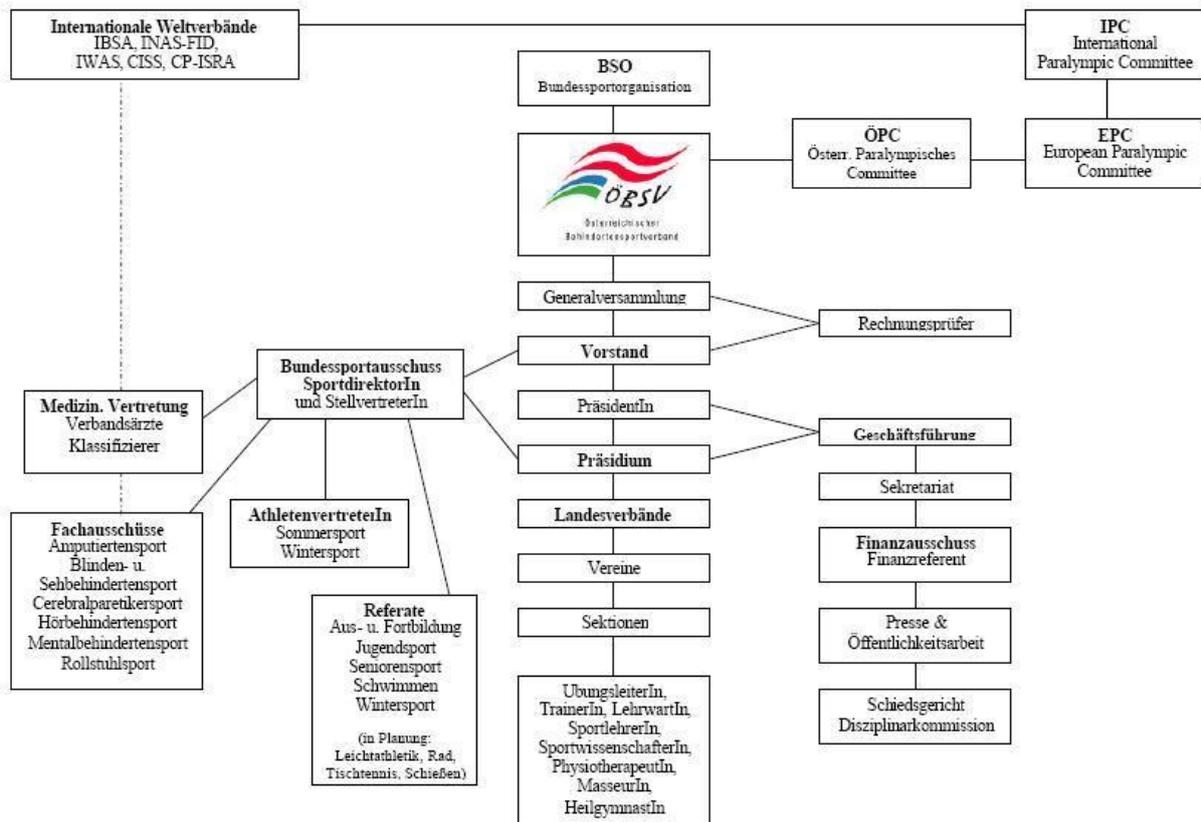


Abb. 29 - Organigramm des ÖBSV (Mössenböck, 2003, S. 79)

6.6.1.1 Die Leistungen des ÖBSV

Der ÖBSV will Sport für Menschen mit Behinderung ermöglichen, denn Sport schenkt Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten. Um dies zu verwirklichen wird die Ausbildung der Betreuerinnen und Betreuer, welche meist ehrenamtlich arbeiten und spärlich zu finden sind, explizit gefördert. Um die Qualität in der Betreuung hinsichtlich der behindertenspezifischen Anleitung im Sport zu sichern, muss jedoch viel investiert werden. Der ÖBSV organisiert zusätzlich Wettkämpfe und Trainingskurse für den Leistungs- und Breitensport. Mehr als 150 Sportveranstaltungen inklusive Österreichischen Meisterschaften und Staatsmeisterschaften werden vom ÖBSV jährlich organisiert. Bei 20 bis 25 internationalen Veranstaltungen entsendet der ÖBSV Sportler. Für die Europameisterschaften, Weltmeisterschaften, Paralympics und Deaflympics (Weltgehörlosenspiele) übernimmt er zugleich die Finanzierung der österreichischen Mannschaft sowie die Vorbereitung und Entsendung. Des Weiteren hat der ÖBSV einen Fonds eingerichtet, um bei besonderen Fällen bei der Anschaffung von Sportgeräten und Sportprothesen, welche normalerweise sehr teuer sind, zu helfen. Vor allem Personen, die von Geburt an oder durch einen Unfall behindert sind, sollen finanziell unterstützt werden. Im Gegensatz zu Menschen, die am Arbeitsplatz verunglücken und bei denen das Vorsorgeprogramm der AUVA voll greift, fehlen hierbei oft die richtigen Versicherungen, die die anfallenden Kosten übernehmen. Mit dieser Möglichkeit

soll die Voraussetzung geschaffen werden, dass behinderte Menschen Sport betreiben können.

Um die eben genannten Leistungen zu gewährleisten, muss jedoch auch die Behindertenpolitik, welche alle Lebensbereiche berücksichtigen sollte, alle Bedürfnisse der Menschen mit Behinderung abdecken. Einerseits sollte die Sportpolitik als auch die Sozialpolitik den Behindertensport als ihre Angelegenheit sehen, andererseits sollten Menschen mit Behinderungen in allen Politiken mit einbezogen werden. Die Förderung sollte daher weiterhin auf einem zwei Säulen Modell beruhen:

- Säule 1: Sport
- Säule 2: Soziales (Rehabilitation, Behindertenhilfe)

Durch diesen Ansatz soll sichergestellt sein, dass der Behindertensport Teil des Sports ist und somit als wichtige Grundlage für den integrativen Sport zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen dient.

Der ÖBSV ist mit all seinen Behinderungsgruppen auch Mitglied in den internationalen Weltverbänden:

- Cerebral Palsy International Sports and Recreation Association (CP-ISRA)
- Comité International des Sport Silencieux (CISS)
- International Stoke Mandeville Wheelchair Sports Federation (ISMWF)
- International Sports Organisation for the Disabled (ISOD)
- International Blind Sports Association (IBSA)
- International Sports Federation for Mentally Handicapped (INAS-FID)

Auf wissenschaftlicher Ebene kooperiert der ÖBSV mit der International Federation for Adapted Physical Activity (IFAPA). Welche in Österreich wiederum durch die Austrian Federation for Adapted Physical Activity (AFAPA) vertreten wird.

6.7 Bauliche Kriterien für barrierefreies Bauen

Um jedoch das Ausüben von Sport für behinderte Menschen zu ermöglichen, müssen zuerst die Sportstätten barrierefrei gebaut und mit speziellen technischen Hilfsmitteln ausgestattet werden. Dies unterstrich bereits das weiter oben verwendete Zitat von Mössenböck. Diese barrierefreie Bauweise stellt somit wohl das wichtigste Kriterium für integrativen Sport dar. Wenn von Anfang an unter diesem Gesichtspunkt geplant wird, halten sich auch die Mehrkosten in Grenzen. Oft können behinderte Menschen nicht einmal passiv am Sport

teilnehmen, da es keine geeigneten Zugänge zu den Zuschauerbereichen gibt. Diese Maßnahmen zur barrierefreien Umgestaltung einer Sportstätte werden von den Sozialversicherungsträgern (v.a. der AUVA), dem Bund und den Ländern gefördert (vgl. ÖBSV, 2007).

Es darf also nicht darauf gehofft werden, dass kein Rollstuhlfahrer als Aktiver oder nur als Zuseher am Sport teilnehmen wird. Sport muss für alle zugänglich sein bzw. gemacht werden. Ziel muss es daher sein, alle Sportstätten, wie Hallenanlagen, Schwimmbäder, Frei- und Naturanlagen, entsprechend der Ö-Norm, die besagt, dass alle öffentlichen Gebäude für alle zugänglich sein müssen, barrierefrei zu bauen. Als Hilfestellung dazu kann der Katalog von Schüle (2002), der abhängig von der Behinderungsart die Funktionseinschränkungen auflistet, herangezogen werden (Abb. 30).

Funktionelle Störungen	Rollstuhlfahrer	Körperbehinderte	Gehörlose	Sehbehinderte	Geistig Behinderte	Psych. Behinderte	SUMME
Empfindungs- und Wahrnehmungsstörungen	+++	++	+++	+++	+++	++	16
Störungen der Emotionalität	-	-	+	+	++	+++	7
Störungen der geistigen Leistungsfähigkeit und des Bewusstseins	-	-	+	+	+++	+	6
Kommunikationsstörungen	+	++	+++	+++	+++	++	14
Antriebsstörungen	+	+	+	+	+++	++	9
Motorische Störungen	++	+++	+	+	++	+	10
SUMME	7	8	10	10	16	11	

Abb. 30 - Zusammenhänge von Behinderungsarten und ihre funktionellen Störungen (Schüle, 2002, S. 93)

Die bauspezifischen Anforderungen für Zugänge, Sanitäranlagen und die Sportanlagen selbst sind in Abb. 31 ersichtlich. Leider fehlt bei dieser Aufstellung die Zugänglichkeit der Zuschauertribünen, falls diese vorhanden oder vorgesehen sind.

<p>Innere Zugänge</p> <ul style="list-style-type: none"> • Übersichtstafel mit Plan der Einrichtung • Ggf. Leitlinien (Leitsystem) • Glastüren möglichst erst ab halber Höhe aus Glas (Fußrasten der Rollstühle!) • Griffleisten über die ganze Tür • Münzfernsprecher/Kartentelefone (in entsprechender Höhe) • Fußabstreifer für Rollstühle 	<p>Außere Zugänge</p> <ul style="list-style-type: none"> • Behindertengerechte Parkplätze • Parkplätze für Busse (ggf. mit Überdachung) • Abgesenkte Bordsteine • Ebenerdiger Eingang (mit Windfang) • Keine Drehkreuze • Kasse muss vom Rollstuhl zu erreichen sein (0,75 m) • Sprechanlage für Sehbehinderte 	<p>Frei- und Naturparkanlagen</p> <ul style="list-style-type: none"> • Sportplätze • Fitness-Parcours • Wassersportanlagen • Tennisplätze • Kletterwände • Skate-Plätze • Reitanlagen • Skisportanlagen • Spielplätze/Spielgeräte
<p>Umkleidekabinen</p> <ul style="list-style-type: none"> • Kabinen gemäß DIN-Normen • Breite, unterfahrbare Sitzbänke • Vom Rollstuhl aus erreichbare Spinde (einige mit Überbreite) und Kleiderhaken • Höhenverstellbare Haartrockner/Spiegel • Handläufe 	<p>Duschen und Toiletten</p> <ul style="list-style-type: none"> • WC entsprechend DIN 18024 • Sitz- und Haltevorrichtungen • Einige breite Einzelduschkabinen mit Vorhang • Gut funktionierende Mischbatterien • Handduschen • Duschrollstühle 	
<p>Hallenausstattungen</p> <ul style="list-style-type: none"> • Boden entsprechend DIN 18032 Teil2 • Abstimmung von Boden - Wand - Decke • Bodenmarkierungen (sparsam!) • „Therapiewand“! • Leiste in Höhe der Fußrasten • Psychomotorische Übungsgeräte • verstellbare Basketballkörbe • genügend Weichbodenmatten • leichte Gymnastikmatten 	<p>Schwimmbäder</p> <ul style="list-style-type: none"> • Wassertemperatur 28°-30° • Ein- und Ausstiegshilfen (keine Rampe!) • Orientierungshilfen an Decke und Fußboden • Beheizte Bänke • Hubboden 	

Abb. 31 - Spezifische Anforderungen an Sportstätten für Menschen mit Behinderung (Schüle, 2002, S. 94)

Ziel darf es nicht sein, eigene Behindertensporteinrichtungen zu bauen, sondern vielmehr bereits vorhandene Einrichtungen, geplante Umbauten sowie alle Neubauten barrierefrei zu errichten, um ein für alle zugängliches Netz an Sportstätten zu schaffen. Dies ist auch unsere Zielvorstellung, nämlich, dass auf der Schmelz die vorhandenen Sportanlagen adaptiert und die neuen barrierefrei errichtet werden. Nur so kann eine Inklusion aller Gruppen ermöglicht werden.

6.8 Integrationsmöglichkeiten auf der Schmelz

Nachdem wir uns jetzt mit dem Behindertensport auseinandergesetzt haben, möchten wir im Anschluss die Möglichkeit nutzen die Integrationsmöglichkeiten auf dem Campus aufzuzeigen. Welche Auswirkungen diese Entwicklungen auch auf die Einrichtungen der am USZ angesiedelten Institute haben können bzw. sollten, wird von uns in diesem Kapitel behandelt. Natürlich muss man an dieser Stelle auch erwähnen, welche Chancen bzw. Möglichkeiten durch diese Entwicklung für die Zukunft entstehen.

Bereits 1995 (S. 29) hat Dinold versucht, einen kleinen Ausblick auf die zu erwartende Entwicklung am Institut für Sportwissenschaften zu geben: „Diese Arbeit erlaubt dem

Institut nun als Vermittlungs- und Koordinationsstelle zwischen betroffenen Behinderten, interessierten Studenten und den sportlichen Angebote offerierenden Institutionen, speziell im Wiener Raum, zu dienen.“ Eine Liste von Organisationen mit sportlichen Angeboten für behinderte Menschen in Wien sowie eine Liste der Angebote für integrative Gruppen in sozialer, kultureller und sportlicher Sicht liegen ihrer Arbeit bei. Weiters schreibt die Autorin: „Dass in Zukunft dem Bedarf nach kompetenter Leitung von Bewegungs- oder anderen Freizeitangeboten (z.B. für Behinderten-Wohngemeinschaften) vermehrt nachgekommen werden kann und sich im dafür ausgebildeten Studentenkreis (Institut für Sportwissenschaften oder Bundesanstalt für Leibeserziehung) Interessenten für solche Aufgaben finden werden.“

Nachdem in Zukunft die Frage der Unterbringung mit Nähe zum Studienort geklärt ist, sollten auch die baulichen Maßnahmen zur barrierefreien Sportstätte auf diesem Campus geplant und schnellst möglich umgesetzt werden. Borcke (1986, S. 26) beschreibt: „Der behindertengerechte Zustand einer Hochschule ist Bedingungsfaktor für die Wahl des Studienortes – auch hier sind somit viele Behinderte eingeschränkt.“ Weiters müssen wir auch zwischen der Situation von behinderten Studenten und der Ausbildung von Sportwissenschaftlern und Lehrern unterscheiden.

Bei Studenten mit Amputationen treten weniger Probleme im Studienalltag auf als bei Rollstuhlfahrern. Noch schwieriger ist die Situation für Seh- und Hörbehinderte sowie Blinde und Gehörlose. Trotzdem ist die Problematik eines Universitätslebens inhaltlich für Behinderte und Nichtbehinderte relativ gleich, wobei die Auswirkungen für behinderte Studenten weitaus einschneidender und frustrierender sind. Das sich dies oft auch auf den Studienfortschritt auswirkt, liegt auf der Hand. Borcke (1986, S. 26) schreibt: „Das für Körperbehinderte einschneidendste Problem liegt im unzureichend behindertengerecht ausgebauten Zustand der meisten Hochschulen.“ Am USZ spiegelt sich das für die Rollstuhlfahrer an der Zugänglichkeit der Außenanlagen bzw. der Mensa sowie bei der Verbindung zwischen USZ I und USZ II wider. Wie wichtig Sport aber für alle Beteiligten ist, haben wir bereits beschrieben, doch leider wird dieser zu oft von Nichtbehinderten, wie etwa beim Universitätssport, organisiert. Erst wenn Interessensgemeinschaften von Behinderten und Nichtbehinderten gemeinsam aktiv werden, sind Veränderungen möglich. Hier könnte in Wien auch durch das USI und der AFAPA ein Fortschritt auf diesem Gebiet eingeleitet werden.

Zurzeit sind überhaupt nur wenige behinderte Studenten für ein Sportstudium an der Universität Wien eingeschrieben, wobei die meisten im Leistungssport aktiv sind. Es liegt

vielleicht daran, dass das Aufnahmeverfahren am Institut leider nicht behindertengerecht ist. Wir denken, es würde mehr Anfragen geben, wenn bereits im Vorfeld eine Aufnahmeprüfung für die verschiedenen Behindertenklassen festgelegt wäre. Es darf nicht darauf gehofft werden, dass nur wenige Behinderte Interesse am Sportstudium entwickeln (vgl. Borcke 1986; Schuster, 2003 und Kolgin, 2003).

Auch in der allgemeinen Ausbildung der zukünftigen Lehrer bzw. Sportwissenschaftler sollte mehr Integration gelebt werden. Das Ziel sollte sein, dass sich nicht nur wenige Lehrveranstaltungen mit diesem Thema beschäftigen, sondern alle Lehrveranstaltungen daran mitarbeiten. Der deutsche Verein „Behinderte helfen Nichtbehinderten“, deren Zielgruppe Nichtbehinderte sind, hat folgende Zielsetzungen (Scheid & Mayer, 2003):

- Abbau von Berührungsängsten und Veränderung von Einstellungen gegenüber behinderten Menschen.
- Förderung der sozialen Verantwortung und Stärkung der Handlungskompetenzen gegenüber Behinderten.
- Kennenlernen verschiedener Behinderungsformen und daraus resultierender Lebensbedingungen.

„Der Abbau von Berührungsängsten ist eine wesentliche Voraussetzung für die Normalisierung im Zusammenleben – der erste Schritt zu einem von Verständnis und Kenntnis getragenen Miteinander. Die Athletinnen und Athleten versuchen, die Behinderten durch Schulbesuche zu erreichen.“ schreiben Scheid & Mayer (2003, S. 63).

Das Paradebeispiel, das in der Literatur immer wieder zu finden ist, ist das gemeinsame Sporttreiben im Rollstuhlbasketball. Dieser Sport ist bereits weit verbreitet und wird sowohl von Behinderten und Nichtbehinderten leistungsmäßig betrieben und eignet sich somit optimal zur Integration. Die Behinderung wird dabei oft als zusätzliche Herausforderung gesehen (vgl. Mössenböck, 2003 und Borcke, 1986). Im 2. Erfahrungsbericht schreibt Borcke (1986, S. 46):

„Ich möchte noch einmal erwähnen, dass ich den Rollstuhl als „Sportgerät“ für gut empfand, dessen Beherrschung Geschicklichkeit, Armkraft und zusätzliche Übersicht (um andere nicht anzufahren) bedarf, genau wie bei anderen Sportarten. Die geübten Rollstuhlfahrer waren natürlich allen anderen überlegen, was nur wiederum zeigt, dass Nichtbehinderte beim Rollstuhlfahren erst einmal zum Behinderten werden.“

Genau diese von Scherney und Borcke erwähnten Punkte lassen sich durch die Entwicklung eines barrierefreien Campus leichter durchführen. Durch die Nähe der unterschiedlichen

Altersgruppen auf dem Campus und der gelebten Integration in den diversen Einrichtungen könnte somit ein völlig neues Verhältnis zu den Behindertensportlern aufgebaut werden.

7 Conclusio – Campus auf der Schmelz sinnvoll und möglich?

Durch unser Studium am ZSU wurden wir durch einige Lehrveranstaltungen auf die bearbeiteten Themen aufmerksam gemacht. Wir wollten mit der Diplomarbeit einen Ein- bzw. Überblick über die ganze Thematik geben.

Aus unserer Sicht reichen das derzeitige Platzangebot und die geplanten Projekte für die nächsten Jahre aus. Für den Integrationssport und den Universitätssport sind diese sicherlich eine Qualitätssteigerung. Im Sinne der Nachhaltigkeit muss die Sichtweise aber auf einen längeren Zeitraum ausgedehnt werden. Durch die Berücksichtigung der Sportstättenentwicklungsplanung sollte daher das Areal erweitert werden. Nur wenn es der Politik gelingt, die dort angesiedelten Kleingärten nach und nach abzusiedeln, kann ein wirklicher Campus entstehen. Mit Hilfe der neuen Planungsmethoden, die die Bevölkerung miteinbeziehen, und der Sportstättenentwicklung ließe sich diese Absiedlung rascher und mit weniger Widerstand durchführen. Diese Absiedlung lässt sich nur in einer sozial verträglichen Form für alle Kleingartenbesitzer durchführen. Durch die geplanten Bauvorhaben würde auf der Schmelz ein Campus für Jung und Alt entstehen, der zum lebenslangen Sporttreiben anregt. Durch die neuen Möglichkeiten der Einrichtungen lassen sich Kooperationen zwischen allen Institutionen schließen und somit können sie an den Campus gebunden werden.

Durch den barrierefreien Campus mit dem bewegten Kindergarten und der bewegten Schule könnten die Kinder schon sehr früh für den Sport sensibilisiert werden und die Inklusion der Behinderten auf der Schmelz erleben. Allein schon die Integration führt zu einer geänderten Sozialisierung der Heranwachsenden und bildet ein neues Bewusstsein im Sinne einer Integrationsgesellschaft. Durch den ständigen direkten oder indirekten Kontakt mit Sport werden die Kinder zum und durch den Sport sozialisiert. Durch den frühen Kontakt im Kindergarten mit Bewegung wird auch der Schulsport ein positives Bild in den Jugendlichen hinterlassen. Dadurch werden sie mit hoher Wahrscheinlichkeit ein Leben lang Sport treiben. Durch den Sport wird den Kindern auch früh eine Normenkonformität, Solidarität, Ich-Identität und Ich-Stärke vermittelt. Diese positiven Einstellungen, die der Sport vermittelt, lassen sich auch auf andere Lebensbereiche übertragen. Durch das positive Umfeld, das durch den Campus geschaffen wird, könnten die positiven Effekte verstärkt und die Heranwachsenden positiv sozialisiert werden.

Einer der wichtigsten Punkte am Campusmodell ist die behindertengerechte Gestaltung. Durch den barrierefreien Zugang zum Sport und das gemeinsame Leben am Campus lässt

sich die Integration leichter durchführen. Speziell das gemeinsame Sporttreiben von Behindertensportlern mit nichtbehinderten Personen trägt sehr zum Abbau der Scheu des ersten Kontaktes bei. Ist diese Barriere erst einmal durchbrochen, so verschwinden sehr viele Vorurteile der Gesellschaft und der Umgang untereinander wird normalisiert. Dies haben wir am eigenen Leib erfahren und zwar beim Jedermann-Zehnkampf 2007 in Wien. Bei diesem Wettkampf haben wir im Zuge einer Lehrveranstaltung die Behindertenleistungsklasse im Training und Wettkampf begleitet und betreut. Das Zusammenarbeiten mit Behindertensportlern sollte in allen Bildungseinrichtungen viel mehr zum Thema gemacht werden. Durch unser Projekt würde sich diese Zusammenarbeit automatisch einstellen und die Thematik würde somit Inhalt in Kindergärten, Schulen und in den Lehrveranstaltungen der Universität. Diese vertiefte Auseinandersetzung mit dem Behindertensport würde für die Universität neue Praxis- und Forschungsfelder ergeben. Durch das Projekt erhoffen wir uns, dass der Campus eine Vorreiterrolle beim Thema der Inklusion der Behinderten in die Gesellschaft einnimmt. Die Menschen am Campus sollten nicht nur das Wissen vermittelt bekommen und theoretisch darüber Bescheid wissen, sondern es sollte die Inklusion aller Beteiligten am gesamten Campus gelebt werden. So würde unser Projekt zu einem Vorzeigemodell für die Inklusion, und es würden sicher andere Standorte folgen.

8 Bewegtes Leben

Der Mensch braucht für seine körperliche, seelische und geistige Entfaltung bzw. Entwicklung die Bewegung. Somit ist es wichtig, eine Bewegungskultur bereits im Kindesalter zu verankern, damit wir noch im Erwachsenenalter von den Vorteilen eines bewegten Lebens profitieren können. Es ist in der heutigen Zeit auch entscheidend, die Unerlässlichkeit einer Bewegungskultur einem breiten Publikum sowie den Entscheidungsträgern zu verdeutlichen, um in eine bewegte Zukunft zu schreiten. Die Veränderungen des Bewegungs- und Spielraums können bei der Betrachtung seiner eigenen Bewegungsbiografie bewusst gemacht werden. Die Auswirkungen werden jedoch oft auf Grund des veränderten Blickwinkels im Erwachsenenalter nicht richtig erkannt. Um eine neue Betrachtungsweise des Themas Bewegung zu erhalten, soll anbei nochmals auf dessen Wichtigkeit hingewiesen werden. Die Bewegungserziehung muss daher schon in der Familie, im Kindergarten und in der Schule stattfinden. Zusätzlich wird dadurch über die primären und sekundären Bezugsgruppen die Anwendung im Alltag erreicht (vgl. Größing, 1993).

8.1 Bewegung als zentrales Element

Die Bewegung ist eine der elementaren Ausdrucksformen der Kinder. Nur aus Spaß an der Tätigkeit und den Erfahrungen, die sie dabei machen, nutzen Kinder jede Bewegungsmöglichkeit. Durch Bewegung und Spiel lernen sie mit Dingen umzugehen und sie lernen die verschiedensten Funktionsweisen kennen. Daher bietet die Bewegung vielfältige Erfahrungen und die Möglichkeit einer ganzheitlichen Bildung und Erziehung (vgl. Zimmer, 2006).

8.2 Begründung der Bewegung im frühkindlichen Bewegungsprozess

Laut Zimmer (2006) ist die Bewegungserziehung einer der wesentlichen Punkte im frühkindlichen Erziehungsprozess. Dies kann mit folgenden theoretischen Punkten begründet werden:

- Anthropologische Sicht:

Jeder Mensch ist auf Bewegung und Erfahrung aller Sinne angewiesen, um sich ein Bild von der Umwelt und seiner Position darin zu machen. Der Körper dient dabei nicht nur als Mittel, diese Erfahrungen zu machen, sondern vielmehr ist er das Medium, durch das die Erfahrungen gemacht werden.

- Entwicklungspsychologische Sicht:

Durch die Erfahrungen, die der Mensch macht, wird seine Identität gebildet. Der Körper ist hier wieder das Mittel der Selbständigkeitsentwicklung und der Selbstentwicklung. Diese Entwicklungen beginnen mit den ersten Versuchen zu krabbeln und haben ihren ersten Höhepunkt erreicht, wenn die Kinder ihre ersten Schritte machen und somit das Spiel- und Handlungsfeld erheblich erweitern. Erst durch das selbsttätige Handeln kann die Unabhängigkeit nach und nach angestrebt werden.

- Lernpsychologische und neurophysiologische Sicht:

Für Kinder sind die Wahrnehmung und die Bewegung die Grundlage jedes Lernens. In der frühen Kindheit wird die Bildung der Synapsen, die Verbindungen zwischen den Nervenzellen, durch das Spielen mit den Sinnen und der körperlichen Aktivität unterstützt. Durch die vielen verschiedenen Reize der diversen Sinnesorgane werden die Nervenzellen immer komplexer. Speziell in der Kindheit ist das Gehirn sehr aufnahmefähig, weshalb man versuchen sollte, das Gehirn durch möglichst vielseitige Reize zu stimulieren.

- Sozialökologische Sicht:

Die Bewegungsarmut der heutigen Gesellschaft hat für Kinder durchwegs negative Konsequenzen. Um diese Bewegungsdefizite auszugleichen, sollten frühzeitig für Kinder Bewegungsangebote geschaffen werden.

- Gesundheitspädagogische Sicht:

Den vielen Bewegungsmangelerkrankungen bei der Einschulung muss durch gezielte Förderung der Bewegungserfahrung entgegengewirkt werden.

8.3 Ziele und Inhalte einer Bewegungserziehung

Laut Zimmer (2003, S. 18) muss daher die Frage, der

- Auswahl der Inhalte für die Bewegungserziehung bereits im Kindergarten, vor allem im Zusammenhang mit den
- Zielen frühkindlicher Erziehung diskutiert werden. Diesen Zielen müssen dann auch die
- Methoden der Vermittlung der Spiel- und Bewegungsangebote entsprechen.

Bewegung, Spiel und Sport soll daher bereits im Kindergarten,

- dem elementaren Bedürfnis des Kindes nach Bewegung entgegenkommen.
- die Freude des Kindes an allen Bewegungsaktivitäten erhalten.
- die Förderung der körperlich-motorischen Entwicklung ermöglichen.

- das Kind in seiner Auseinandersetzung mit der dinglichen und sozialen Umwelt unterstützen.
- dazu beitragen, dass jedes Kind die Chance erhält, eine positive Beziehung zu sich selbst, zu seinem Körper und zu seinen Fähigkeiten aufzubauen.

Ungerer-Röhrich (1997, S. 197) schreibt dazu:

„Ist der Kindergarten ein Sport- oder Bewegungskindergarten und kein Sitzkindergarten, so sind wichtige Voraussetzungen für eine gute motorische Entwicklung der Kinder gegeben. Können die Kinder dann noch selbstbestimmt Bewegungsaktivitäten miteinander gestalten, so profitieren sie in besonderem Maße in ihrer sozialen und sozial-kognitiven Entwicklung.“

Nur mit einer theoretischen Analyse lassen sich die vielfältigen Fragen der Persönlichkeitsausbildung eines Kindes nicht beantworten. Viele Bereiche werden bei der Erziehung gleichzeitig angesprochen. Die Ziele der Bewegungsspiele lassen sich daher in der Praxis auch nicht voneinander trennen und wurden von Zimmer (2003) wie folgt benannt,

- Sensorische und motorische Wahrnehmung und Bewegung:
 - Die Umwelt mit allen Sinnen wahrnehmen.
 - Sinneswahrnehmungen voneinander unterschieden und miteinander verbinden.
 - Grobmotorische und feinmotorische Gewandtheit und Geschicklichkeit entwickeln.
 - Sich im Raum orientieren.
 - Die eigene Bewegung koordinieren.
 - Situationsangemessen auf äußere Reize reagieren usw.
- Sozial-emotionale Wahrnehmung und Bewegung:
 - Sich in eine Gruppe einordnen.
 - Die eigenen Bedürfnisse und Interessen artikulieren.
 - Die Bedürfnisse und Wünsche anderer erkennen und berücksichtigen.
 - Konflikte auf verbaler statt auf handgreiflicher Ebene lösen.
 - Sich mit der eigenen körperlichen Leistungsfähigkeit auseinandersetzen.
 - Ein realistisches, aber leistungszuversichtliches Selbstkonzept aufbauen usw.
- Kognitive Entwicklung der Kinder bedeutet:
 - Die Umwelt handelnd erfahren und sich mit ihren Gegebenheiten auseinandersetzen.

- Die Eigenschaften von Geräten und Materialien wahrnehmen und entsprechend mit ihnen umgehen.
- Eigene Spiele entwickeln und sie anderen mitteilen.
- Spielregeln verstehen und einhalten.
- Eigene Lösungswege selbstständig finden usw.

Die Bewegung ist nicht nur für die Entwicklung der Kinder wichtig, sondern sie ist auch die wichtigste Form des persönlichen Ausdrucks. Alle Gefühlsebenen werden durch Bewegung der Außenwelt zur Kenntnis gebracht. Je natürlicher die Bewegungen erlernt werden, desto besser ist der Ausdruck des Körper- bzw. des Selbstwertgefühls. Das bedeutet, die Haltungsschulung geht einher mit der Persönlichkeitsentwicklung.

Somit sollte bereits in jungen Jahren Bewegung und Sport in den Lernalltag integriert und später auch als zusätzliches Lehrmittel genutzt werden. Woll & Riek (1995, S. 17) stellen fest: „Eingeschränkte Bewegungs- und Körpererfahrungen führen bei vielen Grundschulkindern zu einem ungenügend entwickelten Körperschema und somit zu erschwerten Lernbedingungen in den Bereichen Schreiben, rhythmisches Handeln, Alltagsorientierung.“

Besonders in den ersten beiden Schuljahren ist das Bewegungslernen, vor allem hinsichtlich des Lesen- und Schreibenlernens, besonders wirksam und verbunden mit:

- Der Ausbildung des Körperschemas und der räumlichen Denkschemata
- Der Auge-Hand-Koordination
- Der rhythmischen Gliederungsfähigkeit
- Der Ausprägung der Feinmotorik

8.4 Gesundheitszustand der Kinder

Für die Kinder selbst spielt der Gesundheitsaspekt keine wichtige Rolle, sie strotzen in der Regel vor Gesundheit, und so lange sie nicht im Bett liegen, machen sie sich auch keine Sorgen hinsichtlich ihrer Gesundheit. Beeinträchtigungen für die Zukunft werden kaum wahrgenommen und auch die positiven Auswirkungen von Bewegung sind ihnen oftmals nicht bekannt. Beim Sport geht es ihnen nicht um einen gesundheitsprophylaktischen Ansatz sondern um die Befriedigung der Grundbedürfnisse nach Bewegung, Spiel und Spaß (vgl. Wutz, 2000).

8.4.1 Der motorische Entwicklungszustand der heutigen Kinder

Natürlich ist jedes Kind mit unterschiedlichen physiologischen und motorischen Grundlagen ausgestattet. Kunz (1993) spricht von einer Situation, die sich kontinuierlich verschlechtert. Er hat dazu einige statistische Zahlen herausgesucht. Bei ärztlichen Untersuchungen in den Jahren 1951 bis 1956 wurden bei 55% der Kinder chronisch-krankhafte Störungen festgestellt. 1963 konnte man bei mehr als 35% der Kinder eine auffällig schwache Motorik erkennen. Eine weitere Untersuchung aus dem Jahre 1970 zeigte, dass über 30% der Kinder körperliche Leistungs- und Haltungsschwächen hatten. In Regensburg wurden 1973 bei einer Untersuchung bei 43% der Kinder Haltungsschäden, bei weiteren 11% andere motorische Schäden festgestellt. 1978 zeigte Schleicher in einer Untersuchung, dass 60% der Schulanfänger Schwächen im Muskel- und Knochensystem hatten. Bei Einschulungsuntersuchungen in bayrischen Städten und Landkreisen wurde 1989 bei ca. 60% der Heranwachsenden Haltungsschwächen diagnostiziert. Dazu kommt die besorgniserregende Nachricht, dass ca. 30% der Kinder Übergewicht und 35% ein schwaches Herz-Kreislaufsystem haben. Bei dieser Untersuchung wurde festgestellt, dass nahezu jedes zweite Kind im Kindergarten erhebliche Defizite im motorischen Bereich hat. Weiters zeigen sich bereits in diesen Jahren viele Krankheitsbilder, wie z.B. Übergewicht, Fuß- und Rückenbeschwerden, Herz-Kreislaufprobleme, Allergien und Konzentrationsschwächen. Die neuesten Schularztbefunde nach Wutz (2000) und Kunz (1993) haben bei Schulanfängern bereits 30% Herz-Kreislauf-Schwächen, ca. 30% Übergewicht, ca. 50% Haltungs- und Koordinationsschwächen und ca. 70% Fußschwächen festgestellt. Daher behaupten viele Ärzte, dass unsere Kinder zu zukünftigen „Früh-Rentnern“ herangezogen werden. Oft sind diese durch äußere Bedingungen dazu gezwungen, weil sie von zu Hause mit dem Schulbus zur Schule und wieder nach Hause fahren. Aber genau diese Bewegungen im Alltag, die ihnen durch das Busfahren usw. fehlen, sind in jungen Jahren extrem wichtig, um den Haltungs- und Bewegungsapparat auszubilden. Die schwach ausgebildete Muskulatur führt dazu, dass die Wirbelsäule nie entlastet wird und es zu einem hohen Verschleiß der Bandscheiben kommt und dadurch zukünftige Bandscheibenvorfälle vorprogrammiert sind. Zuhause angekommen, liegen sie vor dem Fernseher oder setzen sich vor den Computer. Auch die Funktionalität des Schulmobiliars ist nicht an die unterschiedlichen Bedürfnisse der Kinder angepasst. Durch die Verringerung der Alltagsaktivitäten kommt es dann bei den diversen Bewegungen, wie z.B. Liegen, Sitzen, Stehen, Heben und Tragen zu Fehlbelastungen des Bewegungsapparates. Natürlich liegt das Problem nicht alleine in der Schulausbildung, auch im Elternhaus muss diese Problematik bewusst gemacht werden und eine positive Einstellung zur Bewegung erreicht werden. Laut Wutz (2000) treiben 60% der Kinder keinen

Sport außerhalb des Sportunterrichts. Diese Zahlen ähneln den Ergebnissen der Statistik von Weiß (1999) zum aktuellen Sporttreiben der österreichischen Bevölkerung.

8.4.2 Gründe für die schlechte Motorik

Die Veränderungen in der Gesellschaft schlagen sich auch hinsichtlich der immer eingeschränkteren Bewegungsmöglichkeiten für Kinder nieder und werden leider kaum wahrgenommen. Dieser schleichende Prozess wird vor allem bei der Entwicklung der Motorik unserer Kinder bemerkbar, da sie sich ausschließlich in den von Erwachsenen gestalteten Bewegungsräumen aufhalten dürfen bzw. sollen. Bewegungsfreiheit herrscht nur noch in begrenzten, genau definierten Bereichen, welche in der Großstadt immer mehr schrumpfen. Durch die dichtere Verbauung des Stadtgebietes kommt es zum vermehrten Kampf zwischen Hundezonen gegen Spielplätze, Parkplätze gegen Spielräume und Seniorenbereiche gegen Jugendtreffs. Dem Autoabstellplatz wird bei Neubauten mehr Fläche eingeräumt als dem Spielplatz. Sogar für die gesamten Kinderzimmer in den darüber liegenden Wohnungen ist weniger Raum eingeplant als für die motorbetriebenen Fahrzeuge. Neben diesen Problemen kommen noch einige zusätzliche Zivilisationsprobleme der heutigen Gesellschaft dazu. Diese beschreiben Kunz (1993), Mayer-Roth (1996) und Raffelsberger (1998) wie folgt:

- Ein gravierender Punkt für die schlechte Motorik ist sicherlich die schlechte und gefahrenlose Erreichbarkeit von Spielplätzen in der näheren Umgebung. Bestehen in der näheren Umgebung Spielmöglichkeiten, lassen die Eltern die Kinder oft nicht alleine dort hingehen, da der Straßenverkehr zu gefährlich und die Gegend unsicher ist. Somit können die Kinder nur spielen, wenn die Eltern oder ein älteres Geschwister Zeit hat, diese zum Spielplatz oder zur Übungsstätte zu begleiten. Um das Erreichen von geeigneten Turnsälen, Sportplätzen und Spielplätzen zu ermöglichen, werden die Kinder in ihre Kindersitze im Auto geschnallt und von Termin zu Termin geführt. Die Fahrten selbst dauern oft länger als die Bewegungszeit. Oft sind die Eltern mit dieser Terminkoordination bereits überfordert, so dass die Nutzung von elektronischen Spielmöglichkeiten in den Vordergrund rückt. Auch in Wien spiegelt sich genau diese Problematik wieder.
- Die Technisierung der Gesellschaft verändert auch das Spielverhalten der Kinder und verändert auch die Spielgeräte. Über ein Drittel der Kinder verbringt bis zu 30 Stunden pro Woche vor dem Fernsehgerät. Zusätzlich kommt noch die Spielzeit mit Computerspielen und ähnlichen Kleingeräten dazu. Diese fördern zwar die feinmotorischen Fertigkeiten, nehmen jedoch der grobmotorischen Allgemeinentwicklung sehr viel Zeit weg.

- Zwischen Land- und Stadtkindern herrscht ein Unterschied in der Motorik. Stadtkinder sind besser in der Feinmotorik und Landkinder können schneller laufen und weiter werfen. Diese Unterschiede entstehen durch die geringen Möglichkeiten der Stadtkinder, im Freien zu spielen. Durch mittlerweile fehlende Naturräume, vor allem im städtischen Bereich, ist eigenständiges Herantasten an die körperlichen und geistigen Grenzen fast unmöglich geworden.
- Die Größe einer Wohnung hat keinen Einfluss auf die Motorik. Viel wichtiger ist es, den Kindern Bewegungsgeräte zur Verfügung zu stellen und Bewegungsräume in der näheren Umgebung zu bieten. Auf Grund der großen Gefahr der Zerstörung von Gegenständen und der Einrichtung sind die Kinder mit ihren Möglichkeiten jedoch meist eingeschränkt.
- Da sich viele Eltern mehrere Kinder nicht mehr leisten können und der allgemeine Trend zu Einzelkindern sehr groß ist, fehlen den Kindern Bewegungsanreize durch nahezu Gleichaltrige.
- Kinder, die nur im Elternhaus aufwachsen und keinen Kindergarten besuchen, haben ebenfalls eine schlechtere motorische Entwicklung. Der Grund liegt hierbei bei den Aufforderungen der anderen Kinder, eine gewisse unbekannte Bewegung durchzuführen. Ein weiterer positiver Effekt für Kinder ist das Aufwachsen mit Tieren, durch diese erhalten die Kinder zusätzliche Anreize.
- Selbständige Sport- und Bewegungsaktivitäten der Kinder stellen das wichtigste Standbein in der motorischen Entwicklung der Kinder dar. Die sportliche Aktivität der Eltern hat darauf einen großen Einfluss, und die meisten Erwachsenen wissen das auch. Trotzdem treiben nur 17% der Eltern regelmäßig Bewegungsspiele mit den Kindern.

8.4.3 Folgen einer schlechten Motorik für die Gesundheit und die psychische Entwicklung

Die schlechte Motorik hat bei den Kindern Einflüsse auf viele andere Bereiche der Entwicklung. Kunz (1993) beschreibt diese wie folgt:

- Physische Gesundheit der Kinder:

Auf Grund des Bewegungsmangels der Kinder und der ständig zunehmenden Bewegungseinschränkungen treten viele Krankheiten, die normalerweise erst im späteren Erwachsenenalter auftreten, bereits bei den Heranwachsenden auf. Die Erkrankungen reichen von Herz-Kreislauf-Erkrankungen, extremem Übergewicht, Wirbelsäulenschäden bis hin zu anderen degenerativen Erkrankungen des Bewegungsapparates.

- Ganzheitliche Entwicklung des Kindes:

Viele verschiedene Autoren schreiben von der Wichtigkeit der motorischen Entwicklung der Kinder. Rieder und Bäumlner 1972 zit. nach Kunz (1993, S.64): „Es genügt nicht mehr zu sagen, dass sich Seelisches am unmittelbarsten im Motorischen äußert, Motorik ist daneben auch ein integraler Bestandteil des Seelischen.“ Durch motorische Förderung entwickeln sich vor allem die verschiedenen Persönlichkeitsbereiche, und Bewegungsmangel steht im engen Zusammenhang mit sekundären Behinderungen in der Gesamtpersönlichkeit. Das heißt, dass es durch eine schwache Motorik zu Verzögerungen in der kognitiven Entwicklung, der Bildung von Selbstständigkeit, Selbstbewusstsein und eines guten Selbstbildes kommt. Durch die groben motorischen Defizite ergeben sich auch ein höheres Aggressionspotenzial und eine geringe Frustrationstoleranz. Weiters werden durch die schlechte Motorik auch Probleme bei der Bildung von Normen und sozialen Interaktionen sowie bei der Verhaltenssteuerung und Anpassung an neue Aufgaben festgestellt.

- Gruppenstatus und emotionale Entwicklung:

Bereits im Kindergarten möchten sich die Kinder gerne mit anderen messen und vergleichen. Da sie noch über eine schwache Ausbildung der sprachlichen, schriftlichen und feinmotorischen Fähigkeiten verfügen, ist der Vergleich der motorischen Fertigkeiten und Fähigkeiten im Vordergrund. Die Kinder mit motorischen Defiziten werden bei solchen Vergleichen immer verlieren und können die Misserfolge nicht durch Erfolge in anderen Bereichen kompensieren, da diese für die Kinder zu wenig wichtig sind. Dies stellt ein großes Problem für die Bildung eines guten Selbstbewusstseins dar. Daher ist die gute motorische Ausbildung für die Bildung eines gesunden Selbstwertgefühls unbedingt notwendig.

- Spielverhalten:

Auch das Spielverhalten hängt von der motorischen Entwicklung der Kinder ab. So bevorzugen Kinder mit einer guten Entwicklung Lauf-, Fang- und Wettspiele, und im Gegensatz dazu beschäftigen sich motorisch schwächere Kinder eher mit malen, basteln, Kreisspielen und Ähnlichem. Durch diese Tatsache bauen die bewegungsreichen Kinder ihren Vorsprung immer mehr aus und die schwachen überwinden die Scheu an der Bewegung nicht. Oftmals beeinflusst das auch das lebenslange Sporttreiben und das Verhältnis zum eigenen Körper.

- Gestörte sensomotorische Entwicklung:

Der Zusammenhang dieser zwei Faktoren ist sehr groß. Daher wirkt sich auch die Entwicklung eines Bereichs stark auf den anderen aus. Bewegte Kinder haben daher einen

größeren Wahrnehmungsbereich, der z.B. für die Bewegung im Straßenverkehr von großer Bedeutung ist.

- Unfallgefahr:

Kinder wissen genau, welche Bewegungen sie bewältigen können und welche gefährlich für sie sind. In gewissen Situationen, wie z.B. Streit mit anderen, Nachahmung oder Aufmerksamkeitsablenkung von anderen Sachen ignorieren sie die bekannten Grenzen und führen Bewegungen aus, die sie auf Grund der fehlenden Motorik nicht bewältigen können. Daraus entstehen dann Unfälle, die durchwegs vermieden werden können. Eine genaue Analyse des Unfallgeschehens im Kindesalter folgt in einem späteren Kapitel.

Die Wichtigkeit eines bewegten Lebens für die frühkindliche Entwicklung haben wir auf den letzten Seiten bereits dargestellt. Auf Grund der fehlenden Bewegungsräume, vor allem im städtischen Bereich, muss es zur Aufgabe einer Stadt gehören, dieser Entwicklung entgegenzuwirken. Als Lösung dafür könnte die Schaffung eines öffentlichen und bewegten Campus angedacht werden. Dieser Campus kann sicherlich zur Bildung eines positiven Bewusstseins bei der Bevölkerung für ein bewegtes Leben beitragen. Um einen perfekten bewegten Campus zu gestalten, müssen auch verschiedene Bildungseinrichtungen geschaffen werden. Als erste Bildungsstätte auf unserem Campus soll ein bewegter Kindergarten, der für die Bevölkerung sowie für die Kinder der Angestellten des Campus zur Verfügung steht, gestaltet werden. Im Folgekapitel wird daher der bewegte Kindergarten mit all seinen Facetten vorgestellt.

9 Bewegter Kindergarten

Meneghini (2008) ist der Meinung, dass die Kinder mit dem Eintritt in den Kindergarten, den ersten Schritt ins Erwachsenenleben machen. Sie müssen selbst mit anderen kommunizieren, sich in Gruppen integrieren und auch gegen andere durchsetzen. Dies geschieht alles ohne Hilfe eines Elternteils. Es ist daher Aufgabe der Kindergärten, ein breitgefächertes Spiel- und Beschäftigungsfeld zu bieten, in dem sich die Kinder entwickeln können. Dazu gehören folgende Felder:

- Persönlichkeitsentwicklung
- Information der Erziehungsberechtigten
- Kinder zur Selbständigkeit und Eigenaktivität erziehen
- Förderung der individuellen Begabung
- Durch ein breites Erfahrungsangebot die geistigen Fähigkeiten stärken

- Kennenlernen des eigenen Körpers

In der heutigen Zeit haben Kinder eine viel größere Anzahl an Gegenständen, um sich in der Freizeit zu betätigen. Jedoch werden die Spiel- und Bewegungsräume immer häufiger eingeschränkt, und den Kindern ist es nicht mehr möglich, die Umwelt „in Bewegung“ zu erkunden. Durch die Modernisierung und Technisierung verbringen immer mehr Kinder vorwiegend in sitzender Haltung. Daher haben viele bereits vor dem Eintritt in den Kindergarten Haltungsschwächen und motorische Defizite. Die erste öffentliche Instanz ist oft der Kindergarten. Daher sollten speziell hier den Kindern vermehrt Möglichkeiten geboten werden, sich zu bewegen und dem Bewegungsmangel entgegenzuwirken. Es sollte die Bewegungserfahrung mit allen Sinnen gefördert werden (vgl. Zimmer, 2006).

Laut Zimmer (2006) und Kiphard (1991) wirkt der Bewegungskindergarten vor allem durch offene Bewegungsangebote dem alltäglichen Bewegungsmangel entgegen. Dadurch können viele Haltungsschwächen ausgeglichen werden und die Kinder kommen zu einer umfassenden motorischen Entwicklung. Die Kinder erhalten in diesem die Möglichkeit, ihren Bewegungsdrang voll auszuleben, wobei es hauptsächlich um Bewegungserfahrungen und nicht um Leistung geht. In diesen modernen Formen des Kindergartens sollen die Kinder vor allem Freude an der vorsportlichen Bewegung bekommen.

In der aktuellen Literatur gibt es immer wieder die Unterscheidung zwischen Sport- und Bewegungskindergarten. Aus unserer Sicht sollten die beiden Arten nicht unterschieden werden, da diese eigentlich das gleiche Ziel verfolgen. Der einzige gravierende Unterschied ist laut Meneghini (2008) die Tatsache, dass beim Bewegungskindergarten meist die Kindergartenpädagoginnen und beim Sportkindergarten ausgebildete Trainer die Stunde leiten. An dieser Stelle möchten wir auf das Projekt des Institutes für Sportwissenschaften der Universität Göttingen verweisen, welches den anliegenden Kindergarten in der Bewegungsentwicklung unterstützt und etliche Stunden anbietet. Dieses Modell muss auch auf einem geplanten Sportcampus angedacht werden.

9.1 Ziele einer frühkindlichen Bewegungserziehung

Zimmer (2006) ist der Meinung, dass speziell im Kindergarten die Bewegungsangebote zunächst darauf abzielen sollten, die Freude, die Neugierde und die Bereitschaft der Kinder an der Bewegung zu erhalten. Zusätzlich sollte sie die Kinder dazu befähigen

- sich mit sich selbst,
- mit anderen,
- mit der Umwelt und
- den räumlichen und materiellen Gegebenheiten der Bewegung

auseinandersetzen und dadurch personelle, soziale und kognitive Kompetenzen zu erwerben.

- Sich mit sich selbst auseinandersetzen:

Durch die Bewegung lernen Kinder sich einzuschätzen und gewinnen das Bild selbst etwas schaffen zu können. Sie lernen den eigenen Fähigkeiten zu vertrauen und können dadurch mit dem Aufbau eines positiven Selbstbewusstseins anfangen. Ziel ist es also, den Kindern Möglichkeiten zu bieten, in welchen sie Erfahrungen machen können und ihre Kompetenzen auf einem möglichst breiten Spektrum erweitern können. Dadurch erkennen sie die eigenen Stärken und dies führt wiederum zu einer positiven Selbstwahrnehmung.

- Sich mit den Mitmenschen auseinandersetzen:

In den Bewegungsspielen spielen Kinder miteinander und gegeneinander. Daher machen sie sich Regeln aus und nehmen die dazugehörigen Rollen ein. Durch die Bewegung sollten die Kinder grundsätzliche soziale Regeln des Zusammenlebens erlernen. Wesentliche Elemente sind, dass sie lernen, auf andere Kinder einzugehen, sich an Regeln zu halten, und das Spielen in ungleichen Leistungsgruppen fördert die Toleranz und den damit verbundenen Umgang mit Unterschieden.

- Sich mit der Umwelt auseinandersetzen:

Mit jeder neuen Bewegungserfahrung lernen die Kinder, mehr mit der räumlichen Umgebung umzugehen. Durch die Bewegung mit verschiedensten Dingen wird die Umwelt immer verständlicher und unterbewusst lernen sie z.B. auch physikalische Gesetzmäßigkeiten. Die Angebote sollten also den Kindern eine komplexe Umwelt von verschiedensten Bewegungen mit unterschiedlichen Dingen bieten und sie somit anregen, selbsttätig diese räumlich vielfältige Umgebung zu erkunden.

Krombholz (2005) definiert die Ziele in seinem Buch etwas anders. Er nennt:

- Gesundheitliche und präventive Aspekte:

Welche zum Ausgleich von Bewegungsmangel und zum Setzen von altersgemäßen Entwicklungs- und Wachstumsreizen wichtig sind.

- Motorische Aspekte:

In denen das Sammeln von Bewegungserfahrung und die Erweiterung der motorischen Fähigkeiten das Ziel sind.

- Soziale Aspekte:

Die durch Bewegungsspiele viele Möglichkeiten bieten, um soziale Verhaltensweisen zu lernen. Der Umgang und die Kooperation mit Partnern, das spielen mit Gegnern und das Respektieren von Regeln kann so auf spielerische Art und Weise gelernt werden.

Diese Ziele können nur verwirklicht werden, wenn die Erzieher für die Bewegungsförderung sensibilisiert und speziell ausgebildet werden. So können sie durch kindergerechte Angebote die Kinder zur Bewegung animieren. Den Kindern müssen weiters mehr Möglichkeiten, sich zu bewegen, geboten werden und zusätzlich sollten sie dazu angeregt werden, sich frei zu bewegen. Aber nicht nur die vielfältigen Möglichkeiten sondern auch die bessere inhaltliche Anpassung an die Bedürfnisse der Nachkommen muss gewährleistet werden. Durch die Umgestaltung der Innen- und Außenbereiche des Kindergartens, kann man den Ansprüchen der Kinder besser gerecht werden.

Gräsel (2002) schreibt in ihrem Bericht, dass seit der wissenschaftlichen Belegung der positiven Wirkung der vermehrten Bewegungserziehung auch die Ziele neu definiert werden müssen. Durch die neue pädagogische Zielsetzung und das überlegte Handeln bei der Bewegungserziehung ist es möglich, den Kindern das „Sich-Bewegen“ fast unbemerkt beizubringen. Vor allem bis zum vierten Lebensjahr sollte die motorische Entwicklung gezielt und vermehrt gefördert werden, da bis zu diesem Alter die größte Korrelation zwischen Kognition und Motorik herrscht. Aber auch die Jahre danach sind immer noch sehr wichtig für die Entwicklung der Heranwachsenden. Laut ihrem Verständnis sollten die Ziele in fächerübergreifende Ziele und fachgebundene Ziele unterteilt werden.

- Fächerübergreifende Ziele:

Durch die Bewegung mit sich selbst oder einem Gegenstand werden nahezu alle Sinnesbereiche angeregt. Einen wichtigen Bereich stellt dabei das Hören dar. Durch gezielte Bewegungserziehung wird somit auch die Sprachgewandtheit gefördert. Der Erzieher sollte durch die Verwendung von neuen Wörtern und Begriffen den Wortschatz erweitern. Zusätzlich sollten die Kinder nach der Bewegung versuchen, den Bewegungsablauf zu beschreiben. Da sich die Kinder einen gewissen Ablauf bzw. eine Aufgabe merken müssen, wird auch das Gedächtnis gestärkt. Auch für das Sprachlernen relevant ist, das bereits Erlernte in ungewohnten Situationen wiederzugeben.

Als fächerübergreifend gilt auch die sozial-emotionale Entwicklung. Durch das spielerische Bewegen in Gruppen kommen die Kinder zu einem Wir-Gefühl. Sie sehen, dass sie in der Gemeinschaft vieles schaffen können, wo sie als einzelner gescheitert wären. Durch die Anerkennung nach einer erbrachten Leistung steigt auch das Selbstwertgefühl der

Spösslinge. Dazu kommt noch die Rücksicht nehmen auf Schwächere und die Wertschätzung von deren Leistung. Der Sport ist für die Kinder auch ein Ventil, um Druck, Aggression, Wut oder Enttäuschung abzubauen.

Die Kinder bewegen sich in den ersten Jahren noch völlig ungehemmt, und genau diese Tatsache sollte man sich zunutze machen und die Kreativität der Heranwachsenden fördern. Es sollten immer wieder neue Möglichkeiten geboten werden, die von den Kindern bewältigt werden können. Nach einer ausreichenden Basisausbildung ergibt sich bei den Kindern der Schritt zur selbsttätigen Bewegung von alleine, da die Kinder Freude am Spielen und an der Bewegung haben. Hier sollte der Pädagoge darauf achten, dass die Kinder genügend Spielraum und gestalterische Freiheiten haben, um sich zu bewegen.

- **Fachgebundene Ziele:**

Die fächerübergreifenden Ziele beschreiben eine ganzheitliche Entwicklung der Kinder. Diese werden ergänzt durch die Ziele, die die Bewegung selbst betreffen. Hier geht es um die Erweiterung und Verbesserung der motorischen Fähigkeiten. Nur wenn die Grundtätigkeiten ausreichend erlernt sind, können die motorischen Fertigkeiten gezielt entwickelt werden. Die Basisbewegungen gliedern sich in folgende Gruppen:

- **Eigenlastbewältigung:** Laufen, Hüpfen, Springen, Kriechen, Krabbeln, Steigen, Klettern, Hängen, Schaukeln, Rollen und Gleichgewicht halten
- **Fremdlastbewältigung:** Heben, Tragen, Ziehen, Schieben, Werfen und Fangen

Je nach Ausrichtung der Zielsetzung, beschreiben alle drei Autoren, dass Bewegung für die Entwicklung der Kinder unerlässlich ist. Vor allem geht es darum, sich mit anderen, mit Gegenständen in verschiedenen Umgebungen zu bewegen. Der präventive Ansatz kann somit auch als übergeordnetes Ziel gelten. Die Auswirkungen auf die Entwicklung der Kinder sind daher auf verschiedenen Ebenen zu beschreiben.

9.2 Inhalte der Bewegungserziehung

Zu jeder Bewegungserziehung sollten die Grundformen der Bewegung wie Gehen, Laufen, Springen, Klettern, Schieben, Rollen, Ziehen und Werfen als Basis erlernt werden. Genau diese Bewegungen sollten von den Erziehern gefördert werden, da sie die Basis für eine sportmotorische Ausbildung bilden. Durch genügend Bewegungsraum und -möglichkeiten entfalten sich die Bewegungen in den ersten Lebensjahren. Durch die oben bereits erwähnte Entwickelbarkeit des Gehirns spielen vor allem die koordinativen Fähigkeiten und deren Entwicklung eine wesentliche Rolle (vgl. Zimmer, 2006).

Laut Weineck (2010) gehören zu den koordinativen Fähigkeiten:

- Gleichgewichtsfähigkeit
- Reaktionsfähigkeit
- Kinästhetische Differenzierungsfähigkeit
- Kopplungsfähigkeit
- Orientierungsfähigkeit
- Differenzierungsfähigkeit
- Rhythmisierungsfähigkeit

Laut Zimmer (2006) ist das Ziel der frühkindlichen Bewegungserziehung, diese Fähigkeiten zu fördern. Dies geschieht bei Kindern nicht mit Trainingsprogrammen, denn diese lernen die oben genannten Fähigkeiten durch die spielerische Auseinandersetzung mit Geräten, Mitmenschen und Situationen. Durch Bewegungssituationen, in denen Kinder die Grundbewegungsformen ausführen und üben, werden ihre koordinativen Fähigkeiten ausgebaut und verbessert. Daher ist die Voraussetzung zur Verbesserung, eine variantenreiche und vielseitige Möglichkeit der Bewegung zu bieten.

Laut Kiphard (1991) variieren die Angebote je nach Möglichkeiten und Schwerpunkt des Kindergartens. Ziel ist es, eine möglichst breite Auswahl von Bewegungsinhalten zu bieten. Die Inhalte sollten von freiem Spielturnen an Bewegungs- und Spiellandschaften, Haltungsschulungen, Konditions- und Ausgleichsgymnastik, Schwimmen, Rollschuh- und Eislaufen und zusätzlich über Entspannungsmöglichkeiten, hin bis zu Naturerfahrungen alles beinhalten.

9.3 Bausteine eines Bewegungskindergartens

Zimmer (2006) ist der Meinung, dass neben dem pädagogischen Konzept und der anthropologischen Grundannahme, dass Kinder Bewegungswesen sind, es noch weitere Bausteine für einen Bewegungskindergarten gibt. Den Kindern muss daher, auf Basis der anthropologischen Grundannahme, vielfältige Bewegungsmöglichkeiten zur Verfügung gestellt werden. Die räumliche Ausstattung, einzelne Aktionen und die Materialausstattung machen daher noch keinen Bewegungskindergarten aus. Das Gesamtkonzept sollte daher durch die einzelnen Pädagogen und der Leitung, sowie im Idealfall von weiteren Beteiligten, erstellt werden.

9.3.1 Bewegungsfreundliche Raumausstattung

Die Architektur und Innenausstattung sollte neben der flexiblen Raumgestaltung auch mehr Platz für Bewegung im Gruppenraum ermöglichen. Bereits der Eingangsbereich sollte als offener Bewegungsraum gestaltet sein. Eine Möglichkeit wäre, eine Rutsche gleich in den Eingangsbereich zu integrieren. Zum Sitzen und als Raumteiler bieten sich Podeste, Schaumstoffwürfel und Hocker an, welche von den Kindern gleich als Bewegungsgerät verwendet werden können. Der Boden sollte mit diversen Materialien gebaut werden, um die kinästhetische Fähigkeit zu fördern und den Kindern ein Tasterlebnis zu bieten. Der Raum sollte unbedingt über eine zweite Ebene verfügen, welche über Leitern, Treppen und Kletterseile erreicht werden kann. Damit sich die Kinder auch abregieren können, sollte im Kindergarten eine Ecke mit Matten, Matratzen und Kissen ausgestattet werden. Als Gegenpol zu der Tob-Ecke ist es aber unabdingbar, Ruhe- und Entspannungseinseln einzurichten. Dazu gehören auch Höhlen und Nischen in denen sich die Kinder zurückziehen können.

9.3.2 Naturnah und bewegungsfreundlich gestaltetes Außenspielgelände

Der Außenbereich sollte über Hänge, Hügel, Mulden, Wege und Mauern verfügen um ein breites Bewegungsangebot zu ermöglichen. Optimalerweise enthält der Garten Möglichkeiten, sich zu verstecken und ermöglicht Rollenspiele und das Bauen von Verstecken. Durch herumliegende Baumstämme werden die Kinder zum Balancieren und Klettern animiert. Weitere Klettermöglichkeiten sollten Bäume und installierte Geräte bieten, welche auch über Rutschen und Schaukeln verfügen. Für die Kinder ist es auch wichtig, eine befestigte Fläche zu haben, die sie als Fahrbahn benutzen können. Aber auch die gestalterische Komponente sollte durch Wasserstellen mit Sand, welcher zum Formen und Gestalten verwendet werden kann, nicht zu kurz kommen.

9.3.3 Entspannung und Ruhe

Hier bieten sich diverse Ruheräume an. So sollte jeder Kindergarten über einen „Snoezelen-Raum“ und Nischen mit Vorhängen, die mit Kissen, Decken und Tüchern ausgestattet sind, verfügen. In diesen Räumen sollte es die Möglichkeiten geben, den Raum zu verdunkeln und sich mit Hilfe von Ruheritualen oder z.B. Kastanienkisten zu entspannen. Überdies können einzelne Entspannungseinheiten, wie z.B. Fantasiereisen, Körpermassagespiele und Yogaübungen mit kleinen Gruppen durchgeführt werden.

9.3.4 Offene Bewegungsangebote – Situative Bewegungsmöglichkeiten

Durch Bewegungslandschaften und Bewegungsbaustellen mit Brettern, Kisten, Autoreifen, Matten und Matratzen, die die Kinder von selbst aufbauen und verändern können, werden die Kreativität und das Bewegungslernen gefördert. Zusätzlich zur Landschaft ist es sinnvoll, den Kindern abwechselnd Geräte wie z.B. Fliesen, Kartons, Pedalos, Balancierhölzer bereitzustellen, mit denen sie individuell spielen können. Ein Kletterturm, der frei zugänglich ist, fördert ebenfalls das Bewegungslernen. Neben dem frei zugänglichen Außengelände, sollte auch die Turnhalle zu bestimmten Zeiten und unter gewissen Regeln von den Kindern genutzt werden können.

9.3.5 Angeleitete regelmäßige Bewegungsstunden

Wichtig ist es, dass sich die Kinder an einige Regeln halten, wenn sie den Turnsaal betreten. Ein Kleidungswechsel aus hygienischen Gründen und das Tragen von „Anti-Rutsch“ Socken oder Turnschuhen aus sicherheitstechnischen Gründen ist notwendig. Damit die Kinder dann auch selbst in der Turnhalle spielen können, sind ein Anfangs- und ein Abschlussritual in jeder Stunde erforderlich. In der Bewegungsstunde selbst sollten altersgemäße Regelspiele, Fangspiele, Laufspiele, Tanz, spezifische Übungen zur Förderung des Gleichgewichts und der Koordination und Ausdauerspiele durchgeführt werden. Zusätzlich sollten diese Spiele mit Geräten kombiniert werden. Ziel sollte es sein, das Bewegungsrepertoire der Kinder zu erweitern.

9.3.6 Spiel- und Bewegungsfest

Jedes Kind feiert gerne Feste, daher sollte diese Möglichkeit genutzt werden. Über Feste mit Bewegung bzw. Bewegungsstationen sollte den Kindern die Freude daran vermittelt werden. Gemeinsam mit den Eltern können die Kinder dann kleine Kunststücke einüben und bei den Veranstaltungen vorspielen. Um den Kulturunterschied aufzuzeigen, eignen sich besonders Tanzfeste mit Tänzen aus anderen Kulturen. Wichtig ist es, sie immer wieder zum gemeinsamen Spielen zu bringen und ihnen zu zeigen, dass Bewegung Spaß macht.

9.3.7 Projekte

Genauso wie bei den Bewegungsfesten gilt es auch hier, ein möglichst großes Spektrum an verschiedenen Projekten mit den Kindern auf die Beine zu stellen. Anlegen eines Sinnesgartens, abhalten von Waldwochen, erstellen von Zirkusprojekten sowie Spiele aus anderen Ländern sind nur einige wenige Beispiele für solche Projekte.

9.3.8 Öffentlichkeitsarbeit

Damit die neue Art von Kindergarten auch gut angenommen und nicht nur belächelt wird, ist es notwendig, auch einiges an Öffentlichkeitsarbeit zu leisten. Zuerst sollte das Konzept des Bewegungskindergartens über diverse Medien bekannt gemacht werden. Spezielle Bewegungsangebote beim Tag der offenen Tür sind eine gute Möglichkeit, um den Eltern zu zeigen, dass eine bewegte Kindheit eine bessere Kindheit ist. Dies kann durch Diskussionsforen mit Fachleuten und Vortragsabende mit Spezialisten zu bewegungsspezifischen Themen verstärkt werden.

9.3.9 Psychomotorische Fördergruppen

Zu einem ganzheitlichen Konzept gehört auch die Förderung von Kindern mit besonderen Bedürfnissen. Mit Bewegungsangeboten in Kleingruppen können diese gezielt gefördert werden. Zusätzlich sollte eine Kooperation mit Heilpädagogen, Logopäden, Physiotherapeuten und Ergotherapeuten angestrebt werden.

9.3.10 Elternarbeit

Diese spielt im Konzept eine wichtige Rolle, denn nur, wenn den Kindern auch zu Hause vermittelt wird, dass Bewegung gut ist, werden sie zum lebenslangen Sporttreiben animiert. Zu Beginn jedes Jahres können z.B. bewegte Kennenlern-Elternabende oder Elternabende mit Bewegungsthemen organisiert werden. Auch die Einladung der Großeltern, um die alten Spiele neu zu entdecken, bietet sich an. Den Eltern sollte auch durch Elternbriefe bewegungsrelevante Themen bekannt gemacht werden.

9.3.11 Öffnung nach außen

Die Bewegung und Entwicklung der Kinder sollte nicht allein im Kindergarten stattfinden. Kooperationen mit Sportvereinen bieten die Möglichkeit, angeleitete Stunden von ausgebildeten Trainern anzubieten. Der Bewegungsraum außerhalb des Kindergartens, wie Wald, Wiesen, Spielplätzen sowie Sporthallen der Vereine und Schulen sind weitere Möglichkeiten, um die Bewegungsentwicklung zu fördern. Regelmäßige Schwimmkurse und eine enge Zusammenarbeit mit Frühförderstellen sind anzustreben.

9.3.12 Weiterbildung und -qualifikation der Erzieher

Ein ganz wichtiger Aspekt für den bewegten Kindergarten ist die kontinuierliche Fortbildung der Erzieher. Diese sollten ermutigt werden, zusätzliche Qualifikationen wie z.B.

Motopädagogik zu erwerben. Auch der Besuch von Kongressen und Fachtagungen bringt immer wieder neue und interessante Erkenntnisse für das Team.

9.4 Statistische Erhebungen zur motorischen Förderung im Kindergarten

Die Theorie zum Bewegungskindergarten ist eindeutig. Jedoch, was steckt hinter den vielen theoretischen Überlegungen der bereits genannten Autoren. Dazu möchten wir im folgenden Kapitel Statistiken anführen, die die vorliegenden Informationen untermauern.

9.4.1 Verbesserung der Motorik durch Bewegungsspiele nach Kunz

Bei diesem Versuch von Kunz (1993) handelt es sich um eine Vorher-Nachher-Messung mit einer Versuchs- und Kontrollgruppe. Die Motorik sollte anhand von Bewegungsspielen verbessert werden. Hierfür wurde von Kunz 1988 eine Spielekartei zur Sicherheitserziehung und Bewegungsförderung entwickelt. Da sich der Ablauf im Kindergarten so wenig wie möglich ändern sollte und die Erzieher die Bewegungsspiele zunächst als Zusatzarbeit ansahen, wurde ein Zeitrahmen von mindestens 75 Minuten wöchentlich an Bewegungsspielen eingeführt. Diese 75 Minuten wurden auf 15 Minuten pro Tag aufgeteilt, um den Tagesrhythmus nicht zu stören, da dieser laut Aussage der Pädagogen sehr effektiv ist. Da Kunz die Arbeitsbelastung der Kindergartenpädagoginnen nicht unnötig in die Höhe treiben wollte und man nach acht Wochen bereits eine sichtbare Verbesserung erwartete, wurde genau dieser Zeitraum für die Untersuchung gewählt. Die Mitarbeiter der Kindergarteneinrichtungen haben sich freiwillig gemeldet, nur so konnte sichergestellt werden, dass die Zeiten gewissenhaft eingehalten wurden. Die Kindergärten waren über die ganze Stadt verteilt und somit waren keine sozialen Faktoren erkennbar. Alle Kinder der zwölf teilnehmenden Kindergarteneinrichtungen wurden zuerst hinsichtlich der Koordination von Körperteilen, des Gleichgewichts, Gewandtheit (Schnelligkeit und Kraft), Reaktionsschnelligkeit (Schnelligkeit und Schnellkraft) und Kraft getestet. Im Anschluss daran wurden zwei Gruppen gebildet, die nach dem Alter, Geschlecht und Teilleistungen parallelisiert wurden.

Die Versuchsgruppe führte die Bewegungsspiele zusätzlich zum normalen Bewegungsangebot durch. Sie konnten frei aus den Karteikarten wählen und die Spiele nach ihren Bedürfnissen modifizieren.

Die Kontrollgruppe änderte ihren normalen Tagesablauf nicht, wodurch der Einfluss der natürlichen Entwicklung durch Spielen und die „Standard“-Turnstunde verglichen werden konnten.

Nach Ablauf der acht Wochen wurden die Kinder erneut mit dem gleichen Verfahren getestet und aus der prozentuellen Veränderung zwischen erster und zweiter Messung, wurde der positive oder negative Effekt festgestellt.

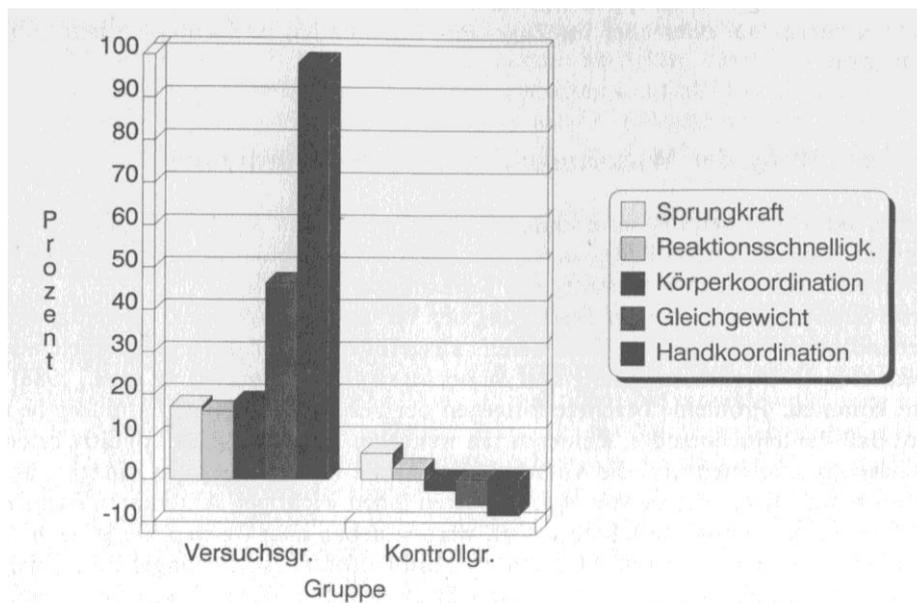


Abb. 32 - Möglichkeiten der mot. Förderung. Veränderung zwischen Vor- und Nachmessung (Kunz, 1993, S. 82)

Es ergaben sich bei der statistischen Auswertung, bei den Unterschieden zwischen den Gruppen sowie bei der Wechselwirkung zwischen den Gruppen, unter Berücksichtigung der einzelnen Messzeitpunkte, hoch signifikante Ergebnisse. Die Unterschiede zwischen den Gruppen waren gravierend. Bei der Versuchsgruppe gab es durchwegs Verbesserungen in allen gemessenen Bereichen. Bei der Kontrollgruppe hingegen wurde nur bei zwei Testungen eine Verbesserung festgestellt, bei den anderen teilweise sogar Verschlechterungen. Die Grundannahme, dass es durch Bewegungsspiele möglich ist, die relevanten Fähigkeiten und Fertigkeiten zu verbessern, kann daher eindeutig bestätigt werden. Das freie Spielen auf dem Außengelände reicht anscheinend nicht aus, um die nötigen Bewegungsanreize für eine Verbesserung zu setzen. Zusätzlich kommt hinzu, dass die motorisch schwachen Kinder ohnehin die Bewegung auch auf dem Außengelände scheuen und das Spielen im Sandkasten und Tischspiele bevorzugen. Durch die angeleitete Bewegung wurden bei diesem Versuch alle Kinder erreicht, wodurch sich speziell die motorisch schwächeren Kinder extrem verbesserten.

9.4.1.1 Ergebnisse der Untersuchung

Die Ergebnisse der Abb. 32 zeigen die Mittelwerte aller Kinder. Das Ziel der Studie war es aber auch, die motorisch schlechteren Kinder zu untersuchen und die Auswirkungen der Bewegungsspiele speziell auf diese Kinder zu beurteilen. Daher wurden die Ergebnisse differenziert ausgewertet. Diese wurden in eine untere und eine obere Hälfte geteilt und ebenfalls varianzanalytisch abgesichert. In der Abb. 33 sieht man genau, dass sich vor allem

die schwächeren Kinder in der Fähigkeit Sprungkraft doppelt so stark weiterentwickelten. In etwa die gleiche Verbesserung der Ausgangswerte wurde bei der Reaktionsschnelligkeit und der Gewandtheit beobachtet.

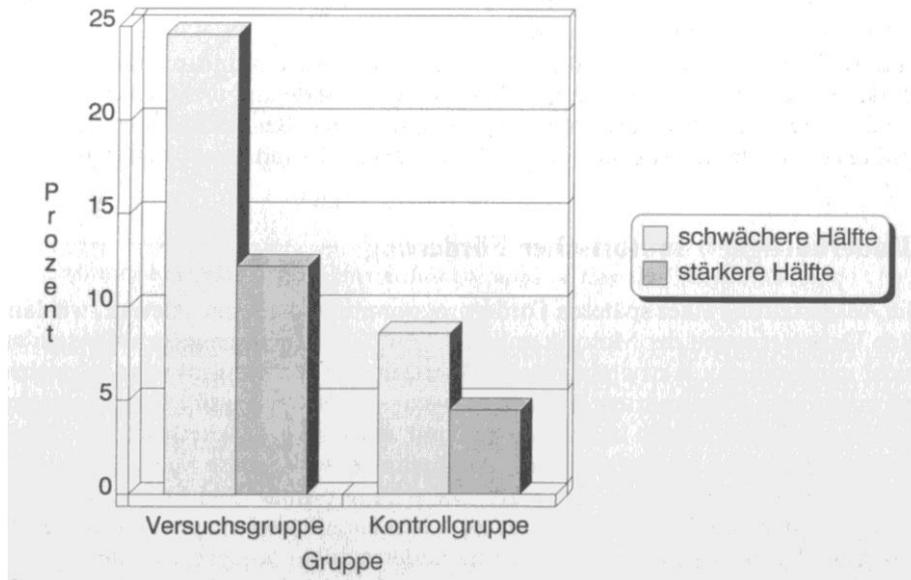


Abb. 33 - Vergleich der Untersuchungshälften. Veränderung der Sprungkraft. (Kunz, 1993, S. 83)

Eine viel höhere Verbesserung der Werte ergab sich bei den anderen Fähigkeiten. Die Gleichgewichtsfähigkeit verbesserte sich um das Fünffache - und die Handkoordination, wie in Abb. 34 zu sehen, sogar um das Zehnfache.

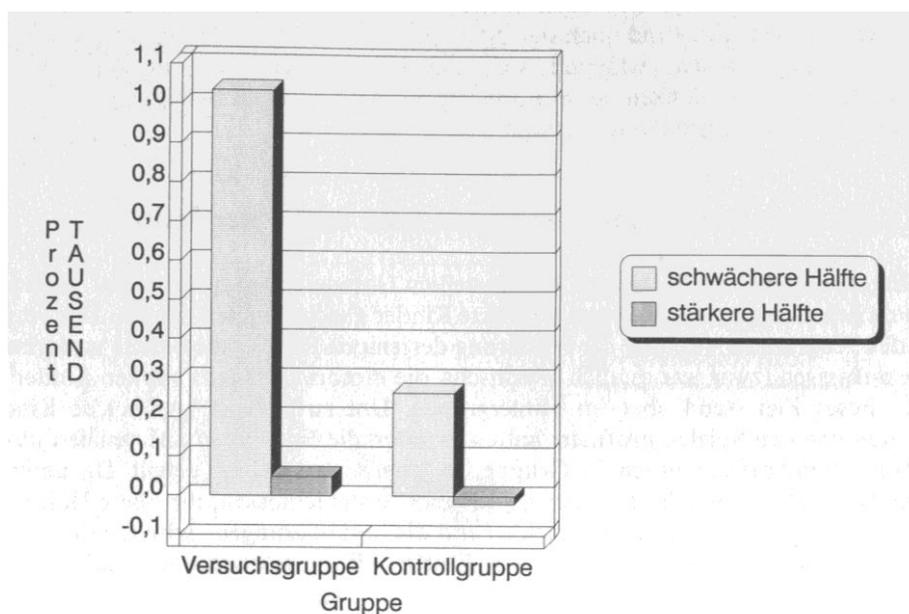


Abb. 34 - Vergleiche der Untersuchungshälften. Veränderung der Handkoordination. (Kunz, 1993, S. 84)

Die deutliche Verbesserung der schwächeren Kinder und die eher geringe Entwicklung der stärkeren Kinder zeigen, dass durch die Bewegungsspiele speziell ein Defizitausgleich stattfinden kann.

Kunz (1993) hat, um ein dauerhaftes Programm zu entwickeln, eine weitere Untersuchung durchgeführt und möchte damit die Dauerhaftigkeit der motorischen Förderung feststellen. Dies ist vor allem deswegen relevant, weil viele Pädagogen durch diverse zeitaufwendige Projekte wie z.B. die Weihnachtsvorbereitung, die Bewegungsförderung nur zeitweise in den Vordergrund rücken. Es war daher das Ziel zu kontrollieren, wie sich die motorischen Fähigkeiten und Fertigkeiten der geförderten Kinder entwickeln und inwieweit es für die anderen Kinder möglich ist, durch zusätzliche motorische Programme die Defizite auszugleichen.

In den Untersuchungsgruppen wurde die gezielte motorische Förderung nach der Untersuchung nicht systematisch weitergeführt. In vielen Kindergärten der Kontrollgruppen wurden hingegen nach der Untersuchung erstmals Schwimmkurse angeboten. Durch die zusätzliche Bewegung der Kontrollgruppe, lag die Bewegungszeit dieser deutlich über der Untersuchungsgruppe. Die Ergebnisse wurden varianzanalytisch überprüft und sind somit signifikant.

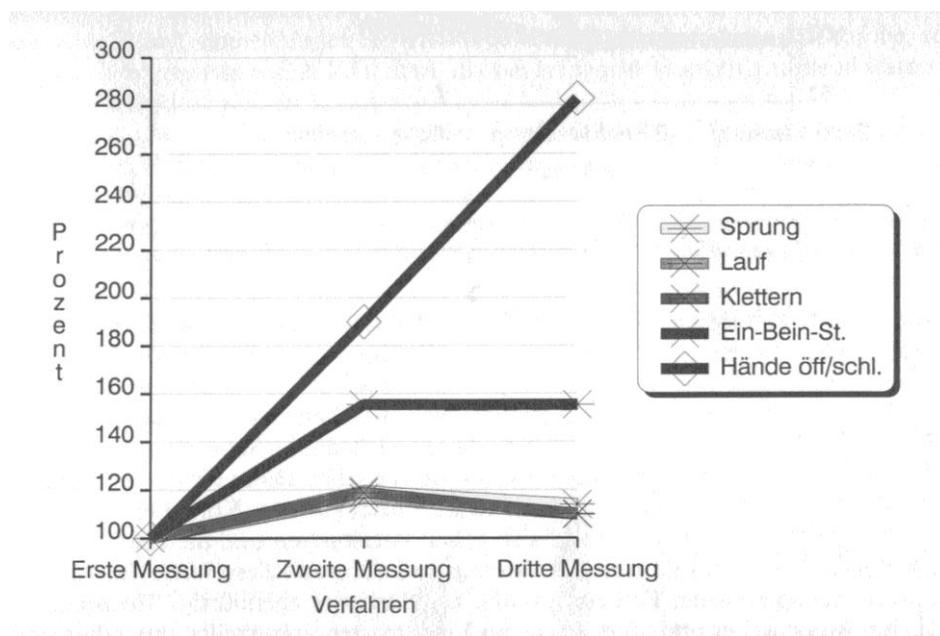


Abb. 35 - Entwicklungsverläufe der Untersuchungsgruppe in den fünf Messverfahren (Kunz, 1993, S. 85)

Die Abb. 35 zeigt, dass es bei den meisten Fähigkeiten zur Stagnation bzw. teilweise zu einem Rückgang gekommen ist. Lediglich in der Handkoordination und in der Gleichgewichtsfähigkeit konnten noch Verbesserungen festgestellt werden.

Im Gegensatz dazu profitierten Kinder der Kontrollgruppe (Abb. 36) von der zusätzlichen Bewegungseinheit und verbesserten sich in allen Fähigkeiten so sehr, dass sie mit der anderen Gruppe auf ein Niveau kamen. Man kann daher sagen, dass das Schwimmen gleichviel positiven Einfluss hat wie die Bewegungsspiele, da hierbei auch alle Fähigkeiten und Fertigkeiten gefördert werden.

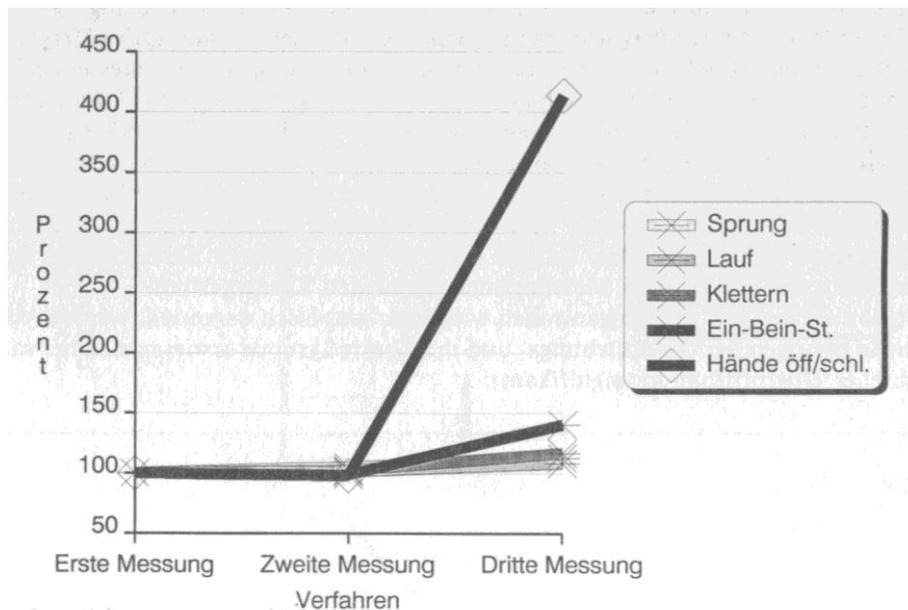


Abb. 36 - Entwicklungsverläufe der Kontrollgruppe in den fünf Messverfahren (Kunz, 1993, S. 86)

Aus den gerade dargestellten Ergebnissen lassen sich folgende Schlüsse ziehen: Die Bewegungsangebote sollten unbedingt dauerhaft angeboten werden. Ansonsten kommt es bei den Kindern zu einer Stagnation bzw. zu einem Rückgang der Fähigkeiten. Weiters zeigt die Untersuchung, dass auch durch andere Bewegungsangebote wie z.B. Schwimmen das Niveau der Motorik der Kinder angehoben werden kann. Kunz weist aber darauf hin, dass die Spiele trotzdem zu bevorzugen sind, da die Kinder bei den Bewegungsspielen mehr zum Mitmachen animiert werden und diese im Kindergartenalltag vielfältiger einsetzbar sind.

In einer weiteren Untersuchung hat Kunz (1991) mit den gleichen Testverfahren die Kindergartenkinder in drei Gruppen aufgeteilt. Die erste Versuchsgruppe konnte die Bewegung aus allen Karten der oben erwähnten Spielekartei frei wählen und diese nach Belieben wiederholen und modifizieren. Der zweiten Versuchsgruppe gab der Versuchsleiter, anhand der ersten Testergebnisse, die Bereiche mit dem größten Defizit vor und die Bewegungsangebote wurden auf diese Schwächen abgestimmt. Die letzte Gruppe war die Kontrollgruppe welche den normalen Tagesablauf nicht änderte. Nach der zweiten Messung hat Kunz die Messwertunterschiede von der ersten zur zweiten Messung in Prozent

ausgerechnet. Die Unterschiede der Veränderungen der Versuchsgruppen zur Kontrollgruppe sind eindeutig (Abb. 37).

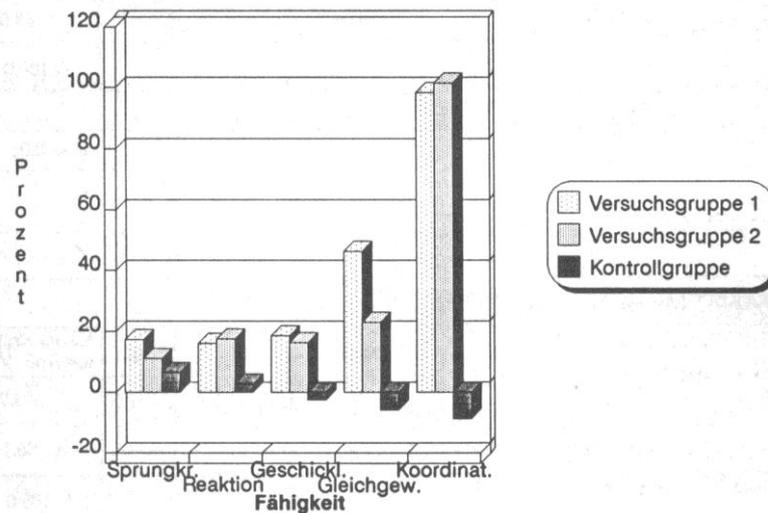


Abb. 37 - Möglichkeiten mot. Förderung – Veränderung zw. Vor- und Nachmessung (Kunz, 1991, S. 117)

Wie bereits bei den anderen Versuchen von Kunz zeigt sich hier die deutliche Verbesserung der Versuchsgruppen und die geringe Verbesserung bzw. Stagnation der Kontrollgruppe. Auch die motorische Entwicklung liegt ungefähr im gleichen Bereich wie bei der anderen Untersuchung.

Auch hier hat Kunz dann die Ergebnisse in zwei Hälften eingeteilt, um festzustellen, ob motorisch schwächere Heranwachsende sich stärker entwickeln als die motorisch stärkeren Kinder. Die Abb. 38 bis Abb. 42 zeigen die prozentuelle Veränderung zwischen erster und zweiter Messung.

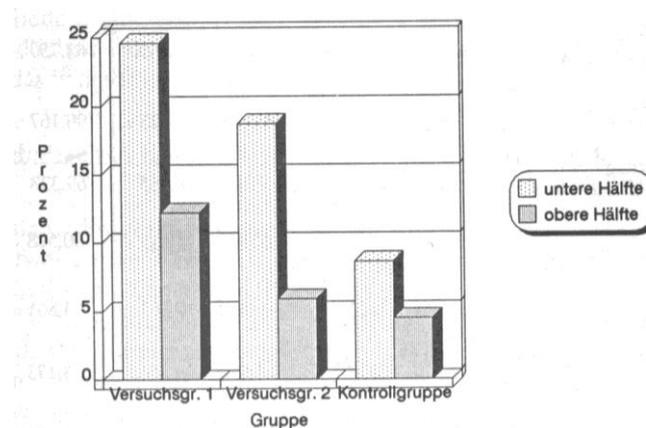


Abb. 38 - Vergleich der Untersuchungshälften – Veränderung der Sprungkraft (Kunz, 1991, S. 126)

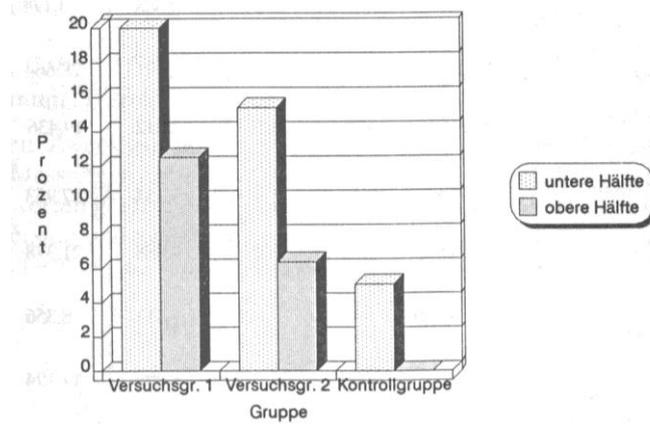


Abb. 39 - Vergleich der Untersuchungshälften – Veränderung der (Reaktions-)Schnelligkeit (Kunz, 1991, S. 126)

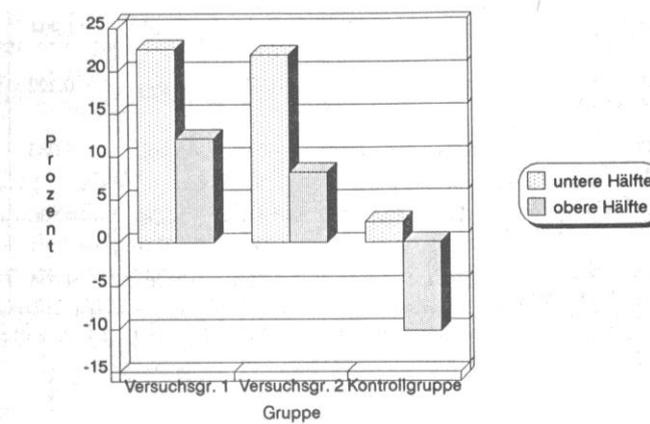


Abb. 40 - Vergleich der Untersuchungshälften – Veränderung der Geschicklichkeit (Kunz, 1991, S. 126)

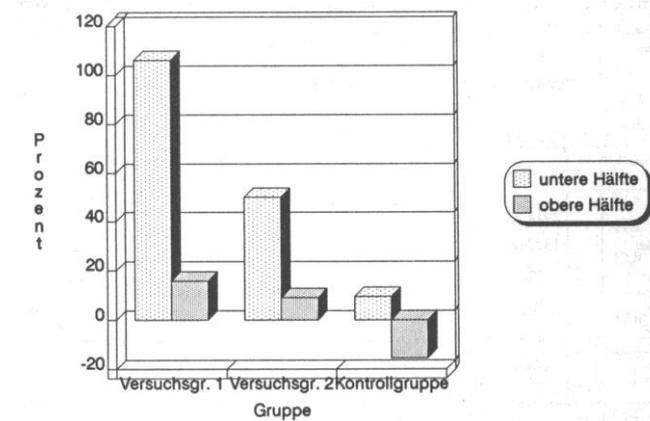


Abb. 41 - Vergleich der Untersuchungshälften – Veränderung des Gleichgewichts (Kunz, 1991, S. 127)

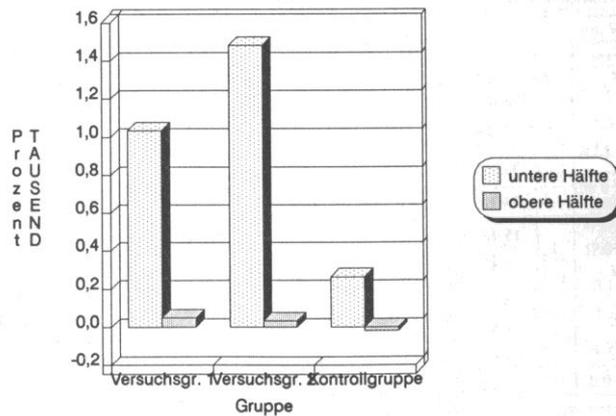


Abb. 42 - Vergleich der Untersuchungshälften – Veränderung der Körperkoordination (Kunz, 1991, S. 127)

Durch diverse Varianzanalysen kann man davon ausgehen, dass die Messunterschiede nicht durch Zufall entstanden sind. Somit kann die Annahmen von Kunz (1991) bestätigt werden, dass speziell die motorisch retardierten Kinder durch die Bewegungsspiele gefördert werden. Auch die bessere Hälfte der Kinder entwickelt sich weiter, und es kommt zu einer Homogenisierung der Gruppen hinsichtlich der motorischen Leistungen. Die Verschlechterung der Kontrollgruppe bei einigen Ergebnissen der zweiten Messung ist vor allem auf die stärkere Hälfte zurückzuführen, die bei der zweiten Untersuchung laut Autor Motivationsprobleme hatte.

Kunz (1993) versuchte in einer weiteren Untersuchung eine zeitliche optimale Gestaltung für die Kindergartenpraxis zu finden. Grund dafür war die Anmerkung der Kindergartenerzieher, dass eine tägliche Bewegungszeit nur schwer mit dem Alltag vereinbart werden kann, da dieser mit Ausflügen, Geburtstagen usw. gefüllt ist. Ziel der Untersuchung war es daher, herauszufinden, ob die Bewegung wirklich täglich durchgeführt werden muss oder ob eine flexible Gestaltung der Spielzeiten zu einer gleichen Förderung der motorischen Fähigkeiten führt. Die Untersuchung mit gleichem Design, wurde mit drei Gruppen durchgeführt. Die erste Gruppe war angewiesen, täglich fünfzehn Minuten beliebige Bewegungsspiele aus der Spielkartei durchzuführen. Die Aufgabe der zweiten Gruppe war es, zwei Mal pro Woche mindestens eine halbe Stunde diese Spielphasen für die Kinder anzubieten. Pro Woche sollten jedoch mindestens 75 Minuten zusätzliche Bewegung durchgeführt werden. Die dritte Gruppe durfte die zeitliche Gestaltung frei wählen. Einzige Bedingung war, dass eine gesamte Bewegungsspieldauer von mindestens 75 Minuten eingehalten wurde. Wie in Abb. 43 ersichtlich ist, weist keine Methode sichtbare Vorteile auf. Der geringe Vorteil der freien Zeiteinteilung ist dadurch zu begründen, dass sich hier leicht Zeiten und Situationen finden, in denen Kinder Bewegung fordern und dadurch mit mehr Engagement und Motivation bei den Spielen mitmachen.

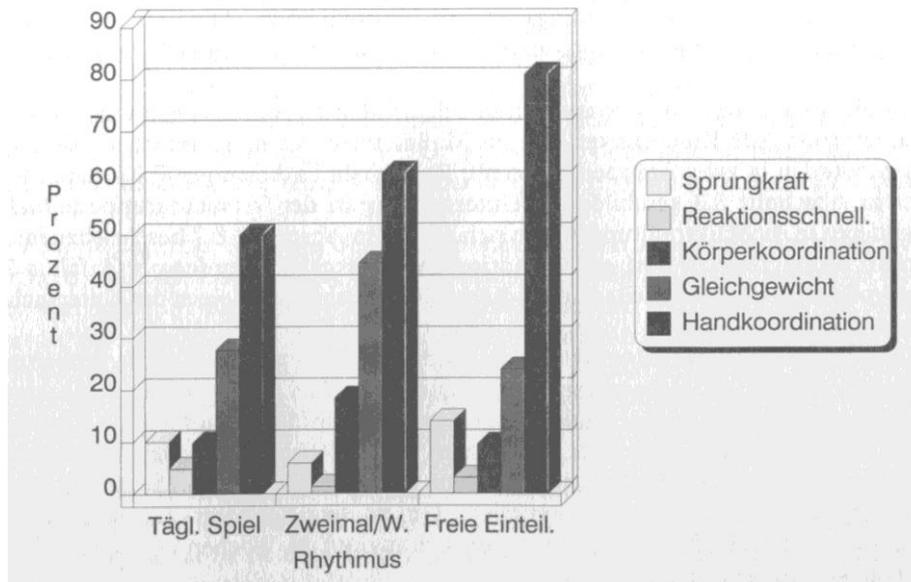


Abb. 43 - Optimale zeitliche Gestaltung – Veränderung zwischen Vor- und Nachmessung (Kunz, 1993, S. 87)

9.4.1.2 Fazit

Kunz (1991 und 1993) stellt also in seinen Werken fest, dass die Kinder ein großes Bedürfnis nach Bewegung haben und dieses in der heutigen Zeit kaum ausreichend erfüllt wird. Die Leistungsverbesserungen der Kinder sind zwar oft sehr offensichtlich, jedoch wird die zusätzliche Bewegungseinheit seitens der Erzieher oft als zusätzliche Belastung empfunden. Genau aus diesem Grund werden viele Bewegungsspiele nur in den traditionellen „Turnstunden“ abgehalten. Betrachtet man die schlechtere Hälfte der Gruppe so ist speziell bei dieser der Bewegungsmangel sehr ausschlaggebend und kann durch die Spiele beseitigt werden und trägt somit zu Homogenisierung der motorischen Leistungen der Kinder bei. Die Studien zeigen weiters, dass die Bewegungseinheiten möglichst durchgehend und ohne Unterbrechung stattfinden sollen. Durch die Unterbrechung stagniert bzw. reduziert sich die Leistung der Kinder. Der Autor beweist auch, dass nicht nur die Bewegungsspiele zu einer Verbesserung führen. Die Spiele sind aber vielseitiger einsetzbar und werden von den Kindern mit mehr Begeisterung durchgeführt. Aus diesem Grund sollten die Spiele zur Bewegungsförderung forciert werden. Weiters konnte er durch die Untersuchungen zeigen, dass die zeitliche Gestaltung der Einheiten nicht ausschlaggebend ist. Hier eignet sich am besten die „freie Zeiteinteilung“ der vorgeschlagenen 75 Minuten. So sind sie für die Erzieher am leichtesten in den Alltag einzubauen und können an die Bedürfnisse der Kinder angepasst werden. Auswirkungen auf die soziale und kognitive Entwicklung konnten nicht wissenschaftlich fundiert festgestellt werden. Allerdings wiesen viele Pädagogen in den Modelleinrichtungen darauf hin, dass das zusätzliche Angebot den Kindern sehr viel Spaß

macht, die großen Kinder viel mehr Rücksicht auf die kleineren Kinder nehmen und dass eine klare Verbesserung der Konzentrationsfähigkeit bemerkbar ist.

9.4.2 Modellversuch „Bewegungsförderung im Kindergarten“

Nachdem immer mehr alarmierende Berichte über den Gesundheitszustand der Kinder und deren motorischen Fähigkeiten erschienen sind, entschlossen sich die Stadt München und das Staatsinstitut für Frühpädagogik, einen Modellversuch zu starten. Anhand dieser Untersuchungen sollte Krombholz (2005) feststellen, wie sich die Kinder im Verlauf des Kindergartenbesuchs motorisch entwickeln und ob durch zusätzliche Bewegungsangebote die motorischen Fähigkeiten und Fertigkeiten positiv beeinflusst werden können.

Mit dem weiter unten angeführten Konzept sollte die Bewegungsförderung der Kinder forciert werden. Durch die spezielle Förderung sollten sich die positiven Nebeneffekte für die Gesamtentwicklung von alleine einstellen. Aufbauend auf den Erfahrungen der wenigen Bewegungskindergärten soll das neue Konzept für Bewegungsförderung und Gesundheitserziehung erprobt werden. Das Konzept hat folgende wesentliche Ziele:

- Gesundheitliche und präventive Aspekte:

Der Ausgleich von Bewegungsmangel und das Setzen von altersgemäßen Wachstums- und Entwicklungsreizen.

- Motorische Aspekte:

Erweitern der motorischen Fähigkeiten und Fertigkeiten und das Sammeln von möglichst viel Bewegungserfahrung.

- Soziale Aspekte:

Die Bewegungsspiele nutzen, um soziale Verhaltensweisen zu lehren.

Um diese Ziele zu erreichen, wurden in den Modellkindergärten folgende Maßnahmen getroffen:

- Es wurden neue Standards für die Bewegungsangebote in den Einrichtungen festgelegt. Täglich sollte mindestens 15 Minuten Bewegungszeit mit abwechslungsreich gestalteten Bewegungsspielen angeboten werden. Einmal pro Woche wird eine Sportstunde in einem Bewegungsraum durchgeführt. Während dieser Stunde sollen alle Kinder Sportkleidung tragen. Neben den bereits erwähnten Bewegungsmöglichkeiten, sollen den Kindern offene Bewegungsangebote wie z.B. das Spielen mit Bällen, Reifen, Klettern usw. ermöglicht werden. Das offene Angebot

soll ein fixer Bestandteil im Tagesablauf werden und nach Möglichkeit im Freien stattfinden. Während der freien Spielphase sollten die Gruppen geöffnet werden und die Kinder können sich im Kindergarten und auf dem Außengelände gegebenenfalls mit Einschränkungen frei bewegen.

- Die vorhandenen Gruppenräume und Nebenräume sollten nach Möglichkeit so umgestaltet werden, dass Bewegungsspiele auch in diesen Räumen möglich sind. Vor allem mögliche Gefahrenquellen und Bewegungshindernisse sollten entfernt werden.

Es meldeten sich 21 Kindergärten freiwillig für den Modellversuch. Zehn davon waren Kontrollkindergärten, in denen die Fördermaßnahmen nicht durchgeführt wurden und elf wurden als Versuchskindergärten mit den oben erwähnten Veränderungen geführt.

Um die Entwicklung der Kinder zwischen dem Alter von vier Jahren und dem Ende des Kindergartenbesuchs festzuhalten, wurden bei der Längsschnittuntersuchung drei Erhebungen durchgeführt. Bei jeder Erhebung wurden folgende Daten erfasst:

- Biologischer, somatischer Bereich
- Motorik (Grob- und Feinmotorik)
- Kognitiver Bereich
- Ökologischer und familiärer Bereich

Jeder dieser Bereiche wurde durch mehrere Indizes erfasst, die ein möglichst reliables, valides und ökonomisches Testverfahren zulassen.

Für unseren Vergleich ist vor allem der motorische Bereich von Bedeutung. In diesem Bereich wurden folgende Tests durchgeführt, um auch auf die Fitness und Körperkoordination schließen zu können.

- Balancieren vorwärts
- Standweitsprung
- Einbeiniges Hüpfen rechter und linker Fuß
- Halten an der Reckstange
- Pendellauf
- Körperkoordination
- Handgeschicklichkeit für die Feinmotorik (LDT-Test)

Für die Auswertung der Daten wurde im Bereich der Motorik und der somatischen Daten die multivariate Varianzanalyse verwendet um den α und β Fehler möglichst gering zu halten. Vor der Auswertung wurde noch eine Plausibilitätsprüfung durchgeführt, um den Fehler weiter zu verringern.

Insgesamt nahmen bei der ersten Messung 769 Kinder teil. Auf Grund von fehlenden Daten konnten dann schlussendlich 559 Kinder berücksichtigt werden. Von diesen Kindern besuchten 306 den Modellkindergarten und 253 den Kontrollkindergarten. Bei der dritten Untersuchung waren es noch 444 Kinder.

9.4.2.1 Ergebnisse der Untersuchung

Auch hier sollte festgestellt werden, ob das vermehrte Bewegungsangebot einen Einfluss auf die Entwicklung der Kinder hat. Bei der Eingangsuntersuchung konnten keine signifikanten Unterschiede hinsichtlich der motorischen Entwicklung zwischen dem Modellkindergarten und dem Kontrollkindergarten festgestellt werden. Lediglich in den somatischen Untersuchungen und dem Intelligenztest gab es deutliche Unterschiede. Die Heranwachsenden sind in den Kontrolleinrichtungen im Konzentrationstest überlegen und weisen ein höheres Unterhautfettgewebe auf. Anhand von Varianzanalysen konnte Krombholz (2005) feststellen, dass sich bei den somatischen Parametern, den motorischen und den kognitiven Leistungen unterschiedliche Entwicklungsverläufe nachweisen lassen. Bei fast allen Tests schnitten die Kinder der Modelleinrichtung besser ab. Ihre leichte Überlegenheit bei der ersten Messung konnte bis zur letzten Messung ausgebaut werden. Dies ist verdeutlicht in den Abb. 44 bis Abb. 48.

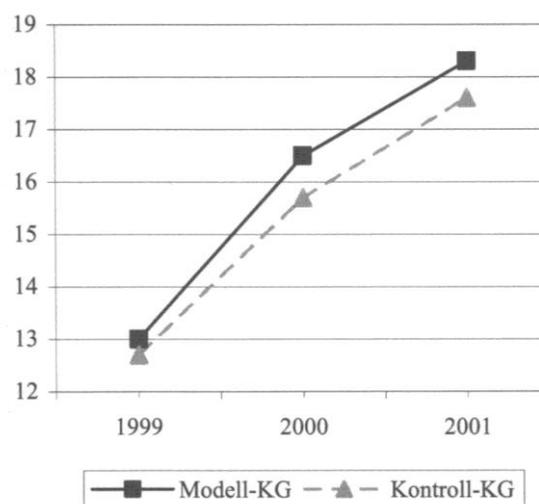


Abb. 44 - Balancieren Vorwärts (Anzahl) (Krombholz, 2005, S. 100)

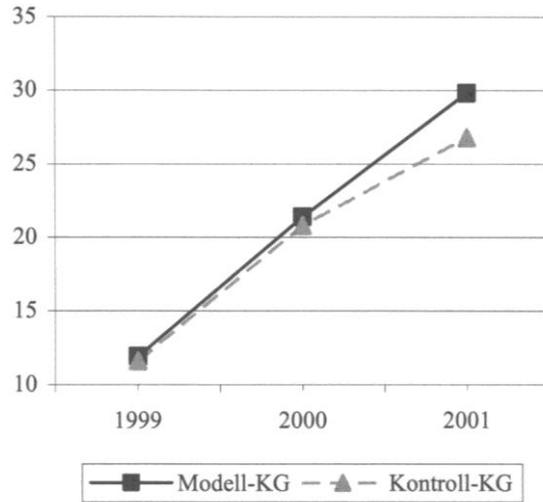


Abb. 45 - Balancieren Rückwärts (Anzahl) (Krombholz, 2005, S. 100)

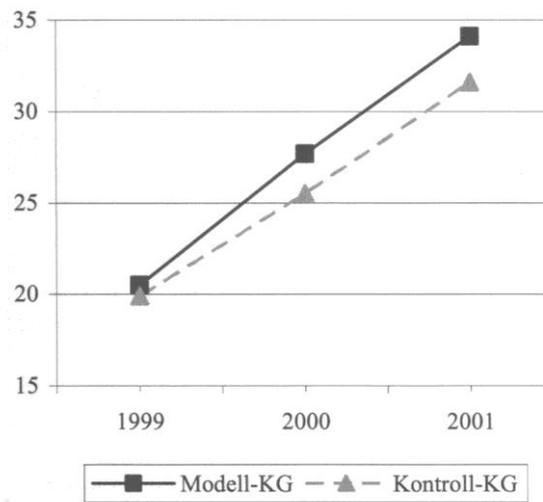


Abb. 46 - Seitliches Hin- und Herspringen (Anzahl) (Krombholz, 2005, S. 101)

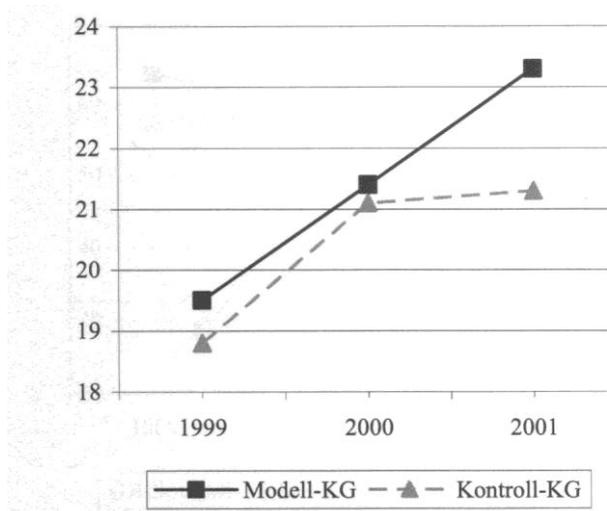


Abb. 47 - Halten (sec) (Krombholz, 2005, S. 103)

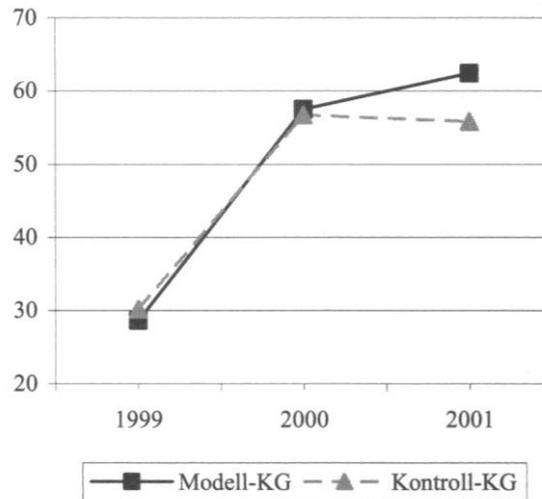


Abb. 48 - LDT Gesamt (Anzahl) (Krombholz, 2005, S. 105)

Da die Kinder in den Modell- und Kontrollkindergärten hinsichtlich der sozialen Schicht und dem Sporttreiben in Vereinen sehr unterschiedlich zusammengesetzt sind, hat Krombholz neben der zusätzlichen Bewegungsförderung auch andere Merkmale zur Beurteilung der Leistung berücksichtigt. Die Kinder entwickelten sich in beiden Einrichtungen unterschiedlich. Es kann jedoch bestätigt werden, dass sich die Kinder in den Modelleinrichtungen stärker verbessern als die anderen.

9.4.2.2 Fazit

Krombholz (2005) hatte bei der Durchführung der Fördermaßnahmen einige Probleme, die die konstante professionelle Arbeit erschwerten und sich wahrscheinlich negativ auf die Ergebnisse ausgewirkt haben. So konnte mit der Begleituntersuchung erst drei Monate nach dem Einführen des zusätzlichen Bewegungsangebotes begonnen werden, da bis dahin die finanziellen Mittel gefehlt hatten. Weiters vermutet er, dass der so genannte „Hawthorn-Effekt“ auch bei dieser Studie aufgetreten ist. Die positiven Auswirkungen des Modellvorhabens haben sich mit einer hohen Wahrscheinlichkeit auch in den Kontrollkindergärten beobachten lassen. Da alle Erzieher vom Ziel des Versuchs wussten, haben viele unbewusst auch selbst der Bewegungserziehung mehr Aufmerksamkeit geschenkt.

Bei der Eingangsuntersuchung waren keine gravierenden Unterschiede zwischen den Einrichtungen zu beobachten. Der geringe Vorteil des Modellkindergartens könnte durch die oben bereits erwähnte Problematik der verspäteten Untersuchung erklärt werden. Während des Untersuchungszeitraums konnte eine kontinuierliche Verbesserung aller Kinder festgestellt werden. Diese ist auf den biologischen Reifeprozess der Kinder zurückzuführen. Die Untersuchungen haben aber gezeigt, dass durch das zusätzliche Bewegungsangebot die Leistungen der Kinder stärker ansteigen. Dies ist auch der Fall, wenn die Störfaktoren

berücksichtigt werden. Bei den kognitiven Tests lassen sich keine gesicherten Aussagen über Entwicklungsverbesserungen durch zusätzliche Bewegung machen. Allgemein liegen die Ergebnisse sehr nahe beieinander, was eine Interpretation zusätzlich erschwert. Trotzdem war die Studie für Krombholz erfolgreich, da gezeigt werden konnte, dass ein vermehrtes Bewegungsangebot in den Kindergärten ohne große Probleme in den Alltag eingebaut werden kann. Leider konnten die positiven Nebenwirkungen auf den kognitiven Bereich nicht wissenschaftlich bewiesen werden. Jedoch kann durch die Aussagen der Erzieher auf die positive Wirkung im Persönlichkeitsbereich und im kognitiven Bereich geschlossen werden. Um dies wissenschaftlich beweisen zu können, bedarf es aber weiterer Studien.

10 Bewegte Erziehung in der Schule

Bewegung in der Schule hat nicht nur Auswirkungen auf die motorische Entwicklung, sondern trägt allgemein zur positiven Entwicklung in verschiedenen Lebensbereichen bei. Im letzten Kapitel haben wir bereits beschrieben, dass die Bewegung ein Grundbedürfnis der Kinder ist. Wenn wir diesem Drang jedoch nicht Genüge tun, kommt es zu negativen Auswirkungen im Unterricht. Die Ziele und Inhalte einer bewegten Erziehung werden wir in diesem Kapitel ebenso beschreiben wie die Aufgaben, die eine Schule zu übernehmen hat. Nur wenn die verschiedenen Ausprägungen der kindlichen Bedürfnisse allen Beteiligten bekannt sind, kann eine ganzheitliche Förderung stattfinden.

Das Verhalten der Kinder im Unterricht zeigt viele Auffälligkeiten im sprachlichen, motorischen und sozialen Verhalten und viele Lehrer können ihre erlernten, aber oft auch fehlenden pädagogischen Zugangsweisen nicht mehr anwenden. Die moderne Schule muss sich daher, lt. Woll & Riek (1995), mit folgenden Erscheinungsformen auseinandersetzen:

- Impulsivität und Ungeduld
- Ich-Schwäche
- Hyperaktivität
- Unangepasstes Sozialverhalten
- Wahrnehmungs- und Bewegungsauffälligkeiten
- Geringe Frustrationstoleranz
- Nervosität
- Ich-Bezogenheit

Sollten sich mehrere Erscheinungsformen überlappen, kann es sehr rasch zu gravierenden Problemen im Unterricht kommen, welche oft den persönlichen Lebensverhältnisse der Kinder, den gesellschaftlichen Bedingungen und wahrscheinlich allgemein dem System Schule zuzuordnen sind. Diese Hindernisse sind vom Lehrpersonal nur mit größter Mühe zu überwinden. Diese Ungereimtheiten erfordern, dass Schule:

- ihr inhaltliches Angebot überdenken muss,
- sich Lernfeldern öffnen soll, die bisher dem außerschulischen Bereich zugeordnet waren,
- ihre Lernformen um solche mit entlastender und stabilisierender Wirkung erweitert,
- ergänzende Angebote zur Verfügung stellt.

Selbstverständlich gilt das oben Genannte für alle Kinder, doch noch mehr für Kinder, welche durch besondere Lebensumstände und/oder Disposition körperlicher, geistiger und seelischer Art eine besonders schwierige Ausgangslage haben. Woll & Riek (1995, S. 7) schreiben dazu: „Es besteht eine Diskrepanz zwischen der Lebensrealität, die Kinder heute in Familie, Gesellschaft und Schule vorfinden, und dem, was sie zur Entwicklung einer ausgewogenen ganzheitlichen Persönlichkeit benötigen.“ Weiters schreiben sie zu dieser Problematik auf S. 8: „Bewegung trägt zur Entwicklung einer harmonischen Gesamtpersönlichkeit bei und steht in unmittelbarem Zusammenhang mit sinnlichen und sozialen Erfahrungen sowie dem Erfahren der eigenen Körperlichkeit.“ Die Wechselwirkungen sollten in den Vordergrund rücken und die isolierte Betrachtung in den Hintergrund bzw. gänzlich verschwinden, siehe dazu Abb. 49.

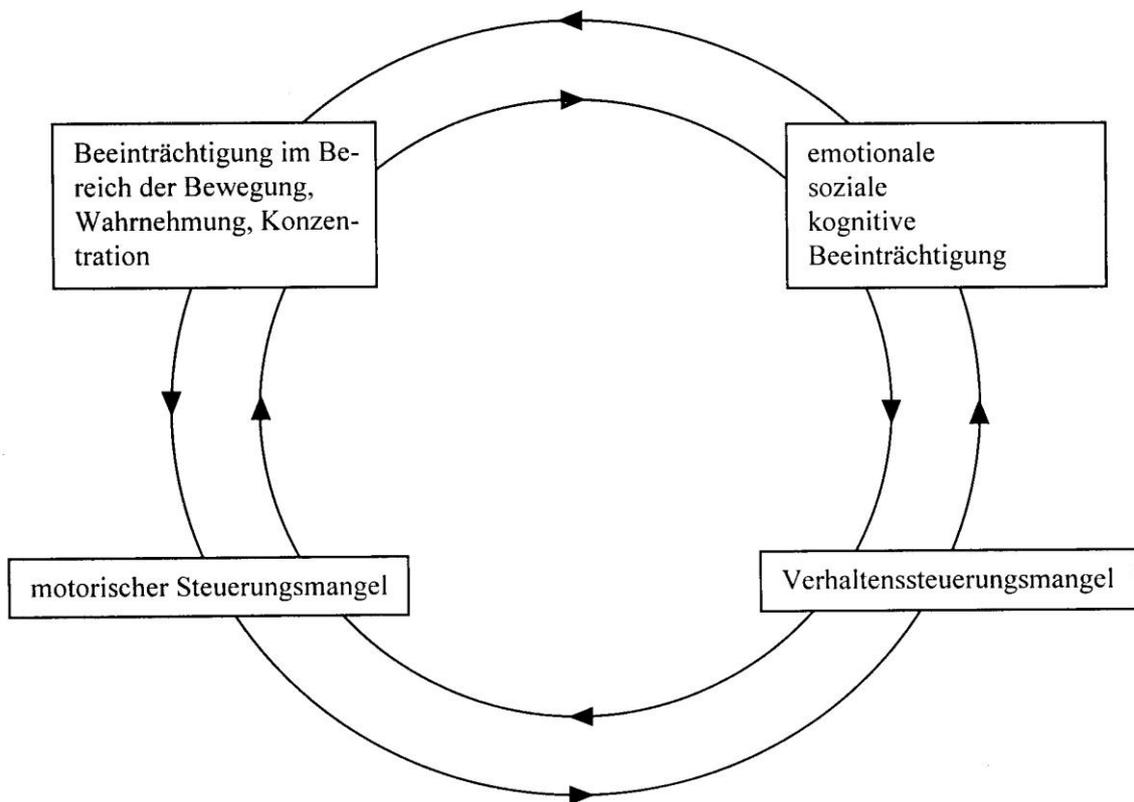


Abb. 49 - Teufelskreis der Bewegungsbeeinträchtigung (Woll & Riek 1995, S. 14)

Kinder haben von Natur aus ein ungebremstes Bedürfnis nach Bewegung und geben das ihrem Umfeld unmissverständlich zu erkennen. Zimmer (2003, S. 11) schreibt dazu – Kinder müssen sich bewegen,

- um sich gesund entwickeln zu können,
- um sich körperlich und seelisch wohl zu fühlen,
- um die eigenen körperlichen Fähigkeiten kennen zu lernen und weiterentwickeln zu können,
- um mit anderen Kontakt aufnehmen und mit ihnen gemeinsam spielen zu können,
- um sich die Gegenstände und Spielobjekte, mit denen sie umgehen, aneignen können.
- um ihre Umwelt sinnlich wahrnehmen und begreifen zu können.

Man sollte daher verstehen, dass Kinder bis zu einem gewissen Alter in einer Welt des Spielens leben. Daher ist eine Trennung von Bewegung und Spiel gar nicht möglich, und das Spiel selbst ist geprägt durch Freiwilligkeit und Lustbetontheit, durch Zweckfreiheit und Gegenwartsbezug. Die Inhalte sollen natürlich durch einen Erzieher bzw. Pädagogen im

Vorhinein erstellt werden oder zumindest sollen die Kinder während der Ausübung begleitet werden.

In der Praxis ergeben sich daher, lt. Woll & Riek (1995, S. 15) oft folgende Auffälligkeiten bei den Kindern:

- Ständige Unruhe – Vorliebe für frühkindliche Bewegungsmuster
- Situationsunangemessene Verarbeitung einwirkender Reize
- Funktionsstörung der Augenmotorik (die Kinder können schlecht fangen und haben evtl. beim Lesenlernen Schwierigkeiten)
- Mit großem Kraftaufwand agieren (maßlos und ungestüm in der Motorik; überlaute Sprache; unbefriedigende Leistungen, trotz Mühegebens und Ehrgeiz)
- Beeinträchtigung der motorischen und kognitiven Lernfähigkeit und Handlungsplanung
- Eine erhebliche Reizbarkeit mit Neigungen zu affektiven Entladungen

10.1 Bewegung als anthropologisch begründbares Grundbedürfnis der Kinder

Viele pädagogische Konzepte befassen sich bereits seit 250 Jahren mit der Bewegung des Kindes und ihren Auswirkungen auf deren Entwicklung. Bereits Jean-Jacques Rousseau, Johann Heinrich Pestalozzi sowie Maria Montessori haben sich wissenschaftlich mit diesem Thema auseinandergesetzt. Maria Montessori bezeichnete das unbewegte Leben in der Schule als nicht zielführend und verabscheute die Schulbank als „Sklavenbank“ (vgl. Müller, 1999). Größing (1993) beschreibt die Möglichkeiten der Einflussnahme durch Bewegung auf die körperliche, kognitive, soziale, emotionale Entwicklung sowie die Persönlichkeitsbildung, wie weiter unten genauer ausgeführt wird. Nicht unerwähnt wollen wir in diesem Zusammenhang lassen, dass Bewegung zwar ein wichtiger Faktor hinsichtlich der Entfaltung des Kindes ist, aber andere Faktoren können durchaus auch als prägend bezeichnet werden. Bewegung ist somit ein anthropologisches Grundbedürfnis des Menschen, welches neben Sprechen und Denken befriedigt werden muss. Vor allem Kinder nutzen die Möglichkeit der Bewegung, um sich der Umwelt mitzuteilen.

10.2 Bedeutungsaspekte der Bewegung für die kindliche Entwicklung

Die verschiedenen Aspekte der Entwicklung können natürlich nicht getrennt betrachtet werden, da es sich um eine ganzheitliche Entwicklung eines Individuums handelt. Müller (1999, S. 18) geht davon aus, „dass sich eine Person durch das Handeln entwickelt und sich dieses Handeln in einer Person-Umwelt-Interaktion vollzieht, dass sowohl genetisch-

biologische (endogene) als auch Umwelteinflüsse (exogene) in ihrem Zusammenwirken die Entwicklungsprozesse steuert.“

10.2.1 Bewegung ermöglicht differenzierte Wahrnehmung und vielfältige Erfahrungen

Die Wahrnehmung, also die Informationsaufnahme und -verarbeitung, in der Bewegung besteht gleichzeitig mit dem Handeln. Das Kind sollte sich selbst, die Umgebung und die Aufgabe erkennen. In der Bewegung werden daher viele Ersterfahrungen gesammelt, wobei persönliche Gefühle die Wahrnehmung beeinflussen. Die Wahrnehmung selbst wird aber auch durch bereits erlangte Erfahrungen sowie persönliche Kenntnisse verändert.

Je nach Zielsetzung unterscheidet Müller (1999):

- Der eigene Körper und seine Bewegungen werden selbst zum Gegenstand der Erfahrungssituation. Es wird immer wichtiger,
 - körperliche Befindlichkeiten wahrzunehmen,
 - Anspannung und Entspannung differenzieren zu können,
 - wechselnde Belastbarkeit empfinden und körperliche Grenzen erleben zu können,
 - die Beeinflussung der körperlichen Leistungsfähigkeit durch Bewegung zu erfahren.

- Bewegung ist Mittel, um über Mit- und Umwelt Erfahrungen und damit Erkenntnisse zu gewinnen, wie z.B.:
 - Erfahrungen mit verschiedenen Materialien (Beschaffenheit und Gesetzmäßigkeit der Umwelt)
 - Erfahrungen mit der Natur und den verschiedenen Elementen
 - Erfahrungen des Miteinanders als Sozialerfahrung

10.2.2 Bewegung hilft beim kognitiven Lernen

Hierbei geht es grundsätzlich um das Aneignen von Wissen sowie um den Erwerb von Lernstrategien. Vorausgesetzt wird, dass eine ständige Veränderung des Erlebens und des Verhaltens auf Grund der erlebten Erfahrungen besteht. Einflüsse des Bewegens auf das kognitive Lernen basieren auf folgenden Tatsachen (vgl. Müller, 1999):

- Wenn neben akustischen und auch optischen Analysatoren auch der Bewegungssinn mit einbezogen wird, so stehen dem Kind weitere Informationen zur Verfügung und

eine langfristige Speicherung neuer Informationen kann durch eine bessere Wahrnehmung gesichert werden.

- Beim Sitzen ist der Parasympathikus verstärkt aktiv, durch Ermüdung werden daher die Denk- und Konzentrationsprozesse vermindert. Durch Bewegung, und dabei reicht schon ein langsamer Spaziergang, wird das Gehirn besser durchblutet und die Sauerstoffversorgung sowie der Energiestoffwechsel im Gehirn gesteigert.
- Das Zusammenspiel der linken und rechten Gehirnhälfte kann durch Überkreuzbewegungen aktiviert und verbessert werden.
- Oft sind Schwächen beim Erlernen von Lesen, Schreiben und Rechnen an Schwierigkeiten mit verschiedenen Bewegungsmustern zu erkennen. In der Praxis ist oft ein Zusammenhang zwischen diesen beiden Auffälligkeiten zu erkennen.

10.2.3 Bewegung fördert das soziale Lernen

Die Schule ist neben dem familiären Bereich, der oft Werte vermittelt, der wichtigste Ort des sozialen Lernens. Hierbei werden zusätzlichen Normen und Rollen in der Peergroup „Schulkollegen“ besondere Bedeutung zugesprochen. Eintretende Ereignisse müssen vom Kind oft selbst verarbeitet werden und helfen somit bei der sozialen Persönlichkeitsentfaltung und bei der Bildung einer sozialen Identität. Folgende Situationen in der Bewegung und im Spiel können dabei helfen:

- Im Spiel sowie im Sportunterricht kommt es automatisch zu sozialen Begegnungen. Die Fähigkeit des Kommunizierens (verbal und nonverbal) soll hierbei gefördert werden. Das Aussenden und Empfangen von Informationen wird in den Vordergrund gerückt.
- Da das Spiel oft in Gruppen bzw. Partnerschaften durchgeführt wird, muss man ein Feingefühl für das Miteinander entwickeln und ein Einfühlungsvermögen für den Anderen an den Tag legen.
- Die Ziele können oft nur durch Zusammenarbeiten erreicht werden. Dazu muss jeder Beteiligte sein Ich unterordnen bzw. einordnen können, Regeln verstehen und sich freiwillig sowie aktiv einbringen.
- Gegenseitige Hilfe, sowie Vertrauen und Verlässlichkeit müssen praktiziert werden, um die gestellten Aufgaben in der Bewegung erfolgreich zu bewältigen.
- Bewegung und Spiel können das Zusammengehörigkeitsgefühl fördern, dabei können interkulturelle Kontakte sowie das Überwinden von Annäherungsschwierigkeiten gegenüber behinderten Menschen erleichtert werden.

- Eigene sowie die Gefühle anderer werden nicht versteckt sondern offen ausgelebt. Dieses Können und Dürfen soll von allen Beteiligten sensibel aufgenommen, um die soziale Interaktion zu fördern.

10.2.4 Bewegung regt das emotionale Erleben an

Die Bewegung kann Auslöser für das Empfinden von Emotionen und Gefühlen sein. Hierbei ist jedoch zu beachten, dass es sich immer um persönliche Befindlichkeiten handelt. Diese können bei Nicht-Erreichen der Ziele aber auch negative Emotionen entfalten. Bei Erfolg hingegen werden sehr positive Emotionen aktiviert. Es ist sehr wichtig, die Richtung zu erkennen und durch richtiges Feedback die Persönlichkeitsentwicklung zu fördern. Erfolg und Misserfolg sind dabei eng miteinander verbunden. Eine nachhaltige Gefühlsentwicklung bei Kindern kann durch nachstehende Faktoren gefördert werden:

- Im Spiel kann das Ausleben der Grundbedürfnisse Spaß, Freude und Vergnügen das Gefühl von erfüllter Gegenwart vermitteln.
- Das Gegenüberstellen von emotionalen Erlebnissen wie z.B. Sicherheit – Risiko, Mut – Angst, Spaß/Freude – Ärger, Erfolg – Misserfolg sowie Sieg – Niederlage, kann somit erlebbar gemacht werden.
- Bewegungen in der Natur mit verschiedenen Elementen und Materialien sowie die Interaktion mit Gruppen und anderen Personen fördern das emotionale Erleben zusätzlich.
- Bewegungen vor allem im Bereich der Ausdauer beeinflussen die aktuelle Befindlichkeit positiv, indem sie negative Stimmungen reduzieren und dadurch eine Veränderung erreicht wird.
- Das Vertrauen in die eigene Fähigkeit und das Erreichen eines Flow-Zustandes ist zusätzlich förderlich.

10.2.5 Bewegung ist die Voraussetzung für die motorische und körperliche Entwicklung

Dass die Bewegung die Voraussetzung für die motorische und körperliche Entwicklung ist, ist im Allgemeinen gut nachvollziehbar. Dieser Zusammenhang wird daher in diesem Teil nur kurz beschrieben. Auf die Wichtigkeit dieser Korrelation wurde bereits im Kapitel bewegtes Leben und bewegter Kindergarten hingewiesen. In den nächsten Kapiteln werden zusätzlich anerkannte Studien über die positiven Auswirkungen auf die motorische Entwicklung präsentiert. Folgendes soll zur Entwicklung kurz angeführt werden:

- Die motorische Entwicklung:

Umfasst alle Prozesse der Steuerung und Kontrolle der Haltung und der Bewegung. Im Grundschulalter kommt es vermehrt zu Veränderungen bei:

- motorischen Fähigkeiten (konditionelle und koordinative Fähigkeiten und der Beweglichkeit) und
- motorischen Fertigkeiten (im Grundschulalter besonders Grundformen der Bewegung, wie Gehen, Laufen, Springen, Werfen, Fangen u.a.)

- Die körperliche Entwicklung

Regelmäßige und entsprechende Bewegungsreize führen zu Veränderungen im Herz-Kreislauf-System. Positive Veränderungen des heranwachsenden Körpers sind zu beobachten. Bewegungsreize von drei bis fünf Minuten, unabhängig von der Intensität, die täglich ermöglicht werden, können dazu bereits beitragen (Stichwort: bewegte Pause). Aus physiologischer Sicht kommt es zu kurzfristigen bzw. langfristigen und daher zu positiven Auswirkungen:

- Die Durchblutung des Gehirns wird durch Belastung gesteigert, dadurch kommt es zu einer besseren Sauerstoffversorgung und Energiebereitstellung. (Durch die vermehrte Synapsenbildung können Nervenzellen erhalten bleiben.)
- Bewegung kann den Hirnstamm aktivieren und optimieren und führt somit zu einer erhöhten Wachheit. Das bedeutet, dass bei Schläfrigkeit der Kinder eine Aktivierung stattfindet und bei Stress eine desaktivierende Wirkung einsetzt. Ein Umschalten zwischen diesen beiden Zuständen kann somit erlernt werden.
- Durch die erhöhte Ausschüttung von Endorphinen bzw. durch die Verringerung des Kortisolspiegels kann das persönliche Wohlbefinden positiv beeinflusst werden.
- Der passive Bewegungsapparat vor allem hinsichtlich der Knochendichte bzw. der Bandscheibendiffusion kann positiv zur Entwicklung beitragen.
- Durch die Aktivierung verschiedener Muskelgruppen kommt es zu einer verbesserten Durchblutung bzw. Nährstoffaufnahme (und Abtransport von Abfallprodukten) im Zielorgan. Zusätzlich können muskuläre Dysbalancen und weitere Haltungsschäden für die Zukunft verhindert werden. Die intra- und intermuskuläre Koordination wird ebenfalls verbessert.
- Bewegung in der Natur stärkt das Immunsystem und fördert die Widerstandsfähigkeit.

10.2.6 Bewegung unterstützt den Aufbau eines positiven Selbstkonzeptes

Hierbei geht es um das Selbstbild, das ein Kind von sich hat. Dieses Bild beeinflusst das Handeln, da die Wahrnehmung des eigenen Ich, der Vergleich mit der Mit- und Umwelt in die Entscheidungen miteinbezogen werden. In diesem Bereich wird der Bewegung ein besonderer Stellenwert zuteil:

- Es ist nicht nur wichtig, den Umgang mit dem eigenen Körper kennen zu lernen, sondern auch, eine positive Einstellung gegenüber seinem Körper zu bekommen. Auch kann eine Bewertung der Fremdsicht wie z.B. der Mitschüler, der Lehrer und der Eltern mit aufgenommen werden. Natürlich kann bei fehlender Bewegungsroutine und ungeschicktem Verhalten ein negatives Selbstbewusstsein entstehen. Oft kommt es dadurch zu Ausschlüssen durch die Mitschüler.
- Gerade im Volksschulalter sind körperliche Fähigkeiten und motorisches Können ein Spiegelbild des sozialen Status. Die Ursache-Wirkungs-Linie ist sehr leicht für die Kinder nachvollziehbar.
- Durch Erfolg im Spiel oder bei der Bewegungshandlung wird das Gefühl für die eigenen Fähigkeiten geweckt. Diese können daher auch richtungsweisend für den schulischen Erfolg sein. Die Motivation und das Anerkennen von Leistungskriterien rücken unaufgefordert in den Vordergrund.

10.3 Probleme in alten Schulen

Bereits (1982) schreibt Weishaupt über die wichtige Rolle des Sportunterrichts für das zukünftige regelmäßige Sporttreiben. Für einen Großteil der Jugendlichen und Erwachsenen ist die Schule der erste Ort, an dem das Interesse am Sport geweckt wurde. Daher sind positive Erfahrungen im Schulsport sehr wichtig für andauernde Sportaktivität. Bei schlecht organisiertem Schulsport ist auch das Interesse am weiteren Sporttreiben bei den Betroffenen deutlich geringer. Mit einer gut ausgestatteten Turnhalle kann auch eine breite Vielfalt an Sportarten an die Jugendlichen herangetragen werden. Somit kann der Schulsport auch zur Wahl der Lieblingssportart beitragen. Durch die vielen alten, schlecht ausgestatteten Turnhallen und Sportflächen in Schulen, ist dies jedoch oft nicht möglich. Speziell im innerstädtischen Bereich sind die Schulen meist um die Jahrhundertwende erbaut worden. Auf Grund des Platzmangels können diese oft nicht adaptiert und erweitert werden. Ein weiteres Problem sind die Pausenhofflächen, die durchwegs zu klein sind und keinen Platz für Bewegung vorsehen. Diese Tatsache führt zu einer Fortsetzung der derzeitigen Jugendsozialisation in beengtem Wohnumfeld, welches die Jugendlichen im Bewegungsdrang immer mehr einschränkt und zu „Sitzkindern“ formt.

10.3.1 Sitzen in der Schule

In der Geschichte war Lernen immer etwas Bewegtes, man lernte nicht im Sitzen sondern zumindest auch im Stehen und Liegen. Es gibt jedoch auch viele Beispiele dafür, dass im Gehen bzw. Spaziergehen gelehrt bzw. gelernt wurde, wie beim Heidelberger Philosophenweg. Heutzutage passiert der fachliche Austausch oft in „Sitzungen“, was ja prägnant für den Ursprung des Wortes ist. Im 20. Jahrhundert wurde den Kindern mit allen Mitteln der Zwang zum Sitzen auferlegt. Wenn noch dazu die Möbel nicht ergonomisch sind, gibt es auch Nachteile für den aktiven und passiven Bewegungsapparat. Die drei schwerwiegendsten Probleme beim Sitzen sind nach Seichert (2000) folgende:

- Durch die Formänderung der unteren Wirbelsäule werden die lumbalen Bandscheiben vorne zusammengedrückt, der Gallertkern muss nach hinten ausweichen. Durch die hohe Druckbelastung wird die Bandscheibe allmählich ausgepresst.
- Im Sitzen bewegt man sich weniger als im Stehen. Im Stehen fühlt man sich rasch unwohl, und so kommt es zu ständigen Bewegungen, welche wiederum gut für die Versorgung der Bandscheiben sind. Im Sitzen hat man das Gefühl, stundenlang verharren zu können, obwohl es eigentlich schlecht für die Bandscheiben ist.
- Im Sitzen hat man das Gefühl, man kann die Muskeln ganz locker lassen, etwa wie beim Liegen. Aber die zusammengesackte Hockhaltung ist sehr schlecht für den Bandapparat und kann zu Folgeschäden führen. Rückenschmerzen durch das langanhaltende Verweilen im Rundrücken werden hier oft genannt.

Um dem entgegenzusteuern, sind drei einfache Hinweise für das richtige Sitzen in der Schule zu vermerken.

- So wenig wie möglich sitzen. Wie bereits oben erwähnt, kann Lernen auch in anderen Körperpositionen und Haltungen vor sich gehen. Zur Auflockerung können z.B. auch Stehpulte für die Schüler in den Klassenzimmern stehen.
- Wenn die Schüler schon sitzen müssen, dann zumindest richtig. Das dynamische Sitzen verlangt natürlich das geeignete Mobiliar und muss von den Pädagogen akzeptiert und zum Unterricht passend gestaltet werden. Es sollte nicht als störend empfunden werden, sondern die Kinder beim natürlichen Bewegungsdrang unterstützen. Oft werden dazu Sitzbälle und -kissen verwendet.
- Grundsätzlich müssen jedoch geeignete Schulmöbel zur Verfügung gestellt werden. Diese müssen auf die verschiedenen Körperproportionen der Schüler anpassbar und

daher individuell verstellbar sein. Jedoch fehlen oft die Geldmittel, um dies zu verwirklichen. Es sollte aber zumindest eine Aufklärung hinsichtlich des richtigen Sitzens in der Schule erfolgen. Diese soll mit den Kenntnissen des Personals über den richtigen Umgang mit dem Sitzen einhergehen.

Die Phrase „Sitz still“ sollte daher aus dem Schulalltag verschwinden, sie sollte gegen den Satz „Sitz dynamisch“ ausgetauscht werden. Sobald die Kinder den Umgang mit Sitzbällen etc. gelernt haben, verschwindet auch der störende Aspekt des „Herumspielens“ mit den neuen Geräten.

11 Bewegte Volksschule

Bewegungserziehung sollte in allen Volksschulen Inhalt der Erziehung sein, natürlich muss dazu die nötige Ausstattung vorhanden sein und die Ausbildung der Lehrenden dementsprechend erfolgen. Nicht jeder Lehrer muss auf allen Gebieten ein Spezialist sein, aber mit Schwerpunktsetzung kann das gesamte Spektrum der Bewegungserziehung abgedeckt werden. Somit könnte sich quasi in jeder Ecke des Schulgeländes bzw. -gebäudes ein anderer Aktivitätsraum befinden (vgl. Müller, 1999 und Greier, 2007). Folgende Aussagen können dazu getroffen werden:

- Wenn die Bewegungsmöglichkeiten nur auf die Pausen beschränkt sind, macht das eine Schule noch nicht zu einer bewegten Schule. Es kann aber ein erster Schritt in die richtige Richtung sein.
- Bewegungsaktivitäten im und außerhalb des Unterrichts sind wichtige Teilkomponenten und müssen daher im Schulprofil verankert sein.
- Aufgrund der unterschiedlichen Begebenheiten in den Schulen wird es somit immer Unterschiede hinsichtlich des Schulprofils geben. Nur durch eine schrittweise Umgestaltung der Schulen ist eine Standardisierung der „bewegten Schule“ möglich.
- Auch Schulen, die sich nicht der bewegten Schule anschließen, müssen weiterhin ihre Aufgabe der Bewegungserziehung wahrnehmen. Diese muss trotzdem den schulischen und außerschulischen Bereich umfassen. Die Gesundheitsaspekte müssen bei allen Ausbildungsstätten in den Vordergrund gerückt werden.

11.1 Ziele der bewegten Volksschule

Die Ziele der bewegten Volksschule umfassen nicht nur die Verbesserung der Fertigkeiten und Fähigkeiten im Sportunterricht, sondern sie sollten in alle Bereiche des Unterrichts

übernommen werden. Das Hauptziel muss daher laut Müller & Petzold (2006) folgendes sein: „Die Befähigung der Kinder zur individuellen Handlungskompetenz, die darauf gerichtet ist, durch Bewegung die Umwelt zu erfahren und zu gestalten.“

Weitere Teilziele sind nach den Entwicklungsbereichen, die wir bereits im letzten Kapitel erwähnt haben, wie folgt kurz zu nennen. Um einen Abgleich zu den Zielen der bewegten Schule zu erhalten werden wir im nächsten Kapitel detaillierter darauf eingehen.

Die Teilziele einer umfassenden Bewegungserziehung sind daher die folgenden:

- Förderung der sinnlichen Wahrnehmung
- Stärkere Einbeziehung des kinästhetischen Analysators („Bewegungssinn“) beim kognitiven Lernen
- Herausbildung von Sozial- und Selbstkompetenz
- Erhöhung der Sensibilität für den eigenen Körper und Verstärkung des emotionalen Erlebens
- Schulung der Koordination (für alle Teilbereiche der koordinativen Fähigkeiten)
- Verbesserung der Körperhaltung
- Förderung der Bewegungssicherheit
- Sensibilisierung für kulturelle Werte

An dieser Stelle muss nochmals erwähnt werden, dass die Teilziele nicht als Einzelziele zu verstehen sind, da es sich bei der bewegten Volksschule um einen ganzheitlichen Ansatz handelt. Es muss daher darauf geachtet werden, dass die Schule als Ganzes auf diese Ziele ausgerichtet und gestaltet wird.

Die Inhalte und Ziele der einzelnen Schulgegenstände sollen hiervon nicht beeinflusst werden und müssen gesondert betrachtet werden. Die Ausrichtung der Schule sollte jedoch bewusst beachtet werden. Für die Volksschule, also von der 1. bis zur 4. Klasse, haben folgende Punkte eine besondere Bedeutung:

- Vielfalt an Körperübungen nutzen,
- offene Situationen schaffen und Probleme lösen lassen,
- Differenzieren und Individualisieren,
- fachübergreifende Bezüge herstellen.

Eine zusätzliche Bedeutung haben:

- Wahlmöglichkeiten anbieten,
- Bewegungs- und Körpererfahrungen thematisieren,
- soziale Verhaltensweisen in der Gruppe entwickeln,
- mit der sportlichen Leistung pädagogisch umgehen,
- ästhetische Akzente setzen,
- Wissen vermitteln.

Dem Konzept einer bewegten Volksschule liegt nicht nur der Schulsport zu Grunde, die eigenständigen Ziele im Schulsport sollen sinnvoll miteinander verbunden werden.

Ein Auszug der Leitgedanken des Schulsports ist dem Leitbild, erstellt durch den Verein der Leibeserzieher Österreich (VDLÖ) für den Unterrichtsgegenstand „Bewegung und Sport“ (2008) entnommen:

- Schülerinnen und Schüler haben ein Recht auf Bewegung, Spiel und Sport unter qualifizierter sportpädagogischer Anleitung, unabhängig von Alter, Herkunft, Talent und Behinderung.
- Der Körper als kostbares Gut und die Gesundheit als wichtigster Wert des Menschen sind Ansatzpunkte und Ziele des Gegenstandes „Bewegung und Sport“.
- „Bewegung und Sport“ ist der einzige Gegenstand im Fächerkanon, der den Menschen in seiner Gesamtheit von Körper, Geist und Seele umfassend bildet.
- Das Fach „Bewegung und Sport“ kann nur bei kontinuierlichem, ausreichendem und verpflichtendem Angebot zu einer bewegungsorientierten, gesundheitsbewussten und gegenüber der Um- und Mitwelt verantwortlichen Lebensgestaltung hinführen.
- Die Inhalte von „Bewegung und Sport“ dienen der Ausbildung von Qualifikationen für die Bewältigung des schulischen und außerschulischen Alltags.

11.2 Projekte in Österreich

In diesem Kapitel wollen wir zwei Projekte in Österreich vorstellen, welche man sehr gut in zukünftige Überlegungen und Projekte miteinbeziehen kann. Das erste Projekt ist die Volksschule Pram welche sich selbst als „bewegte Schule“ bezeichnet und als Pionier in diesem Bereich gilt. Als zweites Projekt wird die Volksschule Telfes im Stubaital präsentiert, welche aktuelle Ergebnisse zu diesem Thema veröffentlicht hat.

11.2.1 Bewegte Volksschule Pram

Als Musterschule kann diese Volksschule mittlerweile bezeichnet werden, wobei die Umgestaltung zu einer bewegten Schule durch den Direktor Manfred Wimmer vor mehr als 20 Jahren begann. Bevor die Ideen von Eltern, Kindern und Lehrern zur Neugestaltung des Schullebens eingebracht und verwertet wurden, gab es lediglich einen Schulhof und eine gewöhnliche Nutzung des Schulhauses. Als Erstes wurde das dynamische Sitzen eingeführt, wie bereits in einem anderen Kapitel erwähnt, mit Sitzbällen und -kissen, sowie Stehpulten, und um kostengünstig zu arbeiten, natürlich auch weiterhin mit normalen Sesseln. Die Kinder durften ihre Sitzplätze und Sitzpositionen je nach persönlichem Gefühl während des Unterrichts verändern. Sie nahmen diese Veränderung im Unterricht sehr schnell auf und spürten bald die Vorteile für deren Wirbelsäulen, die zur Bewegung und nicht zur Haltung ausgelegt ist (vgl. Wimmer, 2005).

11.2.1.1 Inhalte der bewegten Volksschule Pram

Ein Bericht des Direktors Manfred Wimmer (2005) bestätigt nochmals die Defizite beim Werfen, Hangeln, Balancieren und beim Erhalt der Körperspannung, welche den heutigen Lehrern täglich auffallen. Nicht nur in den USA sondern auch in Europa sind diese Erscheinungen auf Grund vom Übergewicht der Kinder festzustellen. Eine Studie aus Jena bestätigt, dass sich die Anzahl der übergewichtigen Kinder (10 bis 13 Jahre) von 1985 bis 2000 bei den Jungen verdoppelt und bei den Mädchen mehr als verdoppelt hat. Die Ursachen liegen in der Fast-Food Ernährung sowie beim Bewegungsmangel, also beim zu vielen Sitzen. Die Nachteile dazu haben wir bereits angeführt, wobei eine aktuelle Wiener Studie nochmals bestätigt, dass bereits ein Drittel der Wiener Volksschulkinder Haltungsschäden aufweisen (vgl. Wimmer, 2005 und Wimmer, 2006). Wie wichtig die Bewegung für die Entwicklung der Kinder ist, wurde in dieser Schule bereits vor Jahren erkannt. Der Direktor nennt folgende Vorteile in seinem Bericht:

- Körperliche Bewegung wirkt sich positiv auf die Hirndurchblutung aus,
- fördert dadurch zusätzlich den Stressabbau,
- unterstützt die synaptische Verschaltung von Nervenzellen (Defizite aus dem Kindesalter können jedoch nur verbessert werden),
- verbessert die Sauerstoffversorgung und kurbelt den Energiestoffwechsel im Gehirn an.
- Bewegung fördert Koordination und Motorik,
- sie hat positive Auswirkungen auf Gedächtnisleistung und geistige Leistungsfähigkeit,

- sie führt zu einer Steigerung der Konzentrationsfähigkeit und einer Verminderung des Aggressionspegels.

Die genannte Volksschule hat ein Säulenmodell (Abb. 50) zur Umsetzung der „bewegten Schule“ erarbeitet und die Inhalte näher beschrieben.

- Schulpartnerschaft:

Hierbei sollten alle Beteiligten ins Schulleben mit einbezogen werden. Zusätzlich werden jedoch auch Personen, die nicht in den Schulalltag involviert sind, mit einbezogen. Ein Verständnis für die Aufgaben der Schule sollte somit geschaffen werden.

- Lebensraum:

Der Lebensraum Schule der Kinder sollte nicht nach Architektenwünschen erstellt werden, sondern für die Benutzung und Wünsche der Nutzer adaptiert werden.

- Bewegtes Sitzen:

Das bewegte Sitzen muss zum Erlernen von Spannung und Entspannung des Körpers beim Sitzen mit geeignetem Mobiliar genutzt werden. Die allgemeinen Vorteile für das Lernen wurden bereits genannt.

- Aktive Pause:

Die selbständig gestaltete aktive Pause lehrt das Miteinander, das Selbstvertrauen und Sicherheitsgefühl durch vermehrte Eigenverantwortung.

- Bewegtes Lernen:

Sollte als Zusatz zum traditionellen Lernen und nicht als Konkurrenz gesehen werden. Nur ein ganzheitlicher Ansatz kann dazu beitragen, dass Erfahrungen mit dem eigenen Körper als Hilfsmittel zum Lernen von Schreiben, Lesen, Rechnen und bei der Kontaktaufnahme mit anderen Menschen erkannt wird. Das spielerische Lernen wird in den Vordergrund gerückt.

- Gesundheitsbildung:

Hierfür sollte auch der Sportunterricht genutzt werden. Alle Sinnesorgane sollten zum Erlernen der Grob- und Feinmotorik eingesetzt werden. Ein fächerübergreifender Sportunterricht kann genauso wie Informationen zur Ernährung und psycho-soziale Aspekte zur Gesundheitsbildung beitragen.

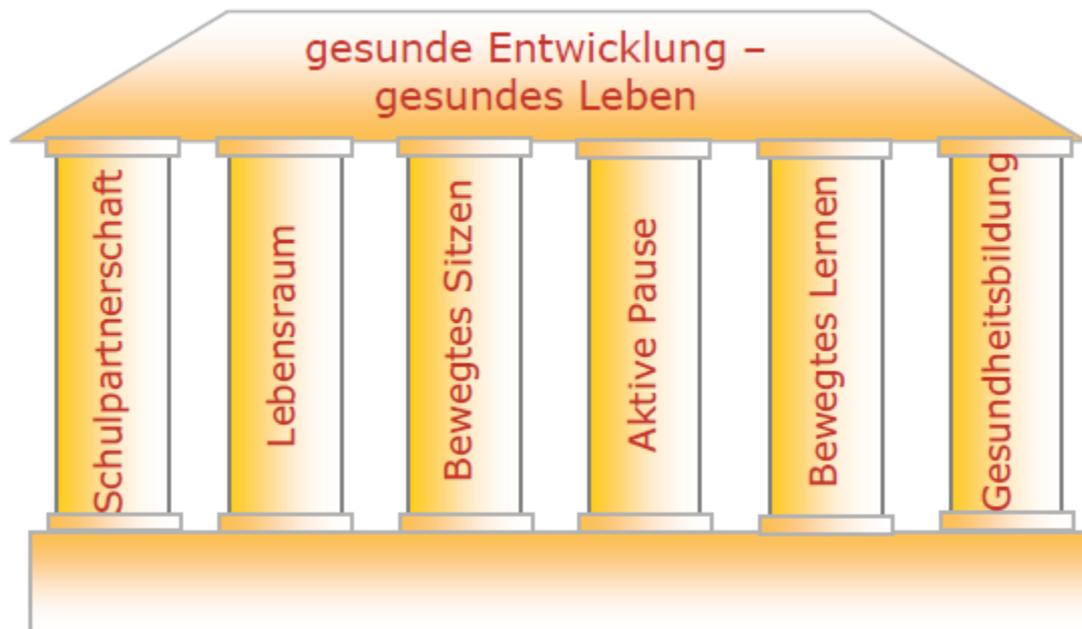


Abb. 50 - Säulen der Bewegten Schule (Wimmer, 2006, S. 2)

Durch den Erfolg dieses Konzeptes wurden die Anfragen durch andere Schulen immer häufiger. Um diesen gerecht zu werden, wurden bereits einige Seminare für Schulleiter durch den Leiter der Volksschule Pram abgehalten. In diesen Seminaren werden die Inhalte und die Vorteile nochmals detailliert erklärt. An dieser Stelle sei zu erwähnen, dass sich im Schuljahr 2003/2004 bereits 15 weitere Volksschulen zur Umsetzung dieses Modells gemeldet haben. Jedoch darf hierbei nicht vergessen werden, dass vor allem die Pädagogen als Vorbild für die Kinder gelten und somit die Inhalte des bewegten Lebens bzw. bewegten Lernens vorgelebt werden müssen.

11.2.1.2 Evaluierung der bewegten Schule in OÖ

Kühnhammer hat bereits (2004) eine Evaluierung zu dem Konzept der „bewegten Schule“ in Oberösterreich erarbeitet. Anbei wollen wir auszugsweise die für uns fünf wichtigsten Ergebnisse der Befragung von Schulleitern und Lehrern darstellen. Man muss jedoch festhalten, dass die Grundvoraussetzung für dieses Projekt eine freiwillige Teilnahme der Lehrer bzw. der Schulen, insgesamt 61 Lehranstalten, war.

- Frage 1: Wie wurde das Projekt „Schule braucht Bewegung“ an Ihrer Schule aufgenommen?

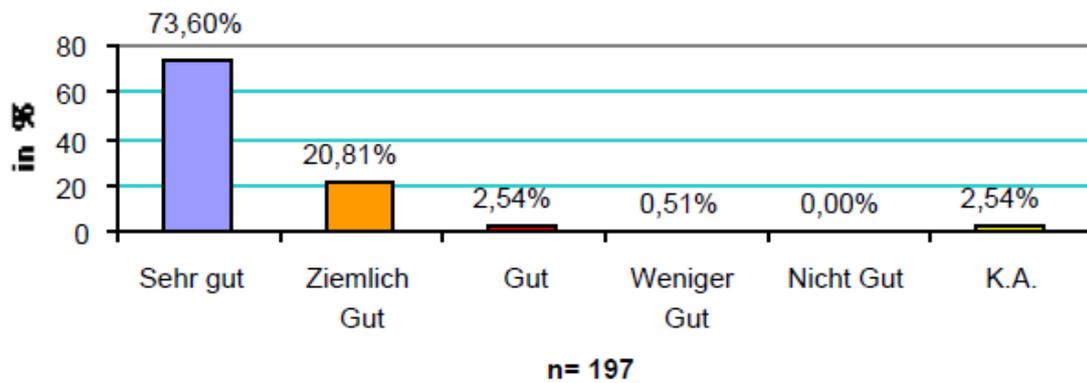


Abb. 51 - Wie wurde das Projekt aufgenommen? (Kühnhammer, 2004, S. 3)

Die Ergebnisse von „Sehr gut“ und „ziemlich gut“ umfassen insgesamt knapp 95%. Die guten bis sehr guten Bewertungen des Projekts stechen damit hervor. Das Ergebnis von „weniger gut“ und „nicht gut“ sind mit ca. 0,5% sehr gering ausgefallen, was als positiv beurteilt werden kann (Abb. 51).

- Frage 2: Was hat sich im Schulalltag an Ihrer Schule durch die Fortbildung nachhaltig verändert?

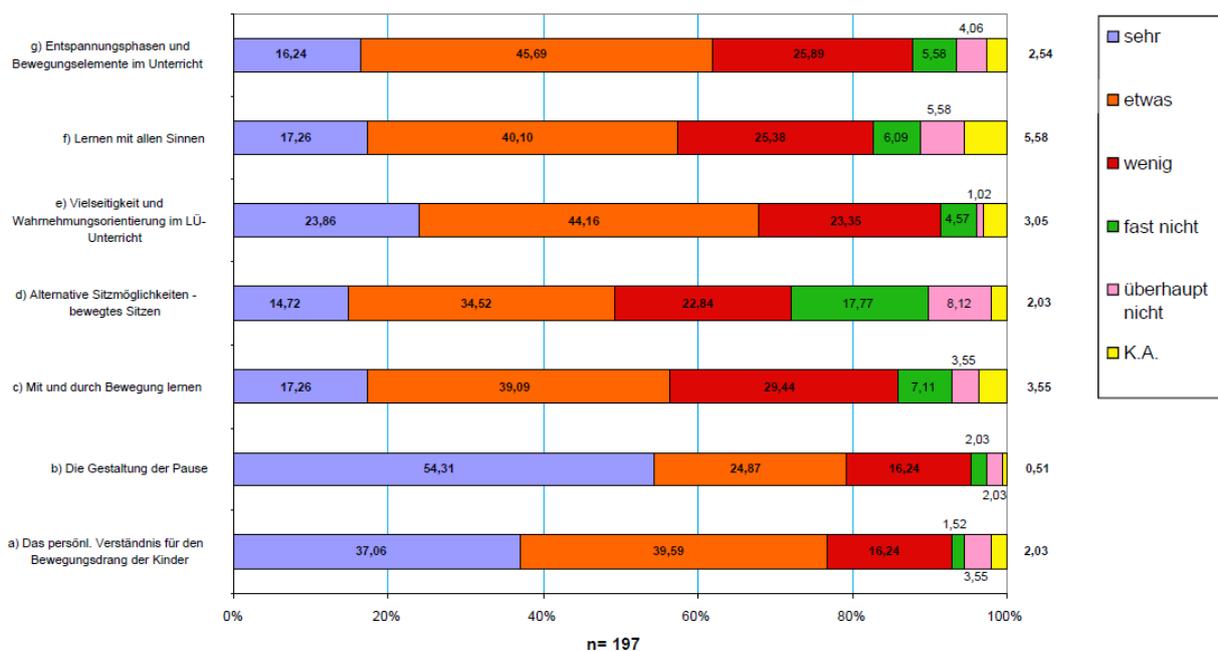


Abb. 52 - Was hat sich im Schulalltag verändert? (Kühnhammer, 2004, S. 4)

Wenn man hier die Ergebnisse von „sehr“ und „etwas“ zusammenzählt, treten interessante Ergebnisse zu Tage (Abb. 52). Die angeführten Prozentzahlen weisen den Grad der Veränderungen der Inhalte nach der Fortbildung aus.

Entspannungsphasen und Bewegungselemente im Unterricht: 61,93%

Lernen mit allen Sinnen: 57,36%

Vielseitiger und wahrnehmungsorientierter LÜ-Unterricht: 68,02%

Alternative Sitzmöglichkeiten und bewegtes Sitzen: 49,24%

Mit und durch Bewegung lernen: 56,35%

Die Gestaltung der Pausen: 79,18%

Das persönliche Verständnis für den Bewegungsdrang der Kinder: 76,65%

Vor allem die Gestaltung der Pause und der Einbau von Bewegungselementen im Unterricht sowie ein veränderter Sportunterricht konnten vermehrt durchgeführt werden. Diese Ergebnisse bestätigen abermals, dass eine stückweise Umsetzung des Konzeptes eine kostengünstige und sinnvolle Methode sein kann. Gedanken sollte man sich jedoch hinsichtlich der Ausbildung machen, da bei der Veränderung des persönlichen Verständnisses für den Bewegungsdrang der Kinder das zweitgrößte Ergebnis erreicht wurde.

- Frage 3: Waren die Informationen neu oder eine Bestätigung von Bekanntem?

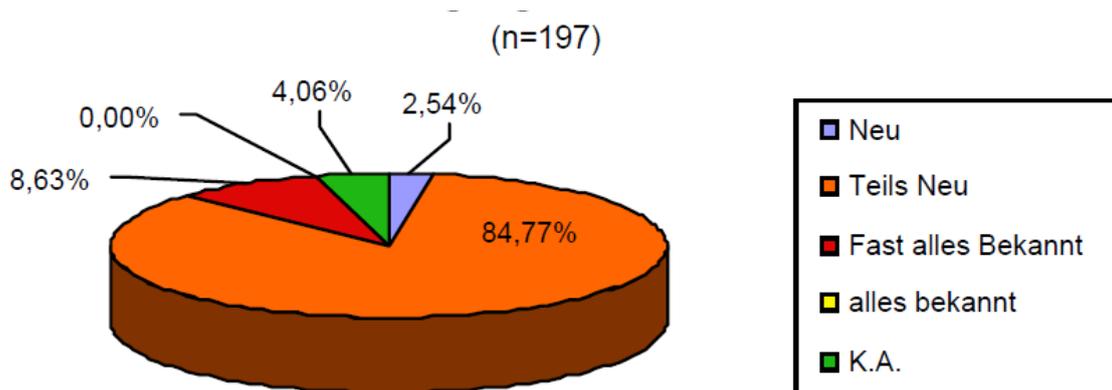


Abb. 53 - Waren die Informationen neu? (Kühnhammer, 2004, S. 5)

Die Ergebnisse von „neu“ bzw. „teilweise neu“ mit insgesamt 87,31% lassen darauf schließen, dass hierbei ev. noch Ausbildungspotential besteht. Man darf hier natürlich nicht vergessen, dass es sich um eine freiwillige Fortbildung handelt. Die Frage bleibt, woher die 8,63%, denen „fast alles bekannt“ war, ihr Wissen bezogen haben. Man könnte auf eine

hervorragende Grundausbildung während des Studiums schließen bzw. könnte es sich hierbei auch um persönliches Interesse handeln (Abb. 53).

- Frage 4: Werden in Zukunft Ideen der „bewegten Schule“ an Ihrer Schule umgesetzt?

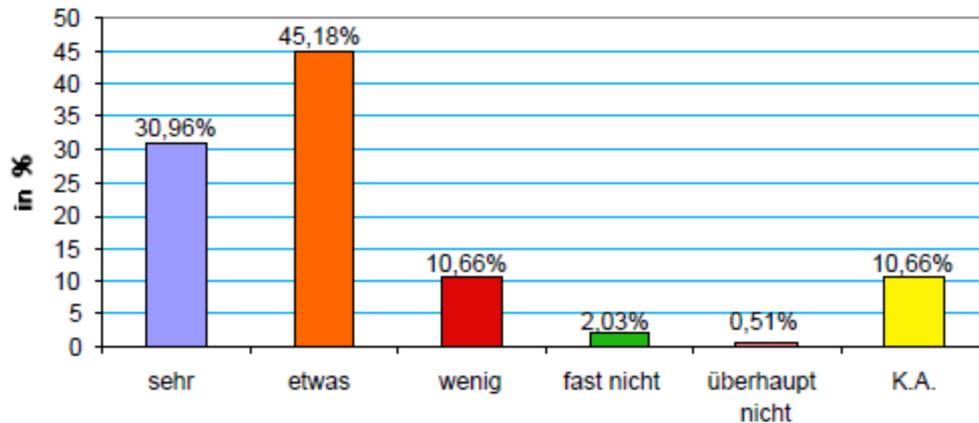


Abb. 54 - Werden die Ideen auch in Zukunft umgesetzt? (Kühnhammer, 2004, S. 13)

Hierbei kam es zu einem sehr erfreulichen Ergebnis, da knapp über 75 % das Konzept „sehr“ bzw. „etwas“ an ihrer Schule umsetzen wollen. Hier wird deutlich, wie interessant das Konzept der bewegten Schulen sein kann (Abb. 54).

- Frage 5: Sollten weitere Fortbildungen auf Bezirks- oder Landesebene angeboten werden?

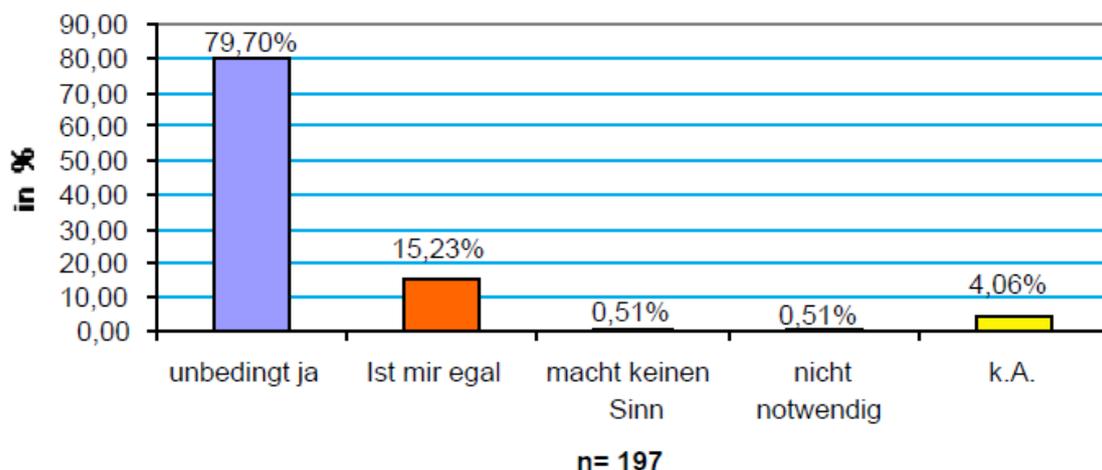


Abb. 55 - Sollten weitere Fortbildungen auf Bezirks- und Landesebene angeboten werden? (Kühnhammer, 2004, S. 16)

Knapp 80 % wollen unbedingt, dass es Fortbildung zu diesem Thema landesmäßig organisiert gibt. Das Ergebnis mit 15 % „ist mir egal“ soll hier nicht weiter kommentiert werden (Abb. 55).

11.2.1.3 Fazit der bewegten Volksschule Pram

Der Befragung ist zu entnehmen, dass die Lehrer und Schulleiter sehr gerne das Konzept in ihrer Schule übernehmen wollen. Es sollten daher landesweite Fortbildungen zu diesem Thema angeboten werden, um eine Neuausrichtung von vielen Schulen zu gewährleisten. Am ehesten ließen sich die bewegte Pause und Bewegungselemente im Unterricht umsetzen. Auch ein veränderter Sportunterricht ist ohne großen Kostenaufwand zu realisieren. Hier lässt sich gut erkennen, dass ohne großen Zeit- und Kostenaufwand die ersten Schritte zur bewegten Schule möglich gemacht werden. Wichtig ist nur, dass die beteiligten Pädagogen mit dem Konzept in Kontakt kommen bzw. von außen gebracht werden.

11.2.2 Bewegte Volksschule Telfes im Stubaital

Der Projektleiter Prof. MMag. Dr. Klaus Greier startete im Jahr 2002 die „Bewegte Schule – Gesunde Schüler“ in der Volksschule Telfes im Stubaital. Neben dem Sporttreiben und der Ernährung war auch eine wissenschaftliche Beobachtung bzw. Betreuung gegeben. Die Studie war mit vier Jahren begrenzt und endete 2006.

11.2.2.1 Inhalt der bewegten Volksschule Telfes im Stubaital

Der Inhalt ist mit „hervorragend“ zu beurteilen und bestand aus folgenden Punkten:

- Eine zusätzliche Unterrichtsstunde „Bewegung und Sport“
- Bewegte Pause
- Täglich Bewegungseinheiten „Die glorreichen Sieben“ (vier Dehnungs- und drei Kräftigungsübungen)
- Ergonomische Wippsitze („Bewegtes Sitzen“)
- Orthopädische Eingangs- und Kontrolluntersuchungen durch Physiotherapeuten (Haltungstatus, Muskelfunktionsprüfungen,...)
- Wissenschaftliche Begleitung und Überprüfung durch einen Sportwissenschaftler
- Sportmotorische Tests
- Gesunde Jause (Bioprodukte von heimischen Landwirten)

11.2.2.2 Ergebnisse zur Studie der bewegten Volksschule in Telfes

Die Untersuchung der sportmotorischen Fähigkeiten erfolgte mittels einer Testbatterie, welche aus fünf verschiedenen Inhalten bestand. Die Items waren,

- Matthiaßtest:

(zur Beurteilung der Haltungsleistung, des Haltungsgefühls und der Haltungscoordination)

Bei den Ergebnissen ist zu beachten, dass beim Vortest 2002 und beim ersten Folgetest keine signifikanten Unterschiede festgestellt wurden. Jedoch sind beim 2. bis 4. Nachtest die Leistungen der Versuchsschule signifikant höher als bei der Kontrollschule. Zusätzlich ist zu beachten, dass die Ergebnisse der Kontrollschule kaum eine Steigerung der Leistung erkennen lassen, wobei jedoch der Leistungszuwachs bei der Versuchsschule enorm anstieg (Abb. 56).

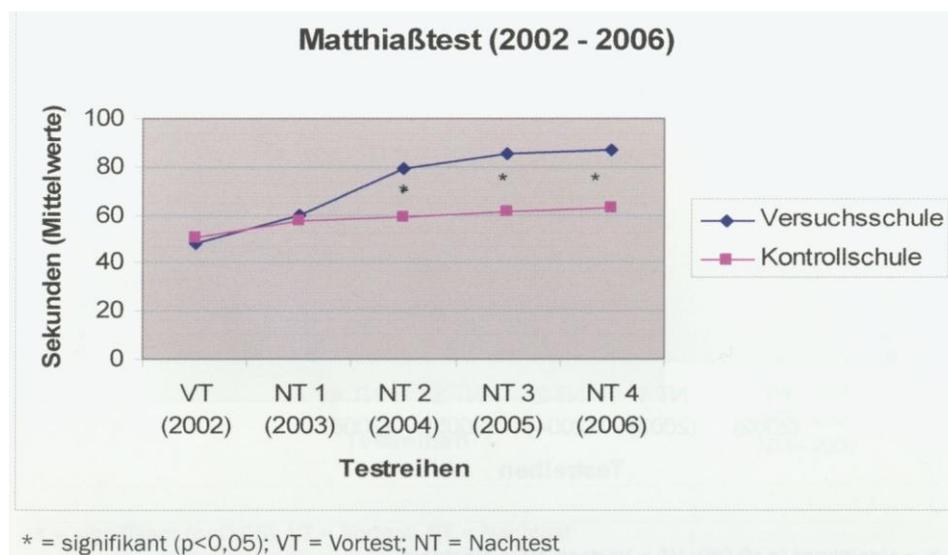


Abb. 56 - Matthiaßtest (Greier, 2007, S. 111)

- Liegestütz:

(Testung der Kraftausdauerfähigkeit der Arm-, Schulter- und Rumpfmuskulatur)

Bei diesem Test ist ebenfalls zu beobachten, dass beim Vortest und beim ersten Nachtest keine signifikanten Unterschiede hinsichtlich der Ergebnisse vorliegen. Beim 2., 3. und 4. Nachtest zeigten die Schüler der Versuchsschule eine signifikant bessere Leistung bei der korrekten Ausführung von Liegestützen innerhalb von 40 Sekunden. Eine Verbesserung der Ergebnisse ist in beiden Schulmodellen zu erkennen. Beim Abschlusstest im Jahr 2006 konnten die Schüler der Versuchsschule im Mittel um drei Liegestütz mehr machen als die Schüler der Kontrollschule (Abb. 57).

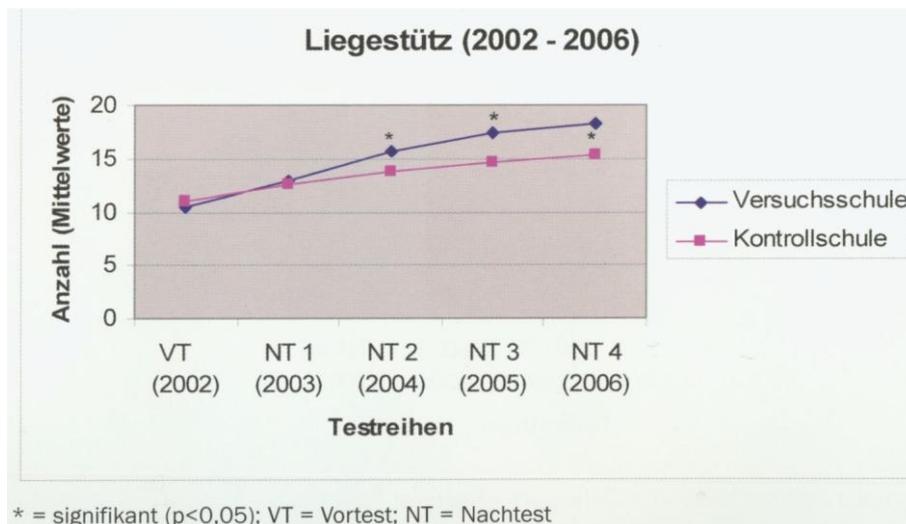


Abb. 57 - Liegestütz (Greier, 2007, S. 112)

- Stand and Reach:

(zur Beurteilung der rückwärtigen Bein-, Rumpf- und Gesäßmuskulatur sowie der langen Rückenstrecker und Überprüfung der Beweglichkeit im Hüftgelenk)

Obwohl beim ersten Nachtest bereits ein Unterschied bestand, war dieser noch nicht signifikant. Beim Vortest ein Jahr zuvor waren wiederum ähnliche Ergebnisse erreicht worden. Jedoch sind ab den Folgejahren bereits signifikante Unterschiede hinsichtlich der Testleistungen zu erkennen. Die Kinder der Versuchsschule haben eine im Durchschnitt drei bis fünf cm bessere Leistung beim Stand and Reach Test. Die Differenzen bei den Ergebnissen sind eindeutig signifikant (Abb. 58).

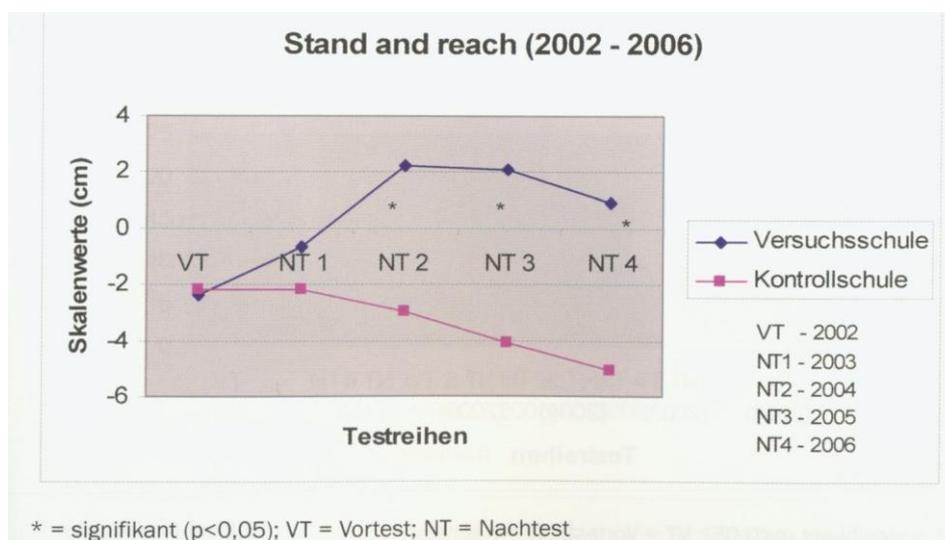


Abb. 58 - Stand and reach (Greier, 2007, S. 113)

- Sit Up:

(Messung der dynamischen Kraftausdauer der Bauch- und Hüftbeugemuskulatur)

Beim Vortest wurde wiederum ein nahezu gleiches Ergebnis bei der Testung innerhalb von 40 Sekunden erreicht. Jedoch sind bereits beim ersten Nachtest nach einem Jahr signifikante Unterschiede hinsichtlich der Leistung erkennbar. Die Schere der Ergebnisse geht bis zum Ende der Studie noch weiter auseinander und zeigt bei jeder Testung ein signifikant besseres Ergebnis der Versuchsschulkinder. Der Unterschied liegt bei teilweise bis zu fünf Wiederholungen in der Aufgabenstellung (Abb. 59).

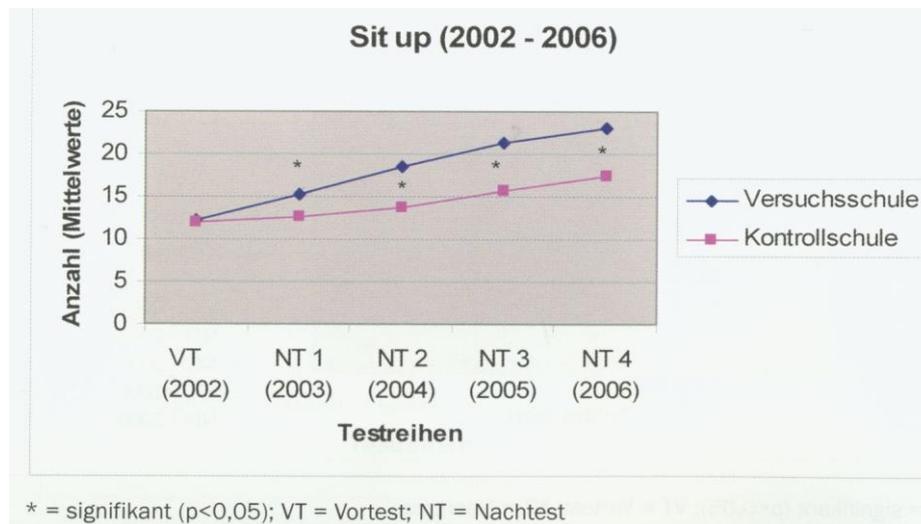


Abb. 59 - Sit up (Greier, 2007, S. 114)

- Einbeinstand auf T-Schiene:

(Überprüfung der Koordination bei Präzisionsaufgaben, Standgleichgewicht einbeinig)

Hier waren beim Vortest erstmals die Kinder der Kontrollschule besser. Die Ergebnisse dieser Testung und die Resultate bei der Überprüfung im Folgejahr, bei der die Kinder der Versuchsschule bereits bessere Ergebnisse erzielt haben, waren nicht signifikant. Bei den Anschlussmessungen in den darauffolgenden Jahren, waren die Kinder der Versuchsschule bereits signifikant besser und hatten durchschnittlich bis zu drei bzw. vier Fehlerkontakte weniger (Abb. 60).

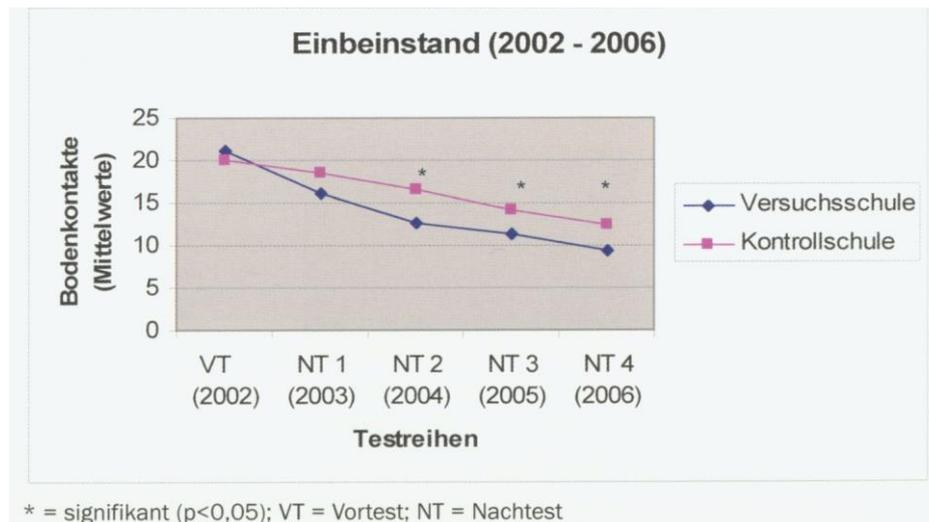


Abb. 60 - Einbeinstand (Greier, 2007, S. 115)

11.2.2.3 Fazit der bewegten Schule Telfes im Stubaital

Bei dieser Längsschnittuntersuchung hinsichtlich der motorischen Leistungsfähigkeit konnte festgestellt werden, dass die Kinder der Versuchsschule gegenüber den Schulkindern aus der Kontrollschule zu Beginn der Testreihe vom gleichen Ausgangsniveau gestartet waren. Jedoch ist bereits beim ersten Folgetest ein Unterschied erkenntlich, der jedoch nicht immer als signifikant bezeichnet werden kann. Aber bereits bei den weiteren Nachttests ist eine große Leistungssteigerung der Kinder der Versuchsschule ersichtlich, wobei die Leistungen der Kinder aus der Kontrollschule eher stagnieren, sich kaum positiv verändern und sich teilweise sogar verschlechtern. Die signifikanten Unterschiede der beiden Testgruppen zeigten sich meist nach dem zweiten Jahr, was für die Notwendigkeit einer längerfristigen Intervention spricht. Hinsichtlich der anthropometrischen Parameter liegen keine Unterschiede zwischen den beiden Untersuchungsgruppen vor. Auch die Veränderungen des Körpergewichts während der Studie sind nicht als signifikant zu erachten, obwohl die Kinder der Kontrollgruppe eine leicht erhöhte Körpergewichtszunahme im Vergleich zu den Kindern der Versuchsschule aufwiesen.

12 Bewegte Schule

Auch das Konzept der bewegten Schule muss auf einem Campus miteingebracht werden. Oft sind den Kindern in diesem Altersabschnitt die ehemals zur Verfügung stehenden Freiräume zur Bewegung genommen worden. Die Schilder „Ball spielen verboten“ und „Betreten der Rasenfläche verboten“ sind bei vielen Freiflächen zu finden. Hier könnte die „bewegte“ und „geöffnete Schule“ auf einem Bewegungscampus einen großen Beitrag zur

Weiterentwicklung der bereits genannten Aspekte leisten. Natürlich muss beachtet werden, dass die Erziehung zur Bewegung in der Schule sowie vor allem im Elternhaus stattfinden muss. Bei der Konzeptionierung der bewegten Schule wurde anfänglich oft der kompensatorische bzw. präventive Ansatz genannt, wobei mittlerweile der schulpädagogische bzw. sozialtheoretische Ansatz in den Vordergrund gerückt wurde.

Wir sind bereits bei der bewegten Volksschule auf die verschiedenen Auswirkungen eingegangen, die hier noch einmal kurz zusammengefasst werden sollen (vgl. Müller & Petzold, 2006): Bewegung

- ermöglicht differenzierte Wahrnehmung und vielfältige Erfahrungen,
- hilft beim kognitiven Lernen,
- fördert das soziale Lernen,
- regt das emotionale Erleben an,
- ist eine wesentliche Voraussetzung für die motorische und gesunde körperliche Entwicklung,
- unterstützt den Aufbau eines positiven Selbstkonzeptes.

12.1 Teilbereiche der bewegten Schule

Bei der Neu- bzw. Umgestaltung einer Schule zu einer bewegten Schule sind folgende Teilbereiche (Abb. 61) zu erkennen. Bei der Umsetzung muss daher nicht die komplette Schule neustrukturiert werden, sondern jede Schule kann sich mit kleineren Projekten der bewegten Schule annähern. Eine bewegte Schule erfüllt dabei alle Voraussetzungen für ein bewegtes Schulleben und legt dabei die Weichen für eine bewegte Freizeit. Der Schulsport ist daher nur ein kleiner Teil des Gesamtkonzeptes. Viel wichtiger erscheint es uns, auch ein positives Bewusstsein bei den Eltern für dieses Konzept zu schaffen.

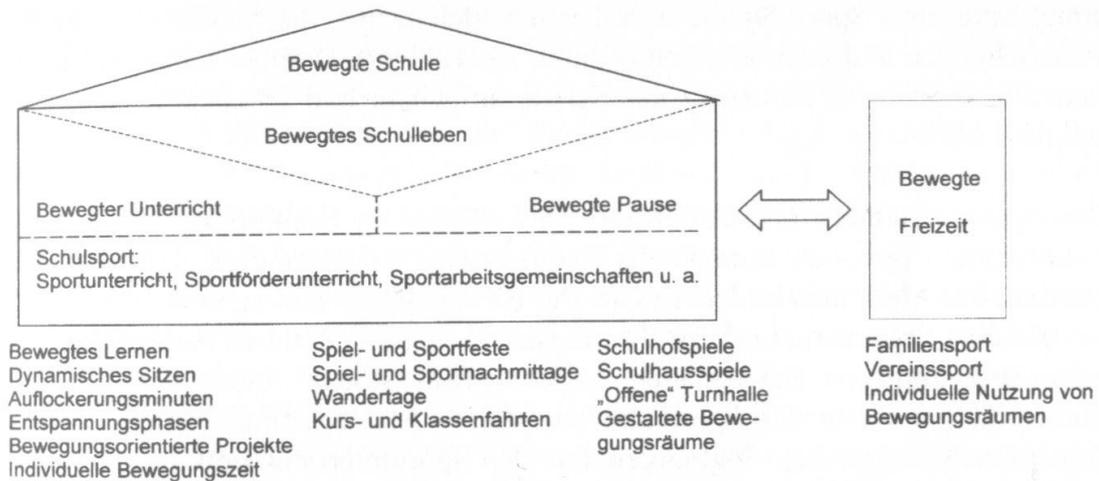


Abb. 61 - Teilbereiche der Bewegten Schule (Müller & Petzold, 2006, S. 33)

Die in Abb. 61 genannten Teilbereiche sind laut Müller & Petzold (2006) mit folgenden Inhalten, versehen:

12.1.1 Bewegter Unterricht

Dieser besteht aus den unten angeführten Teilbereichen, welche noch genauer erklärt werden. Die Teilbereiche „bewegtes Lernen“, „Dynamisches Sitzen“ und „Bewegungsorientierte Projekte“ finden während des Unterrichts statt und sollen beim Lernen unterstützend wirken. Im Gegensatz dazu sollen die Auflockerungsminuten und individuelle Bewegungszeit sowie die Entspannungsphasen als kurze Unterbrechung der Lerntätigkeit gesehen werden. Es ist natürlich auch dahingehend zu unterscheiden, bei welchen Teilbereichen sich die Kinder intrinsisch motiviert bewegen und/oder bei welchen sie eine Anleitung durch die Lehrperson benötigen (vgl. Müller & Petzold, 2006 und Greier, 2007).

- **Bewegtes Lernen:**

Beim bewegten Lernen im Gegensatz zur Sitzschule geht es darum, neben den optischen und akustischen Analysatoren auch den Bewegungssinn mit zu aktivieren. Das Wahrnehmen des Körpers im Lernprozess kann zusätzlich die kognitive Leistung verbessern. Weiters kann bereits durch geringe Intensitäten die Sauerstoffversorgung im Gehirn sowie die Informationsverarbeitung verbessert werden. Bereits das Herumgehen, das Nutzen von Stehpulten, Liegeflächen etc. kann bei diversen Lerninhalten in allen Unterrichtsgegenständen sinnvoll sein.

- Dynamisches Sitzen:

Zusätzlich muss das Einnehmen von verschiedenen Sitzpositionen während des Unterrichts gestattet sein. Nicht nur auf Grund von Folgeschäden sollte das langanhaltende Stillsitzen, oft noch dazu auf ungeeignetem Schulmobiliar, mittlerweile in allen Schulen verhindert werden. Oft werden jedoch aus finanziell motivierten Gründen alte unergonomische Stühle und Tische für die Kinder bereitgestellt. Dabei könnten schon einige Sitzbälle und Stehpulte in jeder Klasse für Auflockerung sorgen. Die Auswirkungen auf die variierende Haltung, der positive Effekt auf die Wirbelsäule und den Muskelapparat sowie auf die Aufmerksamkeit und Konzentrationsfähigkeit sollten bereits allgemein bekannt sein. Die von den Kindern automatisch durchgeführten Positionswechsel werden von den Pädagogen oftmals mit einer Tadelung beantwortet. Um das dynamische Sitzen jedoch erfolgreich einführen zu können, muss ein Umdenken bei den Pädagogen einsetzen.

- Auflockerungsminuten/ Individuelle Bewegungszeit:

Hierbei wird der Unterricht für einige Minuten unterbrochen. Es wird versucht die sinkende Aufmerksamkeit bzw. steigende Müdigkeit zu unterbinden. Durch verschieden Übungen mit Geräten (Kissen, Luftballons, Zeitungen etc.) oder auch ohne (Bewegungsgeschichten, Tanzspiele, etc.) sowie Feinmotorikübungen wird versucht, den Sympathikus zu aktivieren. Natürlich kann man es den Kindern auch freistellen, sich für einige Minuten frei im Unterrichtsraum zu bewegen.

- Entspannungsphasen:

Im Gegensatz dazu wird bei diesen Lernpausen der Parasympathikus angesprochen. Hierbei geht es um einen Stressabbau und das Lösen von inneren und äußeren Anspannungen. Dieses Abschalten kann z.B. durch Atemübungen, Entspannungs- oder Fantasiegeschichten unterstützt werden. Als Ergebnis sollte einerseits die Verringerung des Muskeltonus, eine Verlangsamung der Atemfrequenz, eine Gefäßerweiterung und damit bessere Durchblutung einsetzen, und andererseits eine Erhöhung positiver Gefühle und angenehmer Empfindungen erreicht werden.

- Bewegungsorientierte Projekte:

Diese Projekte sollen die Freude an Bewegung, Sport und Spiel steigern. Die Kinder sollten in die Planung von zukünftigen Projekten miteinbezogen werden und damit auch die verschiedenen Rollen im Prozess kennenlernen und einnehmen. Die Projekte könnten bei der Umsetzung des Konzeptes „bewegte Schule“ unterstützend herangezogen werden. Die verschiedenen Bereiche der Projekte sind natürlich von Fall zu Fall unterschiedlich und müssen daher für jedes Projekt neu angepasst werden.

12.1.2 Bewegte Pause

Der erste Schritt zu einer bewegten Schule kann die Einführung der bewegten Pause sein. Hierbei sollten die Kinder, vielleicht als Bewegungsprojekt, die Gestaltung der bewegten Pause übernehmen. Vor allem die Entwicklung sozialer Fähigkeiten tritt bei der gemeinsamen Gestaltung in den Vordergrund. Durch vielseitiges Bewegen in den Pausen kommt es zusätzlich zu einer Verbesserung der koordinativen Fähigkeiten. Statistiken dazu werden an einer anderen Stelle dieser Arbeit genauer besprochen. Die bewegte Pause kann nicht nur in den Klassenräumen, sondern je nach Dauer der Unterbrechung mit diversen Inhalten, in verschiedenen dafür vorgesehenen Räumen stattfinden, wie z.B. als,

- Schulhofspiele
- Schulhausspiele
- „Offene“ Turnhallen
- Gestaltete Bewegungsräume

12.1.3 Bewegtes Schulleben

Das bewegte Schulleben soll zusätzlich zum bewegten Unterricht als Hauptaspekt gelten. Es ist nicht einfach und sicherlich auch finanziell gesehen schwierig, die unten genannten Inhalte für alle Kinder umzusetzen. Jedoch ist es nach außen hin wichtig, die Schule mit bewegtem Schulleben nachhaltig zu positionieren. Hierbei könnte bereits die erste Brücke zwischen Schule-Lehrer-Eltern-Kinder geschaffen werden. Eine gewisse Tradition von

- Spiel- und Sportfesten
- Spiel- und Sportnachmittagen
- Wandertagen
- Kurs- und Klassenfahrten

sollte geschaffen werden. Die Einbeziehung von Eltern, Sportvereinen etc. könnte die Gestaltung durchaus vereinfachen. Zusätzlich sollten alle Jahreszeiten bei den Naturerlebnissen mit einbezogen werden. Eine positive Einstellung gegenüber dem Schulleben kann bei allen Beteiligten bewirkt werden und unbewusst einen besseren Zugang zum lebenslangen Sporttreiben schaffen.

12.1.4 Schulsport

Der Schulsport muss das Fundament einer bewegten Schule darstellen. Die Qualität des Unterrichts ist nicht durch die Leistungen der Kinder in den einzelnen Sportarten festzumachen. Auch eine Bewegungserziehung der Heranwachsenden muss schulstufengerecht stattfinden. In der Grundstufe ist sicher dem Bewegungsdrang der Kinder nachzugeben, wobei in den weiteren Jahren durchaus ein Wechsel zur Forderung von Leistung stattfinden kann. Zusätzlich könnten im Sportunterricht die Inhalte der anderen Teilbereiche erstellt, eingeübt und teilweise sogar ergänzt bzw. erweitert werden. Vor allem die Sportlehrer könnten bei der Umsetzung zur Schaffung einer bewegten Schule eine Vorreiterrolle einnehmen. Auch sollte das Interesse der Kinder im Sportunterricht erkannt werden. Für Talentierte oder besser gesagt Interessierte sollte es eigene Sportfördergruppen geben und zur Gründung von eigenen Sportarbeitsgemeinschaften kommen.

12.1.5 Bewegte Freizeit

Neben jeglicher Art von Sporttreiben in der Schule, sollten Kinder zusätzlich auch für ein bewegtes Freizeitleben angeregt werden. Das Sporttreiben sollte nicht mit der letzten Pausenglocke oder am Schulzaun enden. Hierzu ist es wichtig, einen guten Kontakt mit den Eltern zu pflegen, um das neu geschaffene Bewusstsein bei den Kindern auch den Eltern näherzubringen. Dieses neue Bewusstsein kann sich als

- Familiensport
- Vereinssport
- individuelle Nutzung von Bewegungsräumen

zeigen. Auch sollte durch das Konzept der „bewegten Schule“ ein Bewusstsein zu Gesundheitsbildung bereits im Kindesalter stattfinden.

12.2 Hauptziele und Teilziele

Bei der aktuellen gesellschaftlichen Ausrichtung gibt es viele Ziele, die eine Schule zu verfolgen hat. Ein wichtiger Aspekt muss jedoch in der Bewegungserziehung liegen, da oft die Schule das einzige Betätigungsfeld dafür ist. Der Schulsport ist dafür nahezu unzureichend und man sollte sich auch vor Augen halten, dass dieser oft auf Grund disziplinärer Maßnahmen, vor allem in der Volksschule bzw. in der Unterstufe, nicht stattfindet. Als Hauptziel muss daher definiert werden, dass die Kinder einen bewussten Umgang mit sich selbst und ein aktives Bewegen in ihrer Mit- bzw. Umwelt als natürlich empfinden und dementsprechend annehmen und ausüben.

Bei den Teilzielen wurde versucht, Unterschiede in den Altersklassen herauszuarbeiten und zu markieren. Hierbei ist natürlich ein fließender Übergang zu erkennen und die individuelle Entwicklungsstufe der Heranwachsenden ist zu beachten. Auch sind diverse Schulwechsel bei den Zielen zu berücksichtigen. Oft sind die „Alten“ der Volksschule die Jüngsten in einer neuen Schulumgebung (vgl. Müller & Petzold, 2002 und Müller & Petzold 2006). Die Inhalte für integratives Sporttreiben müssen genauso ein Teilziel einer bewegten Schule sein wie die Koedukation, diese werden in unserer Arbeit jedoch getrennt voneinander behandelt.

12.2.1 Teilziele für die kognitive Entwicklung

- Förderung der sinnlichen Wahrnehmung:
 - Bewegungs- und Körpererfahrung erweitern
 - Mitschüler bewusster wahrnehmen
 - Natur wahrnehmen und erfassen

- Verbesserung der Konzentrationsfähigkeit:
 - Bewegungsaktivitäten bewusst einsetzen, um nachlassende Konzentrationsfähigkeit wieder aufzubauen

- Stärkere Einbeziehung des kinästhetischen Analysators beim Lernen:
 - durch Bewegung lernen
 - beim Bewegen lernen

- Aneignung und Erweiterung von Kenntnissen:
 - Bewegungsspiele (5. bis 6.), Formen des bewegten Lernens, unterschiedliche Sitzhaltungen sowie Auflockerungs- und Entspannungsübungen u.a. kennen und anwenden
 - Zusammenhänge zwischen Bewegung und Lernen verstehen, bewerten, beurteilen (8. bis 10/12.)

12.2.2 Teilziele für die soziale Entwicklung

- Erweiterung der Fähigkeiten zur Zusammenarbeit mit anderen bei Wechselseitigkeit von Geben und Nehmen:
 - Soziale Vereinbarungen gemeinsam treffen und individuell einhalten, sich fair verhalten.
 - Bei Bewegung aktiv Kontakte (verbale, nonverbale, ...) annehmen und selbst aufnehmen.

- Bei der Gestaltung von „Bewegungs-Interaktion“ eigene Ideen einbringen (beispielsweise Bewegungsaktivitäten auswählen und mit anderen durchführen), sich aber auch freiwillig und aktiv einordnen und sich für das Gelingen des gemeinsamen Vorhabens verantwortlich fühlen.
- Verlässlichkeit und rücksichtsvolles Verhalten erfahren und zeigen, Vertrauen aufbauen und annehmen
- Förderung des sozialen Klimas:
 - Erfahrung des Miteinanders bei Bewegungshandlungen erweitern
 - Aufgaben gemeinsam lösen
 - Bewegungssituationen gemeinsam positiv erleben (Gemeinschaftsgefühl)
 - Eine vertrauens-, rücksichts- und freudvolle Atmosphäre miteinander schaffen

12.2.3 Teilziele für die emotionale Entwicklung

- Positive Veränderung aktueller Befindlichkeiten:
 - Bewegungsbedürfnis ausleben (5. bis 7.), positive Einstellung zur Bewegung festigen, Interesse an Bewegung stabilisieren (8. bis 10/12.)
 - Befriedigendes Spannungsgefühl in Wagnissituationen erleben und reflektieren (8. bis 10/12.)
 - Bewegungsfreude in Verbindung mit Naturerlebnissen stabilisieren
- Erlernen des Umgangs mit Schul- und Alltagsstress (emotionales Gleichgewicht wieder herstellen und bewahren):
 - Negative Spannungen, Ängste und Aggressionen abbauen
 - Individuelle Stressbewältigungsstrategien erlernen, Stress-Symptome in Prüfungssituationen bewusst mildern (8. bis 10/12.)
 - Fähigkeit zur bewussten Entspannung erweitern (Entspannung bewusst empfinden, Wirkung erleben)
- Förderung und Bewahrung (bes. 8. bis 10/12.) der Schul- und Lernfreude:
 - Spannung und Frohsinn erleben
 - Fantasie und Vorstellungskraft anregen

12.2.4 Teilziele für die motorische Entwicklung

- Koordinationsschulung:
 - Bewegungen räumlich und zeitlich präzise ausführen, Muskeln zweckmäßig und gezielt an- und entspannen
 - Bewegungshandlungen im Raum steuern
 - Den eigenen Bewegungsrhythmus der Musik/einem Partner/der Gruppe anpassen
 - Gleichgewicht bei wechselnden Bedingungen halten bzw. wieder herstellen
 - Schnell reagieren

- Erweiterung des Bewegungsrepertoires und motorisches Können:
 - Besonderes Können in Trendsportarten (8. bis 10/12.) in Verbindung mit Projekten oder sportbetonten Klassenfahrten erlangen, erweitern und anwenden

12.2.5 Teilziele für die gesunde körperliche Entwicklung

- Verbesserung der Körperhaltung:
 - Haltungskonstanz vermeiden, Arbeitshaltung wechseln

- Steigerung des Wohlbefindens:
 - Sensibilisierung für die eigene Körperlichkeit, den eigenen Körper spüren und beachten, angemessen mit ihm umgehen (8. bis 10/12.)
 - Auf Belastung im Berufsleben/Studium vorbereiten (8. bis 10/12.)

12.2.6 Teilziele für die Entwicklung des Selbstkonzeptes

- Förderung und Erweiterung der Bewegungssicherheit:
 - Durch Bewegungssicherheit Selbstbewusstsein stärken und dadurch gewaltpräventiv wirken

- Erweiterung der Selbstständigkeit bei der Gestaltung von Bewegungsaktivitäten (bes. 8. bis 10/12.):
 - Selbstbewusst und selbstgesteuert Bewegungsaktivitäten anwenden

12.2.7 Teilziele für die Ausbildung kultureller Werte

- Sensibilisierung für kulturelle Werte:
 - Alte und neue Bewegungskultur erleben, aufgreifen, weitergeben
 - Bewegungstraditionen aufbauen und pflegen
- Beurteilen von Bewegungsgewohnheiten:
 - Bewegungsgewohnheiten beispielsweise beim Lernen, während der Pausen und in der Freizeit kritisch prüfen, diese dann pflegen und verändern

Die verschiedenen Teilziele sind natürlich nicht gesondert zu betrachten, es sollte nur ein Überblick über die einzelnen Ziele gegeben werden. Der Ansatz zur bewegten Schule ist immer ein ganzheitlicher und muss auch so in der Schulstruktur übernommen werden.

12.2.8 Teilziel zur Aufhebung von geschlechtsspezifische Stereotypen

Eine bewegte Schule soll auf alle Individuen eingehen, daher erfolgt an dieser Stelle auch ein kleiner Einblick in die Thematik der Koedukation.

Oft ist die Bezeichnung Koinstruktion, gerade beim Sportunterricht, besser gewählt. Aber gerade im Sportunterricht, der als letzter Unterrichtsgegenstand zur Koedukation fand, kann eine Gleichstellung aller Beteiligten spielerisch gestaltet werden.

12.2.8.1 Geschichte der Koedukation

Bereits 1898, also vor mehr als 100 Jahren erschien im Zusatzband vom damaligen Brockhaus eine Definition von Koedukation. Dort hieß es, es sei eine Form von gemeinsamem Unterricht für Männer und Frauen bis zum 19. Lebensjahr, wobei diese in den selben Schulbänken sitzen sollten und die Behandlung und die Anforderungen beiden gegenüber gleich sein sollten. Diese Form des Unterrichts war vor allem in Nordamerika weit verbreitet. Durch den Brockhausverlag wurde diese Situation eher mit Emanzipation in Verbindung gebracht und allgemein als bedrohliche gesellschaftliche Veränderung angesehen, da sie als Degeneration der Amerikanerinnen vor allem hinsichtlich ihrer Mutterpflichten gedeutet wurde. Zu dieser Zeit gab es zwei verschiedene Wege das Ziel einer weiblichen Ausbildung zu erreichen. In den USA setzte man damals auf ein weibliches Schul- und Universitätswesen, welches für das Beschäftigungssystem qualifizieren sollte. Diese Frauencolleges öffneten den jungen Frauen die Tür in die Berufswelt, vor allem, weil viele dieser weiblichen Bildungsinstitutionen als recht elitär galten (vgl. Pfister, 1988). Im

Gegensatz dazu wurde eine gleichgestellte höhere Bildung von Jungen und Mädchen in den Niederlanden angeboten. Dabei wurde jedoch versucht, bei den Frauen die gesellschaftliche Rolle als Haus- und Familienmensch auszubilden. Eine wissenschaftliche Ausbildung stellten sie bewusst hinten (vgl. Horstkemper & Kraul, 1999). In Deutschland wurden beide Modelle mit Pro und Contra versehen, jedoch entwickelten sich beide weiter. Zur gleichen Zeit, also Anfang des 19. Jahrhunderts, kam es in Deutschland vermehrt zur Lehrerinnenausbildung. Dies unterstützte natürlich auch die Diskussion um die Koedukation vor allem bei Pädagogen, Psychologen und Kirchenmännern. Wobei es hier oft nicht um die Gleichheit der Geschlechter sondern um die Gleichwertigkeit ging (vgl. Scheffel, 1996 und Horstkemper & Kraul, 1999). In den sechziger und siebziger Jahren kam es zu einer Revolution des Begriffs Koedukation. Es wurde nun versucht, auch die Umsetzung in der Praxis zu schaffen und dazu wurden etliche alte Schulen in koedukative Schulen umgewandelt bzw. neu gegründet. Jedoch blieb das Schulwesen trotzdem männlich, obwohl Lehrbücher und –pläne angeglichen wurden. Eine besondere Aufmerksamkeit der weiblichen Eigenart versiegte jedoch völlig und wurde erst Ende der achtziger Jahre mit der neuen Frauenbewegung wieder aufgegriffen. In den letzten 20 Jahren kam es jedoch in der Koedukationsforschung zur Individualisierung, und es wurde versucht, bestehende Rollenzwänge abzulegen (vgl. Grünwald-Huber 1997). Was bedeutete eigentlich koedukativer Unterricht bisher – wie wurde er umgesetzt? In der Praxis ist damit oft der parallele Unterricht von Jungen und Mädchen zum selben Zeitpunkt im selben Raum durch die gleiche Lehrperson gemeint. Das ist eine eindeutige Beschreibung von Koinstruktion. Es kann somit nicht behauptet werden, dass koinstruktiver Unterricht Mädchen vorwiegend benachteiligt. Grundsätzlich muss darüber spekuliert werden, ob die positive Entwicklung der Bildungsbeteiligung trotz und nicht wegen des geschlechtergemeinsamen Unterrichts eingetreten ist. Anders im koedukativen Unterricht, in dem die Schülerinnen und Schüler lernen sollten, dass das biologische Geschlecht zwar ein unveränderliches Merkmal jeder Person ist, aber dies keinen Einfluss auf die psychische und soziale Entwicklung hat. Es sei an dieser Stelle erwähnt, dass Können, Talent, Fähigkeit und Intelligenz kein Geschlecht kennen.

12.2.8.2 Reflexive Koedukation

An vielen Schulen gibt es engagierte Lehrerinnen und auch Lehrer, die sich mit dem „heimlichen Lehrplan“ der Geschlechtererziehung bzw. der Koedukation auseinandersetzen. Viele dieser Einzelinitiativen und Weiterentwicklungen sind leider noch nicht fester Bestandteil des Lehrplans. Koch-Priewe (2002) hat es folgendermaßen auf den Punkt gebracht, dass die Geschlechtergleichberechtigung als Qualitätsmerkmal für eine Schulentwicklung und somit als Schwerpunktsetzung in der Struktur der Schule zu verankern ist.

Um eine tatsächliche Veränderung im Bewusstsein der Geschlechterverhältnisse zu erreichen, muss eine Erziehung beider Geschlechter aufgegriffen werden. Die Ungleichbehandlung von Mädchen und Jungen und eine rollenspezifische Zuschreibung ist eine Benachteiligung bei der Entwicklung für beide Geschlechter. Es muss geklärt sein „Wie“ erreicht werden kann, dass die unterschiedlichen Interessen und Bedürfnisse von Mädchen und Jungen dem gleichberechtigten Miteinander entsprechen und eine wirkliche Gleichwertigkeit der Geschlechter gefördert werden kann. Die Umsetzung dieser Entwicklung wirkt sich natürlich auf das gesamte Lern- und Sozialfeld der Schule aus. Eine Schule muss daher dazu beitragen einschränkende und vorhandene Rollenstereotypen abzubauen bzw. zu überwinden (vgl. Koch-Priewe, 2002; Kugelmann, 1980 und Rulofs & Hartmann, 2006). Die Ziele der reflektierten Koedukation beinhalten daher:

- den Abbau von Geschlechterhierarchien im Schulalltag,
- eine Sensibilisierung für die Relevanz geschlechterdifferenzierender Erkenntnisse sowohl bei allen pädagogischen Entscheidungen als auch bei methodischen und didaktischen Themen,
- die Vermeidung und die Auflösung geschlechtsstereotyper Zuweisungen in allen Unterrichtsfächern und Projektvorhaben,
- die Akzeptanz der Differenzen und der Gleichwertigkeit männlicher und weiblicher Identität, d.h. Unterschiedlichkeiten im Geschlechterverhältnis zu respektieren, aber auch Gegenerfahrungen zu ermöglichen.
- das Sichtbarmachen kultureller Leistungen von Frauen und Mädchen und deren gleichwertige Einbeziehung,
- die Thematisierung beruflicher und privater Lebensplanung und -orientierung für beide Geschlechter.

12.2.8.3 Koedukativer Sportunterricht

Im Gegensatz zur Entwicklung des allgemeinen Schulwesens ist im Sportunterricht die Zusammenführung der Geschlechter viel bewusster verlaufen. Trotzdem hat kein anderes Schulfach so lange an einer Trennung der Geschlechter festgehalten. Erst in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre bzw. Anfang der achtziger Jahre wurde die Diskussion nach Koedukation in der Sportpädagogik immer lauter. Man sah darin eine Möglichkeit, sowohl sportübergreifende als auch sportimmanente Rollenstereotype im Sinne des Hierarchyabbaus der Geschlechter verändern zu können. Dazu mussten jedoch die geschlechtsspezifischen Unterschiede in den Unterricht mitaufgenommen werden und eine Auflösung des bestehenden Rollenverhaltens als Ziel definiert werden (vgl. Scheffel (1996).

12.2.8.4 Ansätze zur Koedukation

Bereits Ende der achtziger Jahre lassen sich in Bezug auf Koedukation drei verschiedene Ansätze erkennen. Scheffel (1996) hat diese wie folgt niedergeschrieben:

- Der traditionell-konservative Ansatz:

Der das geschlechtertrennende Prinzip bevorzugt. Argumente dieser Richtung sind v.a.:

- die unterschiedlichen motorischen Voraussetzungen,
- die unterschiedlichen psychischen Voraussetzungen, die in Wesens-, in Interessens- und in Motivationsunterschieden gesehen werden,
- körperlich-sexuelle Gefährdungen sowohl zwischen Schülerinnen und Schülern wie auch zwischen Lehrern und Schülerinnen bzw. Lehrerinnen und Schülern.

- Der emanzipatorische Ansatz:

Der sich u.a. auf die im Grundgesetz verankerte Gleichheit von Männern und Frauen beruft und wie folgt argumentiert:

- Sportunterricht darf keine Ausnahme im koedukativen schulischen Alltag sein.
- Geschlechtsunterschiede sind sozialisations- und nicht naturbedingt.
- Hierarchische Geschlechterbeziehungen und überkommene Rollenzuschreibungen sollen im Unterricht abgebaut werden, und dies kann nur in einem koedukativen Sportunterricht geschehen.
- Sportunterricht hat einen anderen pädagogischen Auftrag, als die Schüler auf den normierten Männer- und Frauensport vorzubereiten. Er soll für den außerschulischen Freizeitsport und das lebenslange Sporttreiben qualifizieren, das primär in gemischten Zusammenhängen stattfindet.

- Der feministische Ansatz:

Der die patriarchalen und sexistischen Strukturen im Schulalltag analysiert und Herrschafts- und Gewaltstrukturen auch zwischen den Geschlechtern offenlegt. Mädchen und Lehrerinnen sollen nicht einem männlich identifizierten Sport angepasst und/oder auf das „Weibliche“ reduziert werden. Ihnen soll eine umfassende, weitestgehend selbstbestimmte Persönlichkeits- und Bewegungsentwicklung ermöglicht werden.

12.2.8.5 Lernziele für koedukativen Sportunterricht

Natürlich sind die Lernziele abhängig von der Situation, z.B. vom Ort (Sport an der Universität, an der Schule, im Sportverein eines Arbeiterviertels, einer Landgemeinde usw.), genauso wie von dem Entwicklungsstadium der betroffenen Person, deren

Schichtzugehörigkeit, deren Erwartungshaltung etc. Somit kann man nur eine relativ globale Auflistung von Lernzielen bieten. Brehm (1975) hat bereits folgende Auflistung angeführt:

- Auflösung der traditionellen Geschlechtsrollen:

(Sowohl der individuellen als auch der gesellschaftlichen). Dazu ist unter anderem notwendig:

- Erkennen der Strukturen der gesellschaftlichen Wirklichkeit (Bewusstmachung der geschlechtsspezifischen Rolleninternalisierung: Herkunft und Funktion dieser Rollen, Lernprozess, Vermittlungsinstanzen)
- Abbau von Vorurteilen
- Erkennen und Anerkennen anatomisch/physiologischer Unterschiede, Entmystifizierung der angeblichen „biologischen“ Gegensätze und Verdeutlichung von deren ideologischer Funktion
- Abschaffung des autoritären Konkurrenzprinzips, Einführung des Kooperationsprinzips
- Erfahrung herrschaftsfreier, sprachlicher und visueller Kommunikation aller mit allen

- Berücksichtigung der menschlichen Triebnatur und deren Bedürfnisse:

Dazu dient unter anderem:

- Erkennen der Triebnatur, der Regelmechanismen und der Möglichkeiten einer weitgehend herrschaftsfreien Triebbefriedigung
- Abbau von Egoismus, schlechtem Gewissen und Schamschranken
- Befriedigung der Bedürfnisse: „Geselligkeit“, Unterhaltung, Spaß an der Bewegung, Austoben, Kreativität, usw.

- Entwicklung von:

- kritischem Bewusstsein
- Fähigkeit zur Stellungnahme
- Handlungsfähigkeit

Mit diesem Exkurs in die Thematik der Koedukation wurde ein weiteres Teilziel einer perfekten bewegten Schule dargestellt. Bei der Bildung eines Musterbeispiels von einem Campus sollte daher neben der Inklusion von Menschen mit besonderen Bedürfnissen, die Koedukation als weiterer Schwerpunkt gesetzt werden. Im Folgekapitel wird daher, zum besseren Verständnis, der Geschlechter-Unterschied in der motorischen Entwicklung im Kindesalter analysiert.

12.3 Statistische Erhebung zur motorischen Entwicklung im Kinder- und Jugendalter

Durch die Aktion „Klug & Fit“ wurde versucht, die motorische Leistungsfähigkeit anhand von einer statistischen Erhebung an 67.057 Schülern in ganz Österreich durchzuführen. Diese Studie ist wahrscheinlich die größte Erhebung in Europa zur Leistungsfähigkeit unserer Kinder und Jugendlichen. Aus den motorischen Fähigkeiten Ausdauer, Kraft, Gewandtheit und Gelenkigkeit wurde auf das Herz-Kreislauf-System und die Funktionalität der Wirbelsäule geschlossen. Im Anschluss befindet sich eine Zusammenfassung der Ergebnisse, die in einem späteren Kapitel im Vergleich zu Sportschulen und Skisportschulen nochmals detailliert dargestellt werden (vgl. BMUKK, 1998).

12.3.1 Aktionsschnelligkeit

Die Aktionsschnelligkeit der österreichischen Schüler verbessert sich im Alter zwischen 10 bis 14 Jahren um lediglich 8%. Jedoch ist hervorzuheben, dass bei den Mädchen die Ergebnisse ab dem 11. Lebensjahr stagnieren. Wahrscheinlich werden keine geeigneten Reize im Schulsport bzw. im Freizeitleben gesetzt, um hier einen Zuwachs dieser Leistungsfähigkeit zu gewährleisten (Abb. 62).

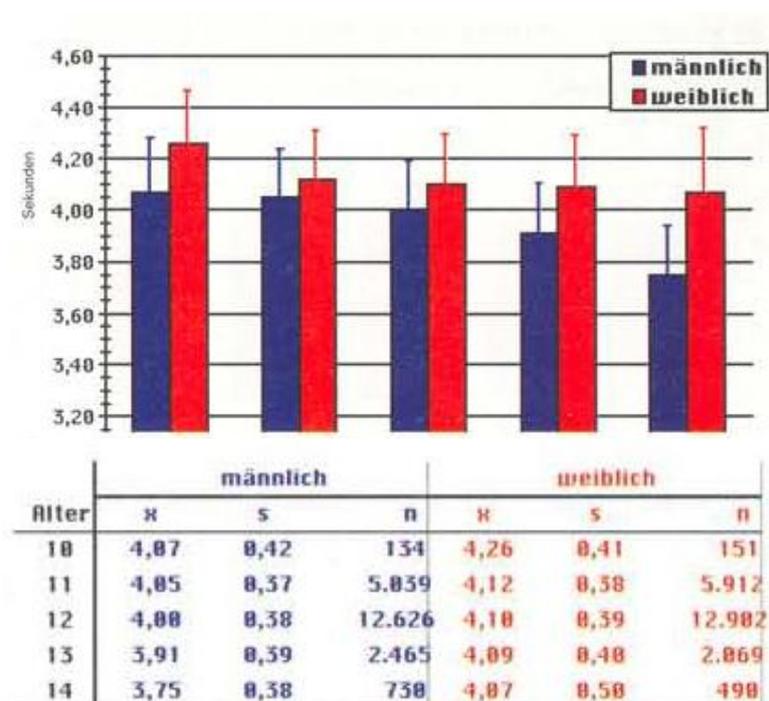


Abb. 62 - Mittelwert 20-m-Sprint (10-14jährige) (BMUKK, 1998, S. 11)

12.3.2 Sprungkraft

Die Sprungkraft der männlichen Schüler steigt im Zeitraum von vier Jahren durchschnittlich um 17%, wobei bei den weiblichen Schülern die Ergebnisse mit 6% relativ gering ausfallen. Einerseits dürften diese Unterschiede auf die hormonellen Veränderungen in der Pubertät zurückzuführen sein, andererseits dürfte auch die geringere sportmotorische Betätigung der Mädchen ein weiterer Grund dafür sein (Abb. 63).

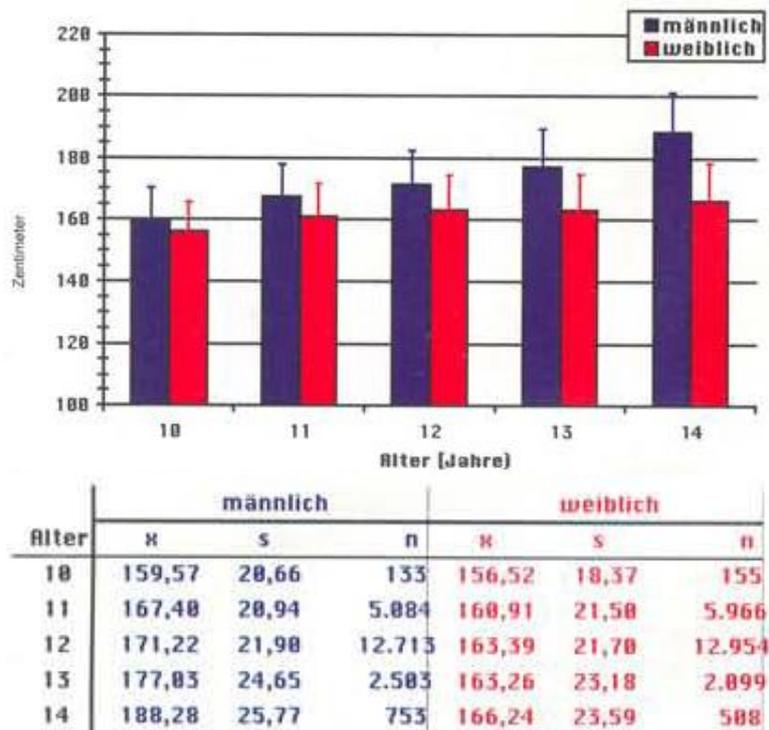


Abb. 63 - Mittelwerte Standweitsprung (10-14 Jährige) (BMUKK, 1998, S. 12)

12.3.3 Armbeugekraft

Ein positives Ergebnis gab es bei der Testung der Armbeugekraft, bei der die Burschen mit einer 57%igen Steigerung aufwarten konnten. Worauf diese Steigerung basiert ist mit dieser Testung nicht nachweisbar, es könnte jedoch auf Grund der hormonellen Veränderungen zu einem Kraftzuwachs gekommen sein (Abb. 64).

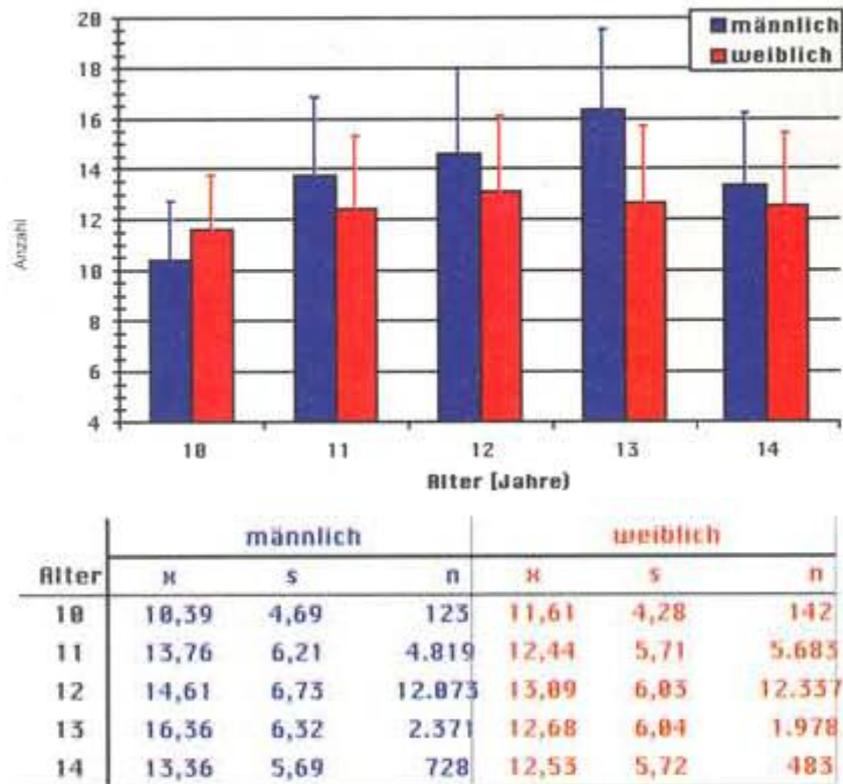


Abb. 64 - Mittelwert Klimmzüge (10-14 Jährige) (BMUKK, 1998, S. 14)

Trotz dieser sehr positiven Ergebnisse bei den Buben ist das Ergebnis der Mädchen auch bei dieser Überprüfung besorgniserregend.

12.3.4 Koordinative Fähigkeiten

Bei den koordinativen Fähigkeiten kam es bei den männlichen Testpersonen zu einer 10%igen Verbesserung vom 10. bis zum 14. Lebensjahr. Erstaunlich ist das Ergebnis, dass bei den Mädchen im selben Zeitraum eine Verschlechterung von 3% gemessen wurde. Obwohl in diesem Alter eine hohe Trainierbarkeit dieser Fähigkeit besteht, muss wohl eine ungenügende Bewegungsreizsetzung bei den Mädchen der Grund für das Ergebnis sein (Abb. 65).

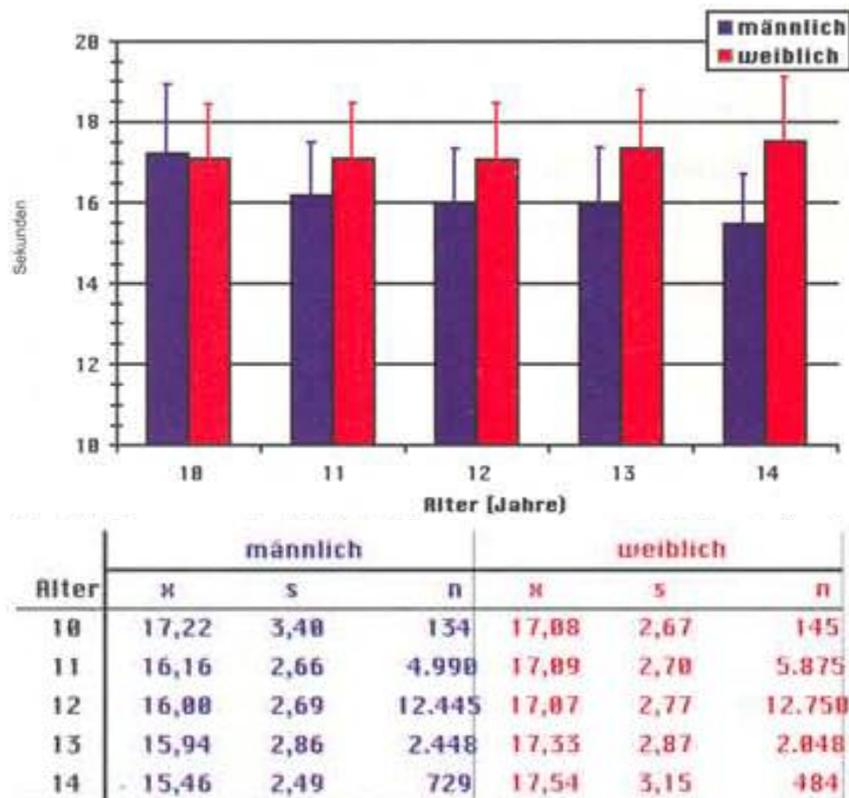


Abb. 65 – Mittelwert Bumerang-Lauf (10-14 Jährige) (BMUKK, 1998, S. 16)

Bei genauerer Betrachtung der Ergebnisse im nächsten Kapitel ist leider zu erkennen, dass bei den Mädchen in Normschulen bereits im Alter von 10 Jahren die Ausbildung der koordinativen Fähigkeiten abgeschlossen ist.

12.3.5 Motorische Ausdauer

Ähnlich schlechte Ergebnisse kommen bei der Testung der motorischen Ausdauer zustande. Bei den Jungen ist im Zeitraum von vier Jahren noch eine Steigerung der Leistungsfähigkeit um 8% zu erkennen. Bei den Mädchen gibt es aber eine kaum messbare Veränderung von den 10-Jährigen zu den 14-Jährigen. Es stellt sich daher die Frage, ob bei den Mädchen ein zukünftiger Leistungszuwachs stattfinden wird, oder ob bereits ein Leistungsmaximum im Alter von 10 Jahren erreicht ist. Die Funktionalität des Herz-Kreislauf-Systems, wenn weitere Einbußen stattfinden, und die Auswirkungen auf zukünftige Entwicklungen sind durchaus als problematisch zu erachten (Abb. 66).

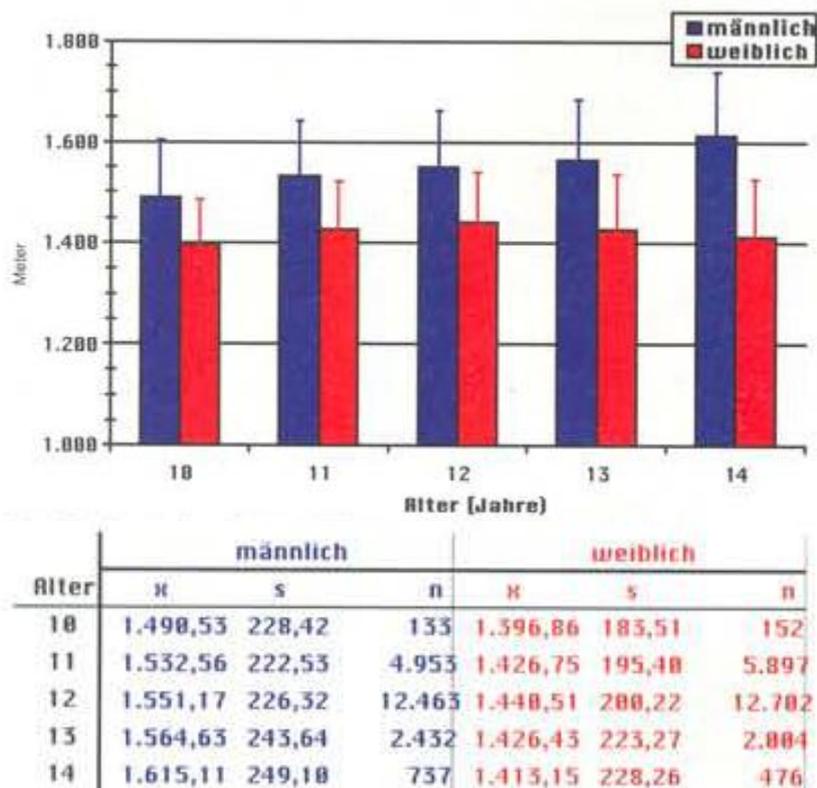


Abb. 66 - Mittelwert 8-min-Lauf (10-14 Jährige) (BMUKK, 1998, S. 18)

Bereits zwischen 6% und 12% der Schüler und 5% bis 11% der Schülerinnen haben eine stark verkürzte Muskulatur. Weiters haben 21% bis 28% der Mädchen und 22% bis 31% der Buben eine leicht verkürzte Muskulatur, wobei mit einem Zuwachs im Alter zu rechnen ist. Im Alter zwischen 11 und 14 Jahren beträgt z. B. bei den Buben die Zunahme fast 100%. Welche Konsequenzen das für das zukünftige Leben hat, soll an dieser Stelle nicht näher ausgeführt werden. Ähnliche Ergebnisse ergeben sich bei der Testung der abgeschwächten Muskulatur, welche sicherlich auf eingeschränkte Bewegungsreize bei den Kindern schließen lässt.

12.3.6 Fazit

Es ist anzumerken, dass bei dieser Testung ein West-Ost-Gefälle zu erkennen ist und auch ein Unterschied zwischen ländlichem und städtischem Raum gegeben ist. Die Ergebnisse im Westen fielen besser aus als im Osten. Wobei Wien eine negative Vorreiterrolle bei der Testung einnahm. Außerdem haben die Kinder im ländlichen Raum durchwegs besser abgeschnitten als die Kinder in städtischen Schulen. Besorgniserregend ist jedoch, dass die Ergebnisse der jungen Mädchen bereits in den ersten Jahren stagnieren oder sich teilweise sogar verschlechtern (vgl. BMUKK, 1998).

Ein Mitgrund für diese Ergebnisse kann natürlich auch das geänderte Essverhalten und die Auswirkung auf das körperliche Wohlbefinden bzw. das Körpergewicht sein. Die Studie „Ernährung, Bewegung, Haltung: Kinder lernen Gesundheit“, welche (2008) vom Landeschulratspräsident für Oberösterreich Fritz Enzenhofer und dem Landwirtschaftskammerpräsidenten Hannes Herndl präsentiert wurde, zeigt erschreckende Ergebnisse zum Übergewicht in Österreich. Österreichs Schulärzte, unter der Leitung von Dr. Karl Zwiauer (Primar am LKH St. Pölten), führten im Auftrag des Bildungs- und Gesundheitsministeriums eine Feldstudie zur Erhebung des Übergewichts der 6- bis 14-jährigen Schüler durch. In Oberösterreich wurden 20.827 Schüler erfasst, wobei 20,4% der Buben übergewichtig waren und davon 8,6% adipös. Bei den Mädchen waren 18,3% übergewichtig und 7,8% adipös. Hier ist zu erkennen, dass fast 50% der übergewichtigen Kinder, egal ob Junge oder Mädchen, ein krankhaftes Übergewicht zeigen. Ebenfalls sind die Schüler von Hauptschulen doppelt so oft betroffen wie Kinder aus Allgemeinbildenden Höheren Schulen. Oberösterreich liegt hier nicht nur geografisch, sondern auch bei der Auswertung mit Platz 4 im Mittelfeld. Die Anteile von Adipositas sind in Vorarlberg, Tirol und Salzburg geringer als in Burgenland, Niederösterreich und Wien. Diese Ergebnisse decken sich mit dem Ost-West-Gefälle bei der sportmotorischen Leistungsfähigkeit der „Klug & Fit“ Studie.

13 Statistische Erhebung zur motorischen Entwicklung im Vergleich zum Schulsystem

Im letzten Kapitel haben wir bereits eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse bezogen auf das Geschlecht angeführt. Anbei wird eine genaue Analyse der Ergebnisse mit Hinweis auf das Schulsystem detailliert beschrieben. Es werden zur Veranschaulichung jedoch nur die Ergebnisse mit der auffälligsten Entwicklung bildlich dargestellt.

13.1 Aktionsschnelligkeit

Die Aktionsschnelligkeit wurde mittels eines 20m-Sprints gemessen. Die Ergebnisse bei den Sportschulen waren signifikant höher als die Ergebnisse von Normschulen, wobei die Skisportschulen im Vergleich zu den beiden anderen Schulsystemen nochmals ein signifikant höheres Ergebnis erreicht haben. Der Unterschied zwischen den Schülern aus der Skisportschule und jenen aus einer Normschule liegt bei 10% (Abb. 67) - bei den Mädchen liegt dieser sogar bei 13%.

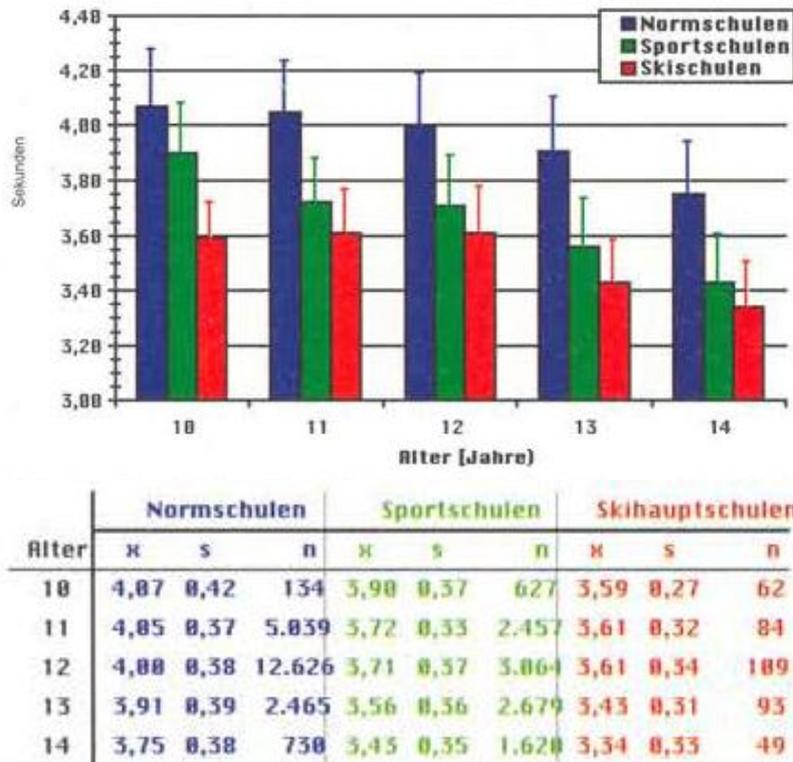
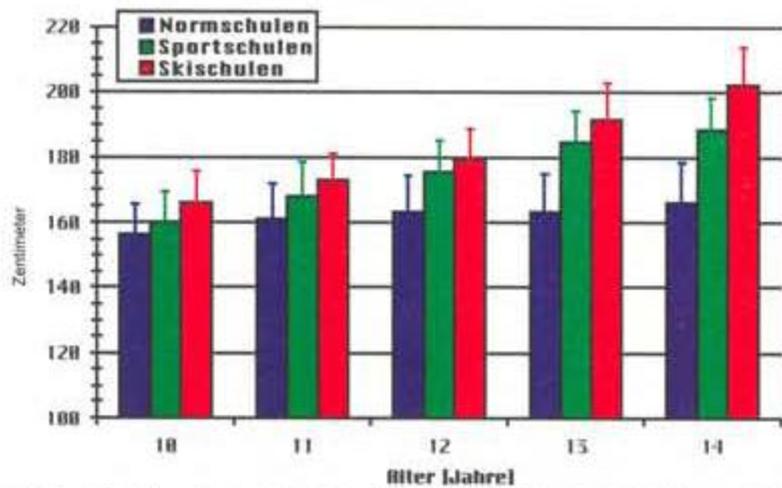


Abb. 67 - Mittelwerte 20-m-Sprint – 10-14jährige Schüler (BMUKK, 1998, S. 11)

13.2 Schnellkraft

Die Schnellkraft wurde mit einem Standweitsprung gemessen, wobei die Ergebnisse der Sportschüler bei Buben und Mädchen signifikant höher als die Ergebnisse der Kinder in Normschulen waren. Die Unterschiede wurden mit steigendem Alter größer, was bedeutet, dass auch die Schnellkraft durch den erhöhten Trainingsumfang verbessert werden kann. Diese Entwicklung zeigt sich vor allem an den Unterschieden bei den Mädchen. Beträgt der Unterschied der 10-jährigen Schülerinnen von Normschulen zur Skisportschule nur 6%, ist dieser im 14. Lebensjahr bereits bei 22% angelangt (Abb. 68).



Alter	Normalschulen			Sportschulen			Skihauptschulen		
	x	s	n	x	s	n	x	s	n
10	156,52	18,37	155	160,81	18,47	485	165,88	19,84	35
11	160,91	21,50	5.966	167,94	20,51	1.525	173,80	16,26	46
12	163,39	21,70	12.954	175,65	18,91	1.758	179,32	19,83	76
13	163,26	23,18	2.899	184,57	19,53	1.465	191,67	22,58	63
14	166,24	23,59	588	188,43	19,54	905	202,14	23,37	28

Abb. 68 - Mittelwerte Standweitsprung – 10-14jährige Schülerinnen (BMUKK, 1998, S. 12)

13.3 Arm- und Rumpfmuskulatur

Die Kontrolle der Arm- und Rumpfmuskulatur wurde mittels Klimmzügen aus dem Hangstand getestet. Wie wir bereits beim Geschlechtervergleich im vorangegangenen Kapitel gesehen haben, kam es bei den Burschen zu einer 57%igen Steigerung im Alter von 10 bis 13 Jahren, was wiederum mit der pubertären Entwicklung im Zusammenhang steht. Jedoch ist der signifikante Rückgang von 18% im Folgejahr als problematisch zu erachten (Abb. 69). Vor allem, da dieser Test das Verhältnis von Kraft zum Körpergewicht berücksichtigt.

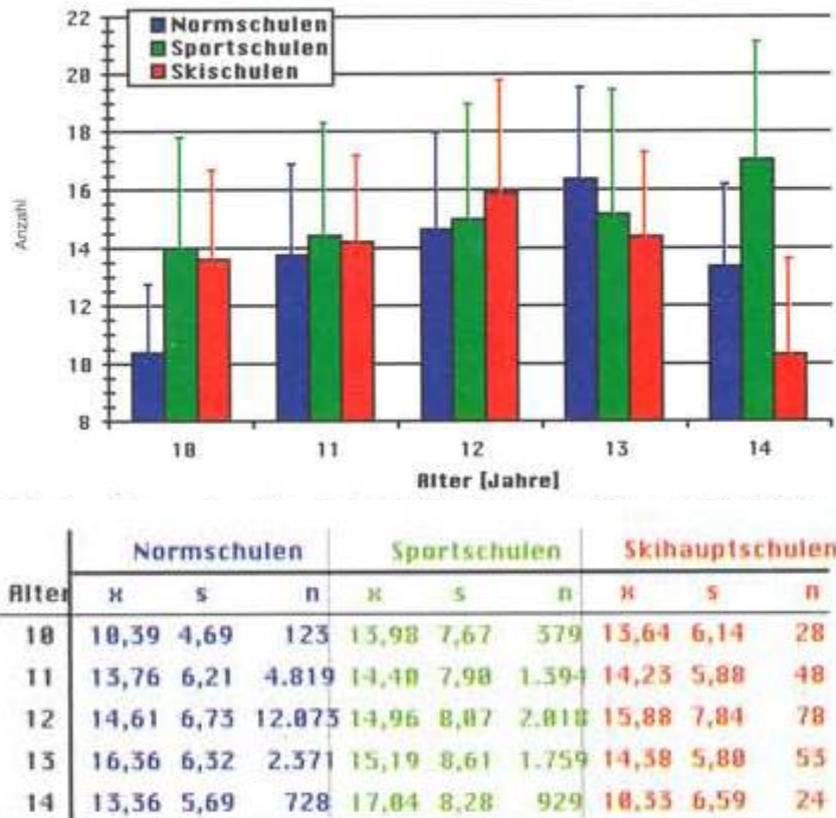


Abb. 69 - Mittelwerte Klimmzüge – 10-14jährige Schüler (BMUKK, 1998, S. 14)

Die Veränderungen bei den Mädchen sind nicht als signifikant zu bezeichnen, wobei die Ergebnisse über alle vier Jahre als schlecht einzustufen sind. Hier machen sich Bewegungsmangel und erhöhtes Körpergewicht besonders bemerkbar, und diese Faktoren lassen auf Folgeprobleme mit der Wirbelsäulenstabilität im Erwachsenenalter schließen.

13.4 Koordinative Fähigkeiten

Die koordinativen Fähigkeiten wurden mittels eines Bumeranglaufs festgestellt. Die Unterschiede der Ergebnisse von Mädchen und Jungen in Normschulen waren zu Beginn gleich null, nach vier Jahren betrug der Unterschied bereits 12% zugunsten der Buben. Betrachten wir den Unterschied von den 10jährigen Mädchen in Norm- und Sportschulen so lag dieser am Anfang der Studie bei 3%, während er nach vier Jahren auf 18% angestiegen ist (Abb. 70).

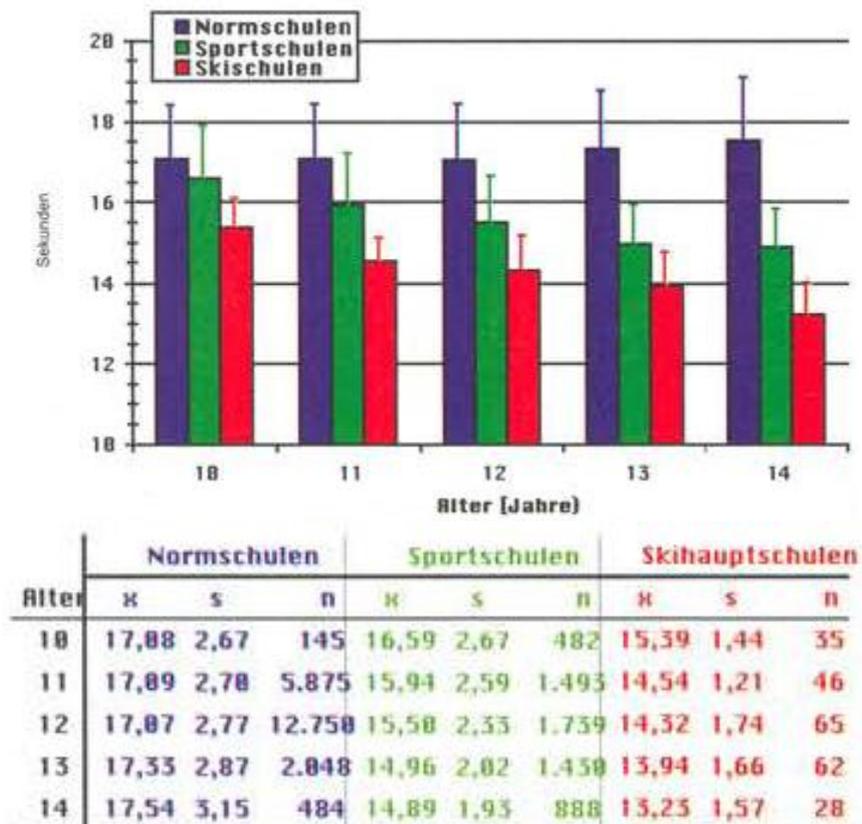


Abb. 70 - Mittelwerte Bumerang-Lauf – 10-14jährige Schülerinnen (BMUKK, 1998, S. 16)

An dieser Stelle sei nochmals erwähnt, dass bei den Mädchen aus Normschulen eine Stagnation in dieser Lebensspanne zu verzeichnen ist. Daran ist zu erkennen, wie wichtig der Bewegungsreiz vor allem hinsichtlich der Entwicklung der koordinativen Fähigkeiten ist.

13.5 Grundlagenausdauer

Auch die Ergebnisse der motorischen Grundlagenausdauer sind ähnlich besorgniserregend. Bei der Testung, mittels eines 8-minütigen Dauerlaufs, kam es bei den Burschen zu einer leichten Steigerung von 8% und bei den Mädchen zu einer Stagnation bei den Ergebnissen, die die Normschule hervorbrachte. Bei der Sportschule sind in allen Altersstufen signifikant bessere Ergebnisse erreicht worden. Vor allem ist hervorzuheben, dass beim Vergleich von 14-jährigen Normschülerinnen mit Skisportschülerinnen bei letzteren ein um 25% besseres Ergebnis erzielt wurde. Dies bedeutet, dass bei einer gleichzeitigen Stagnation der Normschülerinnen, die Entwicklung von Skisportschülerinnen um 13% verbessert wurde (Abb. 71).

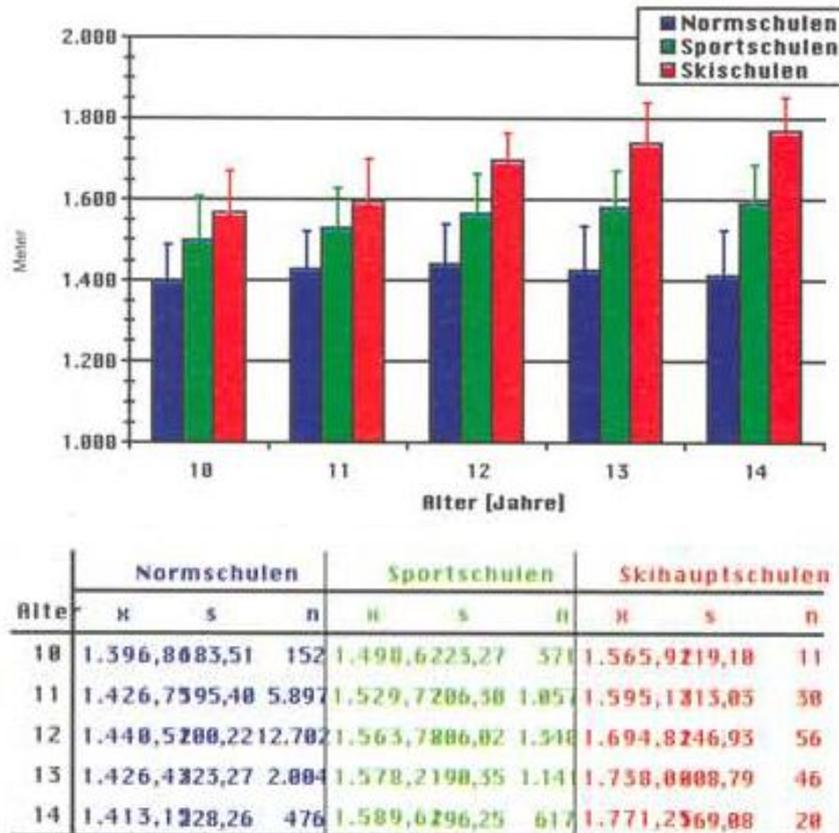


Abb. 71 - Mittelwerte 8-min-Lauf – 10-14jährige Schülerinnen (BMUKK, 1998, S. 18)

13.6 Fazit

Bei allen Testungen gab es bereits signifikante Unterschiede zwischen den Normschulen und den Sportschulen. Durch den erhöhten Trainingsumfang in den Skisportschulen wurde hier nochmals ein signifikanter Unterschied im Vergleich zu den beiden anderen Schultypen erreicht. Naturgemäß kam es zu Unterschieden bei den Geschlechtern, wobei die Mädchen teilweise deutlich schlechter abschnitten. Einzig und alleine bei der Arm- und Rumpfmuskultur kam es zu keinen signifikanten Unterschieden, wobei hier noch detaillierter zu klären wäre, wie die Ergebnisse zu Stande kamen. Man kann jedoch durch diese Studie bestätigen, dass die Häufigkeit des Sporttreibens positive Auswirkungen auf die Leistungsfähigkeit hat.

14 Unfallanalysen

Nachdem wir die Auswirkungen des bewegten Kindergartens, der bewegten Schule etc. auf die Entwicklung der motorischen Fähigkeiten bereits in den letzten Kapiteln dargestellt haben, wollen wir in diesem Kapitel das Unfallgeschehen der Bewegungserziehung

gegenüberstellen. Die Unfallursachen, die Verletzungen und die Unfallhäufigkeit sollen Aufschluss über das Einsparungspotenzial einer bewegten Erziehung geben. Hierbei geht es vor allem um die Reduzierung der Unfallhäufigkeit in einer bewegten Schule. Zum Abschluss des Kapitels sollen die Unfallzahlen im Erwachsenenalter analysiert werden, um dadurch auch ein Verständnis für die Folgekosten der Unfälle zu bekommen.

14.1 Unfälle im Kindesalter

Laut Kunz (1993) sind Unfälle im Kindesalter immer noch ein großes Problem. Die Unfallhergänge deuten oft auf motorische Defizite der Heranwachsenden hin.

14.1.1 Unfälle in Heim und Freizeit

Kunz (1993) beschreibt daher die Unfallcharakteristik bei Kindern in Europa folgendermaßen:

- Alter des Kindes:

Kinder zwischen drei und zehn Jahren haben in etwa die gleiche Unfallwahrscheinlichkeit. Nur Kleinkinder bis zum dritten Lebensjahr haben ein leicht größeres Risiko. Dies ist auf die schlechtere motorische Entwicklung zurückzuführen.

- Geschlecht des Kindes:

Hier zeigt sich eine klare Tendenz, dass sich Jungen häufiger verletzen als die gleichaltrigen Mädchen. Dies trifft allerdings nur auf leichtere Verletzungen zu und ist durch das männliche Rollenverhalten zu erklären. Das Spiel der Jungen ist viel dynamischer und aggressiver als das der Mädchen, obwohl das motorische Niveau beider Geschlechter gleich ist.

- Unfallzeitpunkt:

Hier zeichnet sich vor allem eine verstärkte Unfallhäufigkeit am späten Vormittag (ca. 11 Uhr) und am späten Nachmittag (ca. 17 Uhr) ab. Diese Verteilung ist keineswegs ungewöhnlich, da sich bei Kindern die meisten Unfälle beim Spielen und der Fortbewegung ereignen. Im Kindergarten ist meistens vor dem Mittagessen eine Zeit des freien Spielens auf dem Außengelände eingeplant und am späten Nachmittag sind die Schulkinder gemeinsam am Spielen. Diese Unfallzeitpunkte werden auch durch den niedrigen Blutzuckerspiegel der Kinder vor dem Essen und eine damit verbundene verringerte Konzentrationsfähigkeit sowie oftmals geringere Ausdauerfähigkeit „begünstigt“.

- Unfallart:

Hier dominieren ganz klar die Stürze als Unfallursache. Unterteilt man die Stürze nicht in Ebenen, Höhen und auf Gegenstände so kommen diese je nach Untersuchung auf 60-90% aller Unfälle. Etwa 20% der Unfälle ereignen sich durch Schläge und Zusammenstöße. Geringere Prozentzahlen nehmen dann die restlichen Arten ein. Nach den Unfällen mit spitzen und scharfen Gegenständen folgen die Verkehrsunfälle, die Verletzungen durch Einklemmen und zum Schluss dann die Unfälle mit Strom oder heißen Substanzen.

- Verletzte Körperteile und Art der Verletzung:

Auch die Art der Verletzung und die verletzten Körperteile deuten klar darauf hin, dass Sturzunfälle die häufigste Ursache sind. Bei den ganz jungen Kindern sind die Kopfunfälle die häufigste Ursache und nehmen bis hin zum Erwachsenenalter immer mehr ab. Dies ist auf die eingeschränkte Motorik und die noch fehlenden Abfangreaktionen zurückzuführen. Im Gegensatz dazu nimmt die Verletzung der Extremitäten mit dem Alter zu. Bei den Kindern führen die meisten Verletzungen zu offenen Wunden, ca. 40%, gefolgt von den Frakturen mit 20-30%, Quetschungen und Zerrungen mit 25% und Prellungen mit 20%.

- Unfallschwere:

Hierfür gibt es keine einheitliche Meinung. Allgemein ist es bei Kindern so, dass die meisten Verletzungen Bagatellverletzungen mit kurzer Heilungsdauer sind. Bei einigen Spielverletzungen in Gärten und Spielplätzen werden viel mehr Ausfallstage angegeben. Je nach Studie sind dies zwischen 30 und 38 Tagen. Nur die relativ seltenen Verkehrsunfälle weisen eine höhere Dauer auf.

- Unfallort:

Knapp die Hälfte aller Unfälle im Kindergarten ereignen sich im Gebäude selbst und die andere Hälfte auf dem Außengelände. Da sich die Kinder viel länger im Gebäude als draußen aufhalten, ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie sich draußen verletzen besonders hoch. Auf dem Außengelände erweist sich der Spielplatz mit den Spielgeräten als Ort des größten Risikos. Im Verhältnis zur Nutzung und Unfallhäufigkeit sind vor allem die Rutschbahn und das Klettergerüst weit vorne bei den Unfallzahlen.

- Tätigkeit vor dem Unfall:

Die Unfälle ereignen sich mehr oder weniger vollständig während alltäglicher Tätigkeiten wie Spielen, Laufen, Rennen, usw.

- Andere Faktoren:

Hier ist auffällig, dass kein gesicherter Zusammenhang zwischen Betreuer-Kind-Relation, der Raumgröße pro Kind, dem Alter des Kindergartengebäudes und dem jeweiligen Stadtteil gegeben ist.

14.1.2 Unfallursachen

Nur etwa 3% der Unfälle sind auf technische Mängel zurückzuführen. Durch die gute Überwachung der technischen Aufsichtsbeamten seit 1971 nehmen die Unfälle einen verschwindend geringen Anteil ein. Diese verstärkte Kontrolle und das vermehrte Achten auf die Vorschriften ist daher beizubehalten, und optimalerweise ist das technische Niveau zu erhöhen, um die Zahl der Unfälle noch weiter nach unten zu drücken.

Erinnert man sich an die oben genannten Unfallhergänge und Unfallarten so wird einem schnell klar, dass ein motorisches Defizit häufig eine wichtige Rolle spielt. Die Annahme von Kunz (1993) ist, dass die alltäglichen Bewegungen mit einer zu hohen Dynamik durchgeführt werden und dadurch die Bewegungen missglücken und zum Unfall führen. Betrachtet man die Unfallabläufe genauer, so lassen sich viele Indizien aufzeigen:

- Eine Hauptursache für Verletzungen sind die Stürze von Spielgeräten. Hier ist vor allem das mangelnde Gleichgewicht der Kinder ausschlaggebend. Vor allem am Scheitelpunkt der Rutschbahnen, wo die Kinder sich auf engem Raum und in instabiler Lage bewegen müssen, ereignen sich die meisten Sturzunfälle. Bei Unfällen am Klettergerät kommen zusätzlich noch die fehlende Kraft in den Händen und Armen sowie die fehlende Geschicklichkeit dazu. Beide gerade genannten Fertigkeiten würden, wären sie ausreichend vorhanden, auch bei Sprüngen von den Spielgeräten einige Verletzungen vermeiden. Bereits bei Sprüngen aus 60 cm Höhe ergeben sich für die Kinder Belastungen vom zehnfachen des eigenen Körpergewichts, was eine hohe Verletzbarkeit der Muskeln, Sehnen, Bändern und des Skeletts nach sich zieht.
- Die Stürze auf Gegenstände ergeben oft schlimme Wunden im Kopfbereich und Platzwunden. Wie oben beschrieben, nimmt diese Art der Verletzung im Alter ab, was darauf schließen lässt, dass kleine Kinder mit dem Kopf ungebremst auf Gegenstände stoßen. Grund dafür ist, dass von den Kindern die Abfangreaktion noch nicht durchgeführt werden kann oder diese zu schwach ausfällt. Dies lässt sich mit einer zu geringen Reaktionsschnelligkeit, Körperkoordination und Armkraft erklären.
- Stürze auf der Ebene sind vor allem auf die mangelnde Fertigkeit „Gehen“ bei Kindern zurückzuführen. Da die Kinder sehr plattfüßig und ohne Abrollen laufen, können bereits kleine Hindernisse zu Stürzen führen. Weiters gleichen die Kinder ihre

geringe Schrittlänge, auf Grund ihrer kurzen Beine, durch eine höhere Frequenz aus. Durch die oben genannten Punkte und den hohen Schwerpunkt, wegen des verhältnismäßig großen Kopfes und des mangelnden Gleichgewichtsgefühls sind Kinder ohnehin sehr anfällig für Stürze.

- Das Zusammenstoßen beim Laufen und bei Laufspielen kann durch folgende motorischen Merkmale erklärt werden. Auf Grund von mangelnder Reaktionsfähigkeit und Defiziten in der Gewandtheit gelingt es den Kindern oft nicht, rechtzeitig den anderen Spielenden auszuweichen.
- Um die gleichen Defizite handelt es sich bei den Ausweichbewegungen von Gegenständen, die geworfen werden. Neben der Gewandtheit und der Reaktionsschnelligkeit hat aber auch die geringe Fertigkeit des Werfens und Fangens von Gegenständen bei Kindern einen großen Einfluss auf die Unfälle.
- Einige Verletzungen durch Einklemmen könnten durch eine höhere Armkraft und eine verbesserte Reaktionsschnelligkeit vermieden werden. So ist es den Kindern nicht möglich, die Finger rechtzeitig aus der Gefahrenzone zu ziehen, und die Heranwachsenden schaffen es auch nicht, die schweren Sicherheitstüren abzufangen, bevor die Finger eingeklemmt werden.
- Ein weiterer, nicht zu missachtender Faktor ist die schwache Ausdauerfähigkeit der Kinder. Die Unfallzahlen steigen, je länger die Kinder frei am Außengelände spielen und umso länger sie keine Pause gemacht haben. Durch die große Ermüdung und die daraus resultierende sinkende Konzentrationsfähigkeit misslingen den Kindern viele Bewegungen und das führt in weiterer Folge zu Stürzen und Verletzungen.
- Nicht nur im Kindergarten sind die motorischen Defizite verantwortlich für viele Unfälle. Die Kinder reagieren oft zu spät auf drohende Gefahren. Beim Fahrrad- und Rollerfahren fehlt es den Kindern in schwierigen Situationen oft am Gleichgewicht, was zu Stürzen führt.

Da in unserer Gesellschaft den Kindern immer mehr Bewegungsraum weggenommen wird und ihnen die bewegungsarmen Spiele und Computerspiele immer schmackhafter gemacht werden, kommt es zu immer größeren motorischen Defiziten. Es muss daher das Ziel sein, den Kindern verstärkt die Möglichkeit zu bieten, die motorischen Fähigkeiten Kraft, Ausdauer, Reaktionsschnelligkeit, Geschicklichkeit, Gleichgewicht und Körperkoordination spielerisch und altersgemäß zu verbessern und auszubauen.

14.2 Unfälle im Kinder- und Jugendalter

Aus dem natürlichen Bewegungsdrang der Kinder und Jugendlichen ergibt sich leider auch die eine oder andere Verletzung. Oft sind diese Unfälle das Resultat von Leichtsinn,

mangelnder Erfahrung und unkontrollierter Gewalt bei Bewegung und Spiel. Hierzu sei erwähnt, dass die gemeldeten Schadensfälle bei der AUVA vom Jahre 1998 auf 2008, also in den letzten 10 Jahren, um ca. 10.000 Meldungen gestiegen sind. (vgl. AUVA, 2009a) Naturgemäß gibt es Unterschiede zwischen Buben und Mädchen sowie dem Ort des Geschehens. Anhand der veröffentlichten Unfallstatistiken der AUVA (2009b) aus dem Jahr 2008 wird versucht, das Unfallgeschehen der 63.466 Schüler- und Studentenunfälle, von ca. 1,3 Mio. versicherten Kindern und Jugendlichen, im Jahre 2008 aufzulisten. Nicht unerwähnt wollen wir in diesem Zusammenhang lassen, dass vermutlich auch die fehlende Ausbildung der motorischen Fähigkeiten bei unseren Kindern einen gewissen Teil dazu beitragen. Die Details dazu haben wir bereits in früheren Kapiteln dargestellt.

- Alter des Kindes:

Hier variiert das Unfallaufkommen im Alter zwischen elf und 16 Jahren. Wobei anzumerken ist, dass im Alter von zehn Jahren keine Unterschiede der Unfallhäufigkeit bei Mädchen und Burschen festzustellen sind (vgl. AUVA, 2009c).

- Geschlecht des Kindes:

Wie bereits erwähnt, sind im Alter von zehn Jahren keine Differenzen bei der Unfallhäufigkeit auszumachen. Zu erwähnen ist jedoch, dass bei den Mädchen im Alter von zwölf Jahren der Höhepunkt der Unfallhäufigkeit mit ca. 85 Unfällen pro 1000 Schüler erreicht ist. Diese Kurve flacht bis zum Alter von 18 Jahren auf ca. 40 Unfälle pro 1000 Schüler ab. Anders sieht die Kurve bei den Burschen aus. Diese sind anscheinend in ihrer Entwicklung in einem anderen Alter am Höhepunkt ihrer „Wildheit“. Die Zahl von ca. 117 Unfällen pro 1000 Schüler erreicht den Gipfel im Alter von 15 Jahren und flacht in den nächsten drei Jahren bis zum Alter von 18 Jahren auf ca. 50 Unfälle ab. Im Alter von 14 Jahren haben fast doppelt so viele Burschen wie Mädchen Unfälle. Nicht außer Acht zu lassen ist, dass Burschen eher beim Raufen verunfallen und Mädchen eher beim Sport (vgl. AUVA, 2009c).

- Unfälle je Schultyp:

Die Zahl von 63.466 Schüler- und Studentenunfällen setzt sich laut AUVA (2009d) folgendermaßen zusammen. Aus der folgenden Aufstellung ist zu entnehmen, dass sich die Unfälle nach der Volksschule mehr als verfünffachen (Abb. 72).

- Hauptschulen: 23.828
- AHS: 14.842
- Volksschulen: 12.660
- Universitäten: 405
- Sonstige Schulen: 5.381

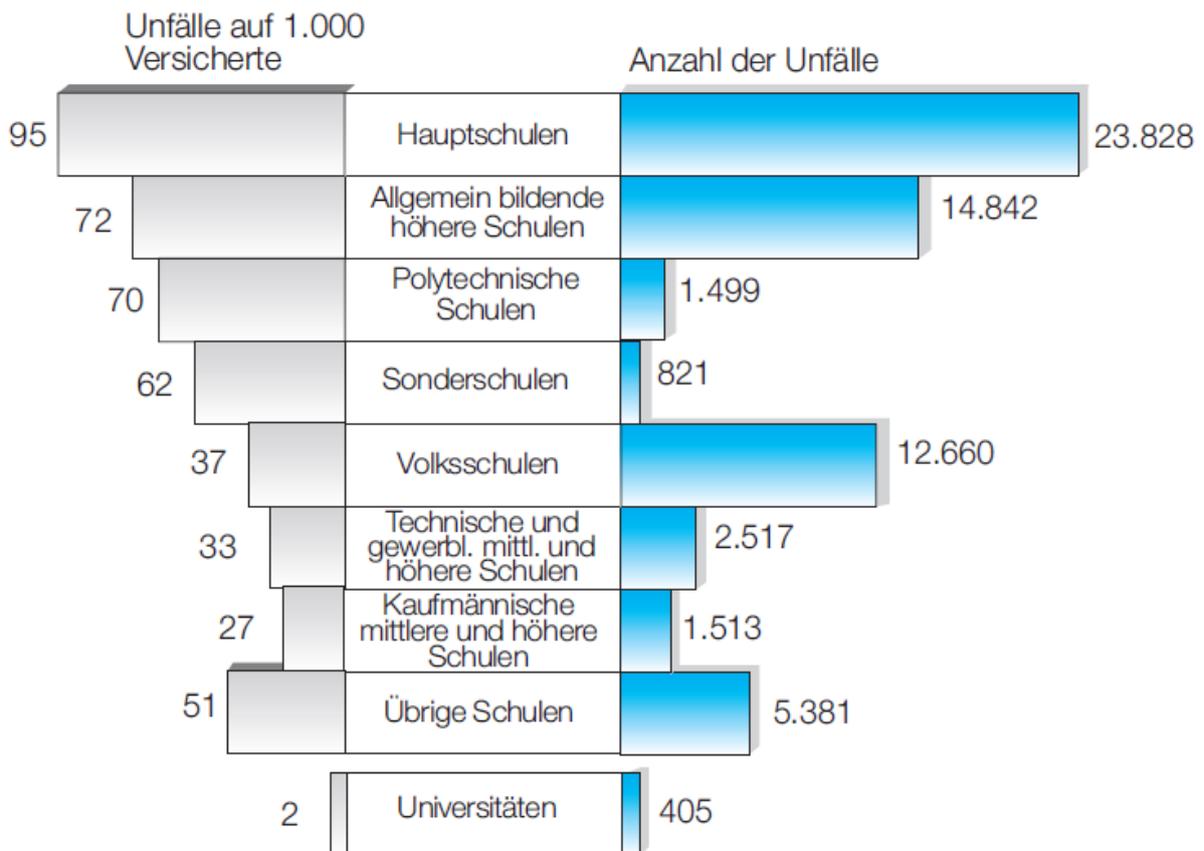
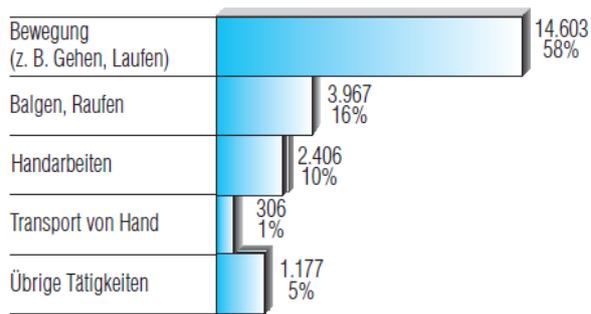


Abb. 72 - Schüler und Studentenunfälle 2008 nach Schultypen (AUVA, 2009d, S. 18)

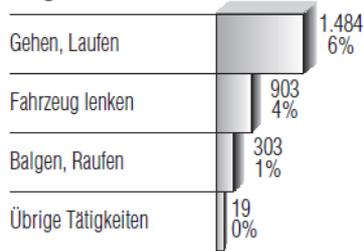
- Unfallort:

Die meisten Unfälle mit 38.298 (60,3%) passieren während dem Sportunterricht. Im Gegensatz dazu verunfallen 22.459 (35,4%) Kinder und Jugendliche während des restlichen Unterrichts bzw. bei Schulveranstaltungen sowie 2.709 (4,3%) auf dem Weg von Zuhause zur Lehranstalt. Eine detaillierte Aufteilung der Unfälle können der untenstehenden Abb. 73 entnommen werden. Zu erwähnen sei hierbei, dass die meisten Unfälle außerhalb des Sportunterrichts beim Gehen und Laufen passieren (vgl. AUVA, 2009b).

Schulunfälle (ohne Sport)



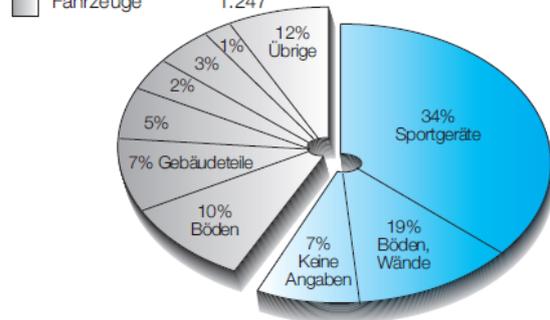
Wegunfälle



Beteiligte Gegenstände

40% Schul- und Wegunfälle

Böden	6.688	Handwerkzeuge, Maschinen, Lehrmittel	1.698
Gebäudeteile	4.512	Tiere, Naturgewalten, Unzweckm. Kleidung	409
Einrichtungs- u. Gebrauchsgegenstände	3.172	Übrige	7.442
Fahrzeuge	1.247		



Objekt	Anzahl	Anteil
Sportgeräte	21.567	60%
Böden und Wände	11.914	
Tiere, Naturgewalten, Unzweckm. Kleidung	17	
Keine Angaben	4.800	

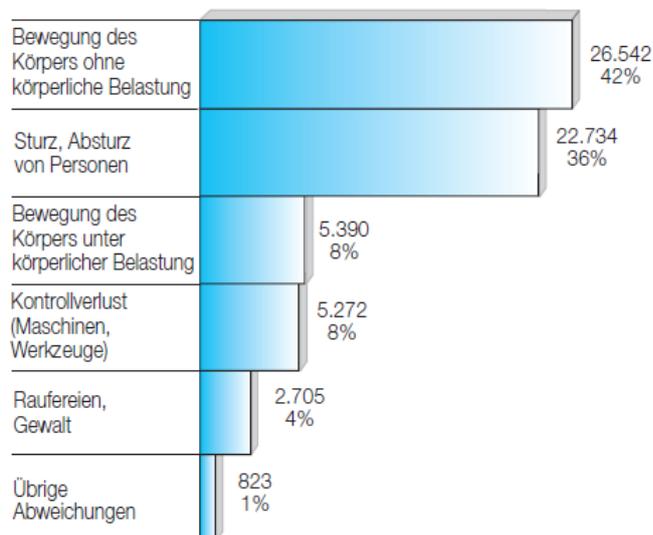
Abb. 73 - Schüler- und Studentenunfälle 2008 nach Unfallort (AUVA, 2009a, S. 42)

- Unfallart:

Wie bereits beim Unfallort beschrieben, entstehen die meisten Unfälle beim Laufen oder Gehen. Eine noch detaillierte Aufstellung liefert Abb. 74. Von den 63.466 gemeldeten Schüler- und Studentenunfällen passieren diese beim:

- Bewegen des Körpers ohne körperliche Belastung: 26.542 (42%)
- Sturz, Absturz von Personen: 22.734 (36%)
- Bewegen des Körpers unter körperlicher Belastung: 5.390 (8%)
- Raufereien und Gewalt: 2.705 (4%)

Verletzungsbewirkende Abweichungen



Unfallbereiche

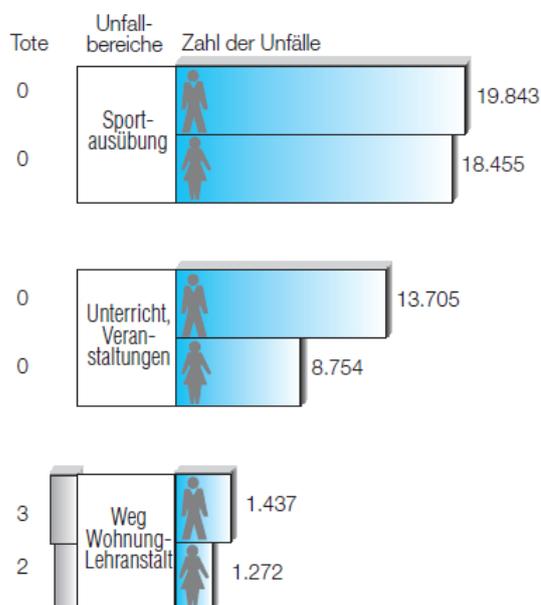


Abb. 74 - Schüler- und Studentunfälle 2008 nach der Unfallart (AUVA, 2009b, S. 42)

- Verletzte Körperteile und Art der Verletzung:

In den Jahren 2004 bis 2008 wurden 170.715 Sportunfälle anerkannt. Davon waren 52.016 Knochenbrüche (30,4%) Quetschungen und Prellungen 50.481 (29,6%) und 44.413 auf Verstauchungen und Zerrungen (26%) zurückzuführen. Die betroffenen Regionen waren vorwiegend die Arme und Hände sowie mit geringerem Anteil die Beine und Füße.

Nach Betrachtung dieser Zahlen ist zu bemerken, dass, egal ob die Unfälle im Sportunterricht, im sonstigen Unterricht oder auf dem Schulweg passieren, das Bewegen des eigenen Körpers und daraus resultierende Stürze mit insgesamt 78% (49.276 Unfälle) die weit verbreitetste Ursache von Unfällen ist (vgl. AUVA, 2009a).

14.2.1 Unfallverhütung durch bewegte Schulen

Oft wird als erstes Argument von Beteiligten eingebracht, eine bewegte Schule erhöht das Unfallrisiko der Kinder. Dieses Argument gilt es nicht nur bei den Eltern zu widerlegen, sondern auch bei den zuständigen Pädagogen und Schulleitern. Um eine Veränderung des Bewusstseins zu erwirken, folgte im letzten Kapitel bereits eine Analyse der verschiedenen Unfallstatistiken sowie Veröffentlichungen der AUVA aus dem Jahre 2008. Im Vergleich dazu, werden wir anbei die Unfallentwicklung aus zwei bereits vorgestellten Projekten darstellen. Bei Kunz (1993) wurde vor und nach der 8 Wochen-Studie ein Zeitraum von 16 Wochen angehängt, um die Entwicklung der Unfallhäufigkeit darzustellen. In Abb. 75 ist eindeutig zu erkennen, dass bei beiden Untersuchungsgruppen ein deutliches Absinken der

Unfallzahlen während der Studie zu erkennen ist. Im Gegensatz dazu ist bei den Kontrollgruppen eine Steigerung zu vermerken, wobei eine weitere leichte Steigung im Anschluss an die Studie zu erkennen ist. Der Autor ist mit der Aussage einer prozentuellen Veränderung sehr vorsichtig, jedoch verweist er zusätzlich darauf, dass es sich hierbei nur um ein 8-wöchiges motorisches Förderprogramm handelt. Das Erreichen einer beinahe 50-prozentigen Reduktion der Unfälle ist trotzdem statistisch signifikant. Nicht unerwähnt soll dabei bleiben, welchen Einfluss eine längerfristige motorische Förderung haben kann. Kunz schreibt in diesem Zusammenhang: „Bewegungsförderung ist somit kein Unfallrisiko, sondern ein wirksames Mittel der Unfallverhütung. In dieser Funktion stellt sie sowohl eine Alternative zum traditionellen technischen Vorgehen, als auch zu dem häufig gewählten Weg der pädagogischen Sicherheitserziehung dar.“

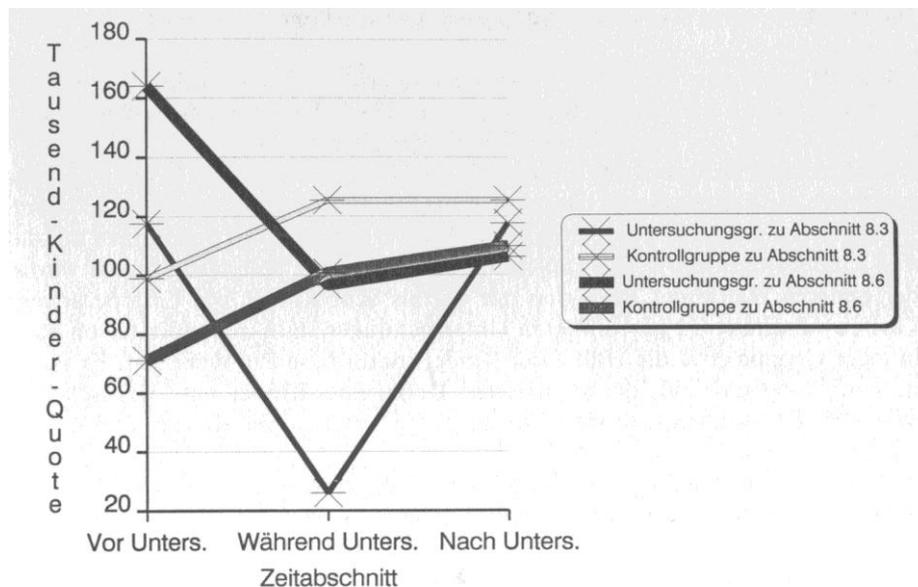


Abb. 75 - Unfallentwicklung (Kunz, 1993, S. 89)

Bei der zweiten Studie handelt es sich um die Ergebnisse der Längsschnittstudie zur bewegten Grundschule von Müller & Petzold (2002). Innerhalb von vier Projektjahren sank an den Versuchsschulen die Unfallhäufigkeit von 9,4% auf 7,7%. In den Kontrollschulen hingegen ist nur eine kleine Veränderung von 12,1% auf 11,6% zu erkennen (Abb. 76). Das bedeutet somit, dass mit Projektende bei den Kontrollschulen im Vergleich zu den Projektschulen eine um ca. 4% verminderte Unfallhäufigkeit aufgetreten ist. Auch hier ist zu erkennen, dass Bewegung zur Veränderung der Unfallzahlen im positiven Sinn beitragen kann.

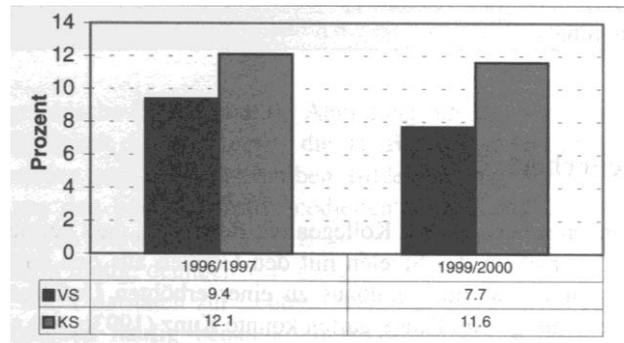


Abb. 76 - Unfallhäufigkeiten im Ausgangs- und Endniveau (Müller & Petzold, 2002, S. 158)

Das Autorenteam erwähnt, dass auch bei dieser Studie die Jungen häufiger verunfallen als die Mädchen und schrieben zusätzlich: „Unsere Ergebnisse bestätigen die Feststellung, dass zusätzliche Bewegungsaktivitäten der Schüler und damit verbunden das Erlangen von mehr Bewegungssicherheit keine Unfallrisiko, sondern ein wirksames Mittel zu Unfallverhütung darstellen.“

14.3 Unfälle im Erwachsenenalter

Wie bereits erwähnt wurde, laut Bericht der AUVA (2009b) aus dem Jahre 2008, waren ca. 4,5 Mio. Personen bei der AUVA versichert, davon waren fast 1,3 Mio. als Schüler und Studenten gemeldet und die restlichen 3,2 Mio. als Erwerbstätige. Insgesamt wurden im Jahr 2008 199.182 von der AUVA als Unfälle anerkannt. Dabei wurden 135.716 Unfälle (inkl. 1.574 Berufskrankheiten) den Erwerbstätigen zugeordnet und die restlichen 63.466 Unfälle der Gruppe von Schülern und Studenten. In Abb. 77 ist die Steigerung der Unfallzahlen im letzten Jahrzehnt sehr gut zu erkennen.

in Tausend

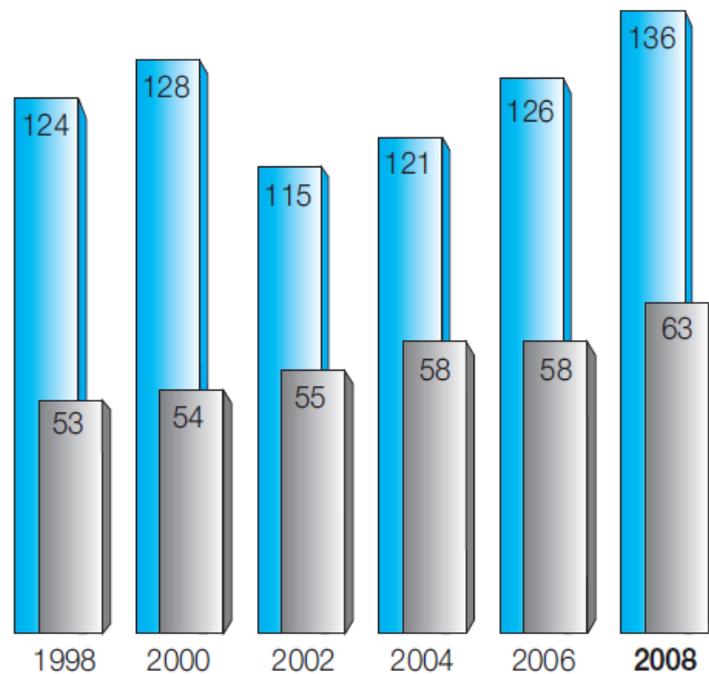
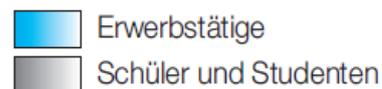


Abb. 77 - Schadensfälle insgesamt (AUVA, 2009d, S. 10)

Nachdem wir die Unfälle der Schüler bereits in einem anderen Kapitel analysiert haben, werden wir anbei die Unfälle der Erwerbstätigen genauer beschreiben. Bei den genannten 135.716 Unfällen, bleibt ohne die 1.574 Berufskrankheiten, eine Anzahl von 134.142 Unfällen über. Von diesen sind 121.542 anerkannte Arbeitsunfälle im engeren Sinn, die restlichen (12.600) sind Wegunfälle. In der Abb. 78 ist zu erkennen, dass die meisten Unfälle dem „Sturz und Fall von Personen“ zugeordnet werden. Mit einer Anzahl von 36.573 (27,3%) sind diese Vorfälle mit Abstand als Spitzenreiter zu nennen, was auch bereits in den letzten Jahren so war (vgl. AUVA, 2009d).

Arbeitsunfälle Erwerbstätiger

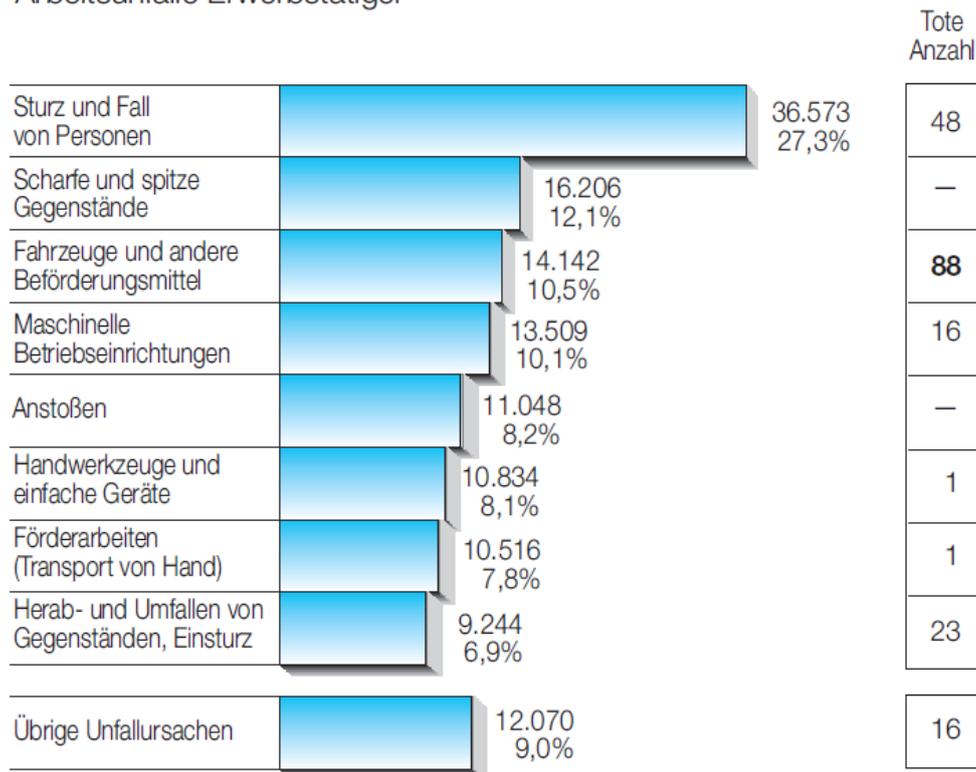


Abb. 78 - Häufigste Unfallursachen 2008 (AUVA, 2009d, S. 16)

Hierzu muss natürlich geklärt werden, wie die verschiedenen Arbeitsunfälle im engeren Sinn bei der Gruppe „Sturz und Fall von Personen“ zustande kommen. Die meisten Unfälle, ca. 70%, passieren beim Stürzen auf ebenem Boden, beim Ausrutschen auf glattem Boden oder beim Stolpern und Fallen auf Treppen und Leitern. Die meistbetroffene Personengruppe sind Männer zwischen 35 und 45 Jahren. Wobei in allen Altersgruppen die Männer mit 70% als höhere Risikogruppe einzustufen sind. Auch sei hier zu erwähnen, dass die meisten Unfälle am Montag zwischen 10 und 11 Uhr passieren. Als Unfalltag ist auch der Mittwoch einzustufen, speziell die Zeit zwischen 11 und 12 Uhr. Die am häufigsten gestellten Diagnosen sind Zerrungen und Verstauchungen an den Beinen. Die Beine werden öfters verletzt als Arme, Brust/Rücken und Kopf gemeinsam (vgl. AUVA, 2009e).

Bei der genauen Analyse der Kosten und Folgekosten, von Arbeitsunfällen in engeren Sinn, kommen wir auf enorme Summen, alleine schon bei der Gruppe „Sturz und Unfall von Personen“.

Anzahl der Unfälle:	28.249
Krankenstandstage:	564.987
AUVA-Kosten:	229.778.382 €
Kosten für Betriebe:	81.530.390 €
Kosten für andere öff. Bereiche:	214.836.929 €
GESAMT Kosten:	526.145.701 €
Durchschn. Kosten pro Unfall:	18.625 €

Bei durchschnittlichen Kosten von fast 19.000,-- € pro Unfall wirkt sich jeder vermiedene Unfall positiv auf die Gesamtkosten unseres Krankensystems aus. Aber auch die Ergebnisse der Betriebe können somit gesteigert werden (vgl. AUVA, 2009e).

14.4 Kosten-Nutzen-Analyse des Sporttreibens

Wenn man die Ergebnisse von Weiß (2008) zur Kosten-Nutzen-Analyse des Sporttreibens als Vergleich heranzieht, kommt man auf eine sehr positive Bilanz des bewegten Lebens. In Abb. 79 ist zu erkennen, dass die Gesamtkosten durch Sportunfälle in Österreich mit einer Summe von € 302 Mio. zu beziffern sind. Die durchschnittlichen Gesamtkosten pro Unfall beliefen sich im Jahre 1998 auf € 3.050,--. Etwa 80% der Folgekosten von Sportunfällen werden durch Männer verursacht. Bei Frauen treten die höchsten Behandlungskosten im Alter von zehn bis 14 Jahren auf und bei Männern erst in der Altersgruppe der 20-jährigen bis 24-jährigen.

Kostenart	Zahl der Verletzten und Toten	Kosten	Anteil	Ø Kosten pro Fall
Beruflicher Produktionsausfall	18.832	141 Mio. €	47%	74.900 €
Krankenstand	98.504	94 Mio. €	31%	940 €
Med. Behandlung und Rehabilitation	98.626	67 Mio. €	22%	650 €
Gesamt	98.626	302 Mio. €	100%	3.050 €

Abb. 79 - Kosten von Sportunfällen nach Kostenarten (Weiß, 2008, S. 102)

Der Nutzen, also Einsparungen durch vermiedene Krankheitskosten in Österreich, betrug im Jahr 1998 ca. € 567 Mio. (Abb. 80).

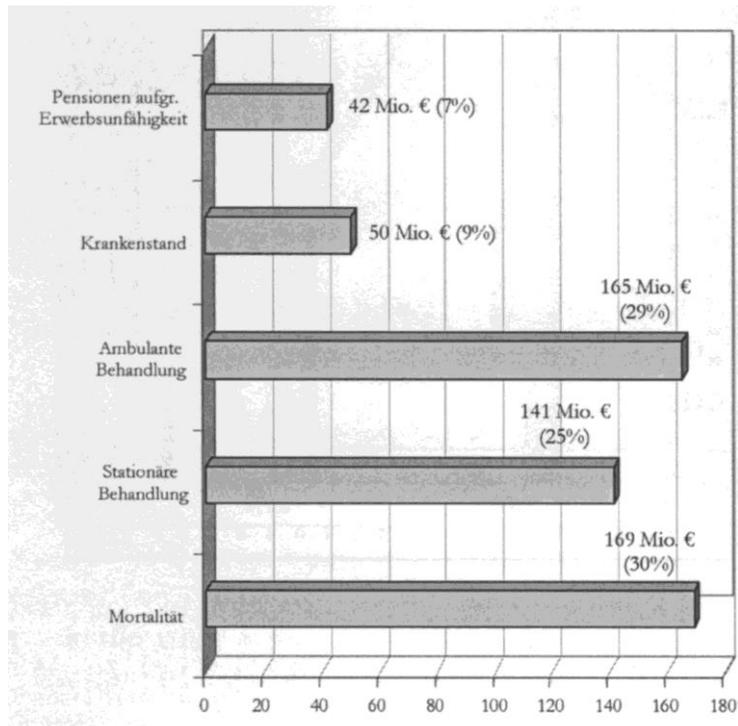


Abb. 80 - Nutzen sportlicher Aktivität: Vermiedene Kosten nach Kostenarten (Weiß, 2008, S. 110)

Bei der Gegenüberstellung der beiden Summen ergibt sich also ein positiver Saldo von rund € 265 Mio. (Abb. 81). Der sich folgendermaßen zusammensetzt:

Einsparungen durch Sportaktivität: € 567 Mio.

Kosten durch Sportaktivität: € 302 Mio.

Saldo: € 265 Mio.

	Kosten aufgrund von Unfallfolgen (in Mio. €)	in %	Nutzen durch vermiedene Krankheitsfolgekosten (in Mio. €)	in %
Berufl. Produktionsausfall durch				
Tod	43	14	169	30
Invalidität	98	33	42	7
Krankenstand	94	31	50	9
Behandlungskosten				
Stationär	51	17	141	25
Ambulant	16	5	165	29
Summe	302	100	567	100

Abb. 81 - Kosten/Nutzen von Sportausübung (Weiß, 2008, S. 112)

Diese Differenz lässt sich unter anderem damit erklären, dass die Behandlungen nach Sportunfällen meist kürzer und kostengünstiger sind, als die Behandlungen der Folgeschäden bei Inaktivität der betroffenen Bevölkerung.

15 Conclusio – Diskussion

In Anbetracht der Situation, dass bereits 50-65% aller 8- bis 18jährigen Schüler Haltungfehler und -schwächen aufweisen, dass mehr als 30% der Kinder übergewichtig sind und dass zwischen 20-25% ein leistungsschwaches Herz-Kreislauf-System haben, muss man sich die Fragen stellen, ob es sich dabei um eine normale Entwicklung handelt (vgl. Hollmann & Hettinger, 1990 und Weineck, 2002). Beim Vergleich mit den Zahlen von Kunz (1993) erkennt man, dass auch in den letzten 40 Jahren mit jeder Generation körperlich schlechter entwickelte Kinder in Erscheinung treten. Wie wichtig die Bewegungsschulung jedoch für die Homogenisierung der Peergroup „Kinder“ ist, wurde bereits im entsprechenden Kapitel detailliert beschrieben. Es sollte natürlich die Aufgabe jeder Schule sein, die Kinder mit gleichen Voraussetzungen aus ihrer Obhut zu entlassen, um allen Heranwachsenden den gleichen Start in das weitere Leben zu ermöglichen. Diese Aufgabe muss im kognitiven sowie im körperlichen Bereich als Grundaufgabe gelten. Aus diesem Grund wird zu Recht die momentane Situation von vielen offiziellen Stellen im In- und Ausland als besorgniserregend eingestuft. Aber es handelt sich bei dieser körperlichen Entwicklung unserer Kinder, die sicherlich durch die veränderte Gesellschaft hervorgerufen wird, ausschließlich um Zivilisationskrankheiten. Müllner (2004, S. 13) schreibt dazu: „Zivilisationskrankheiten im weitesten Sinne sind Erkrankungen, die durch ungesunde Lebensweisen hervorgerufen werden. Kurz wir rauchen, wir bewegen uns zu wenig, essen das Falsche – und davon oft zu viel. Außerdem leiden wir unter Stress.“ Aber die Jüngsten in unserer Gesellschaft können an dieser Entwicklung sicherlich nicht Schuld sein. Diese so genannten Zivilisationskrankheiten, wie Haltungs- und Muskelschwächen mit allen ihren Auswirkungen sowie Herz-Kreislauf-Problem und Diabetes mellitus Typ 2, sind sicherlich das größte Problem für jeden Einzelnen und dadurch aber auch für die Volksgesundheit im Allgemeinen (vgl. Müllner, 2004). Daher muss man sich auch der Aufgabe der „bewegten Schule“ bewusst sein. Soll es sich dabei bereits um einen therapeutischen oder einen präventiven Ansatz handeln? Dem zufolge muss man sich erst der Begriffe Therapie und Prävention bewusst werden. Bös & Feldmeier (1992, S. 199) schreiben zur Therapie: „Therapie ist eine Sammelbezeichnung für alle Maßnahmen der Behandlung von Kranken. Hierzu gehören insbesondere alle ärztlich indizierten, verordneten, dosierten und kontrollierten Maßnahmen zur Wiederherstellung der Gesundheit bzw. um eine

Verschlimmerung einer Erkrankung zu vermeiden.“ Röhlig (1992, S. 514) schreibt weiters dazu: „Eine Therapie umfasst drei Schritte:

- die Diagnose (Krankheitsbild , Symptome) durch Anamnese, Interview und Test
- den Behandlungsplan
- die Prognose (Ziele der Therapie)“

Nach dieser Definition kann es sich daher bei der bewegten Schule nicht um einen therapeutischen Ansatz handeln. Vielleicht kann man sich mit dem Begriff Prävention der Aufgaben einer Schule besser annähern. Prävention wird von Bös & Feldmeier (1992, S. 165) wie folgt definiert: „Prävention beschreibt alle Maßnahmen zur Vermeidung von Krankheiten. Hierzu gehören zum einen Maßnahmen zur Vermeidung von gesundheitsschädlichen Verhaltensweisen als auch Maßnahmen zur Früherkennung von möglichen Risikofaktoren.“ Röhlig (1992, S. 364) erweitert die Definition um: „Prävention sind Inhalte, Konzepte und praktische Maßnahmen zur Erhaltung von Gesundheit bzw. zur Verhinderung von Krankheiten.“ Er unterscheidet dabei in objekt- und subjektbezogene Prävention. Bei der objektbezogenen Prävention stehen die: „Auswirkungen sportlicher Aktivität auf gesundheitsrelevante Adaptationsprozesse (Erhaltung der muskulären Balance, psychophysische Stabilisierung organische Leistungsfähigkeit etc.) im Mittelpunkt. Im Gegensatz dazu beschreibt er die subjektbezogene Prävention mit: „Die zunehmend notwendiger werdenden Überlegungen hinsichtlich funktioneller und gesunder sportlicher Belastungsgestaltung.“

Diese Autoren unterscheiden aber grundsätzlich primäre, sekundäre und tertiäre Prävention und beschreiben die Inhalte wie folgt (vgl. Bös & Feldmeier, 1992 und Röhlig, 1992):

- Primäre Prävention:

Die primäre Prävention sollte bereits im Elternhaus beginnen, im Kindergarten, in der schulischen Erziehung und bis hinein in den Arbeitsprozess fortgesetzt werden, um durch eine entsprechende Lebensführung der Entstehung von Risikofaktoren vorzubeugen.

- Sekundäre Prävention:

Die sekundäre Prävention bezeichnet die Maßnahmen zur Früherkennung von und zum Abbau von bereits bestehenden Risikofaktoren. Erst hier beginnt unser Gesundheitssystem initiativ zu werden.

- Tertiäre Prävention:

Hier geht es um die Krankheitsphase, in der schon sicht- und/oder fühlbare Störungen oder Beeinträchtigungen eingetreten sind. Es kommt zu einer Überschneidung von präventiven und rehabilitativen Maßnahmen. Ziel ist die möglichst vollständige Wiederherstellung und Wiedereingliederung.

Diese Beschreibung kann schon eher auf eine bewegte Schule zutreffen und findet sich vor allem in der primären Prävention wieder und kann zugleich auch bis zur sekundären Stufe ausgebaut werden. Jedoch handelt es sich dabei um eine sehr medizinische Herangehensweise an die Thematik, und Schule hat noch immer einen pädagogischen Ansatz zu verfolgen. Somit ist der therapeutische und präventive Ansatz aus medizinischer Sicht durchaus der richtige, aber aus Sicht der Pädagogik muss man vielleicht den Begriff Gesundheitserziehung und -förderung in den Vordergrund rücken (vgl. Hollmann & Hettinger ,1990). Röthig (1992, S. 182) beschreibt diese treffend: „Unter Gesundheitserziehung wird ein pädagogisches Handeln verstanden, das auf die Gesundheit in der Entwicklung von (jungen) Menschen zielt. Während Gesundheitsförderung die Verbesserung konditioneller Fähigkeiten im Sinne eines präventiven Trainings meint und Gesundheitsbildung die individuelle Stärkung der gesamten Persönlichkeit anstrebt, betont Gesundheitserziehung den Prozess einer selbständigen und verantwortlichen Lebensführung. Hier werden in ganzheitlicher Betrachtung neben dem Erfahren und Begreifen physischer Zusammenhänge auch die psychischen Befindlichkeiten, der soziale Kontext und das ökologische Umfeld bedeutsam.“ (vgl. Bös & Feldmeier, 1992). Daher muss nicht nur ein Umdenken bei den Pädagogen und den heutigen Eltern, sondern auch in der Politik stattfinden. Hollmann & Hettinger (1990, S. 491) wissen diesen Tatbestand gut zu beschreiben: „Gesundheitliche Aspekte sind heute zu einem zentralen politischen Problem geworden. Die Kostenflut für therapeutische und rehabilitative Maßnahmen hat kaum noch zu tolerierende Dimensionen erreicht. Die einzige Möglichkeit, kausal eindämmend wirksam zu werden, stellt die Förderung der Prävention dar.“ Folgendes wurde von den Autoren, kurz und bündig, als Lösungsansatz mitgeliefert: „Es kommt darauf an, durch eine entsprechende Information schon im frühen Schulalter ein Wissen um die Zusammenhänge zu vermitteln und ein solches Verständnis zu wecken, dass die erhaltene Information tatsächlich in die praktische Lebensführung umgesetzt wird (Gesundheitsbildung).“

Auch Österreich hat bereits die Kinderrechtskonvention der Vereinten Nationen ratifiziert, welche unseren Kindern und Jugendlichen das Recht auf ein Höchstmaß an möglicher Gesundheit zuschreibt (Art. 24, Abs. 1 UN Kinderkonvention). Dieses Recht wurde im August 2007 durch die WHO neuerlich als „the right to health“ bestätigt und formuliert (Joint fact

sheet /OHCHR/232). Hierbei wurde nochmals festgehalten, dass Gesundheit mehr ist als ein gesundes und erfülltes Leben ohne Krankheit. Neben dem persönlichen-individuellen Recht auf Gesundheit unserer Kinder und Jugendlichen wurde den Auswirkungen, die die Gesundheit unserer Kinder und Jugendlichen für unser aller Zukunft hat, noch mehr Bedeutung zugeschrieben. Trotz dieser Versprechungen und Zusagen der österreichischen Politik können sich die Zahlen der EU-Studie von Health Consumer Powerhouse 2007, denen zufolge Österreich auf Platz 1 der europäischen Gesundheitssysteme liegt, über folgenden Tatbestand nicht hinwegsetzen. Laut einer aktuellen OECD-Studie aus dem Jahre 2009 gilt dieses Ergebnis nur ab dem 45. Lebensjahr. Bei den Gesundheitsausgaben für das Lebensalter 5- bis 15-jähriger Kinder und Jugendlicher nimmt Österreich nur den vorletzten Platz von 21 europäischen Ländern ein. In Zahlen bedeutet das für Österreich, Kinder und Jugendliche von 0-18 Jahren nehmen 19% der Bevölkerung ein und erhalten nur etwa 7% der Gesundheitsausgaben (vgl. Vavrik & Damm, 2007 und Vavrik, 2010).

Die Ansätze zur Verbesserung dieser Situation dürfen nicht nur leere Versprechungen der Politik bleiben. Auch innerhalb Österreichs gibt es einige Abmachungen zur Weiterentwicklung der Gesundheitsförderung im Kindes- und Jugendalter. Die „Fit für Österreich Charta“, erstellt 2009 und unterzeichnet durch das Sportministerium, die Österreichischen Bundes-Sportorganisation (BSO) und die Dachverbände, zum Thema „Kinder gesund bewegen“ schreibt folgende wichtige Aspekte in ihrem Fünf-Punkte Katalog vor. Auszugsweise sind anbei die zwei bedeutendsten Punkte von Fit für Österreich (2009) angeführt:

- Punkt 4:

Die Förderung körperlicher Aktivität muss in allen Politikfeldern (Bildung, Arbeit, Forschung, Verkehr, etc.) als Aufgabe wahrgenommen werden. Rahmenbedingungen und Maßnahmen sind auf Bewegungsfreundlichkeit zu prüfen.

Kinder brauchen Zeit und Raum für Bewegung. Die Berücksichtigung dieser Bedürfnisse bei allen baulichen Maßnahmen gehört ebenso dazu, wie eine Verkehrsplanung, die den Kindern gefahrlose Mobilität ermöglicht.

- Punkt 5:

Nachhaltiges Wohlbefinden des Menschen setzt aktive, selbstverantwortliche Entscheidungen zur Bewegung voraus. Regelmäßige körperliche Aktivität ist als biologische Notwendigkeit in der Bevölkerung zu verankern und Aufklärung sowie Erziehung zur aktiven Bewegung zu fördern.

Vor allem Eltern, Kleinkindpädagogen und Lehrer müssen umfassend unterstützt werden, um regelmäßige Bewegung als unbestrittene Notwendigkeit zu etablieren. Der Bewegungsaspekt ist in den pädagogischen Ausbildungen besonders zu betonen

Hiermit bestätigen die Unterzeichner ihren Willen, in ihrem Einflussbereich verstärkt für Bewegung und zur Förderung eines gesunden Lebensstils aktiv einzutreten.

Das Sportministerium, die BSO und das BMUKK haben im Juli 2009 einen Rahmenvertrag zur Zusammenarbeit von Schule und Sport bei Angeboten von Bewegung, Spiel und Sport in österreichischen Schulen unterzeichnet. Darin steht geschrieben, dass die österreichische Bundesregierung das Ziel verfolgt, die Sportaktivität der Bevölkerung zu steigern und bewusstseinsbildende Maßnahmen für die Bedeutung von gesundheitsfördernden Sport- und Bewegungsaktivitäten zu setzen. Vor allem im Volksschulalter soll eine Bewegungsoffensive stattfinden, um nachteiligen Entwicklungen der körperlichen Fähigkeiten entgegenzuwirken und die Gesundheitszustände unserer Kinder zu verbessern. Unter 1.3. der Grundsätze wurde folgendes unterzeichnet (BMUKK, Sportministerium & BSO, 2009, S. 2):

„Dem hohen Stellenwert von Bewegung und Sport für die gesunde Entwicklung von Schülerinnen und Schülern Rechnung tragend und in Anerkennung der Zielsetzungen der „Fit für Österreich“-Charta sind Schulen über den verpflichtenden Bewegungsunterricht hinaus bestrebt, Bewegung und Sport noch stärker als bisher im Lebensraum Schule zu verankern und vielfältige, den Grundsätzen der Nachhaltigkeit und Qualität verpflichtete, Bewegungsmöglichkeiten anzubieten, auch unter Hinzuziehung von entsprechenden Partnern. Dabei wird gemeinnützigen Sportvereinen bzw. Sportorganisationen eine ihrer besonderen Kompetenz für Bewegung, Sport und Spiel entsprechende Bedeutung zugemessen.“

Nachdem sich die offiziellen Stellen auf diese Inhalte geeinigt haben, dürfte das Konzept der „bewegten Schule“ auch nicht mehr an der Finanzierung scheitern. Wenn dem jedoch so ist, können nur fadenscheinige Ausreden Grund dafür sein. Bei einer nachhaltigen Betrachtung der Situation kann alleine durch die durch eine gute motorische Ausbildung vermiedenen Unfälle eine erhebliche Summe eingespart werden. Wenn die 4% weniger Unfälle, die bereits Müller & Petzold (2002) errechnet haben, den 49.276 Schüler und Studentunfällen lt. AUVA (Bewegung des Körpers ohne körperliche Belastung und Sturz von Personen) gegenüber gestellt werden, ergibt sich eine Kosteneinsparung für 1.971 Unfälle. D.h. in einem Jahr einer erfolgreichen Umsetzung dieses Konzeptes können bei durchschnittlich € 19.000,-- Kosten für einen Unfall eine Summe von € 37.449.000,-- eingespart werden. Wenn dann noch die 36.573 Unfälle aus „Sturz und Fall“ der Erwachsenen aufgerechnet werden, ergeben sich um weitere 1.462 Unfälle weniger (€ 27.778.000,--). Somit würde mit diesem Konzept, hochgerechnet auf eine Lebensspanne, pro Jahr eine Summe von € 65.227.000,--

eingespart werden. Diese Beträge sollen nur verdeutlichen, welches Einsparungspotenzial in diesem Bereich liegt und dürfen nicht ohne diesen Zusammenhang betrachtet werden.

Zum Abschluss soll nochmals hervorgehoben werden, dass es sich bei der bewegten Schule um einen ganzheitlichen Ansatz handelt und die Teilziele nicht einzeln betrachtet werden dürfen. Die Teilbereiche der bewegten Schule, wie z.B. bewegte Pause, bewegter Unterricht und vor allem ein veränderter Sportunterricht, können Schritt für Schritt und kostengünstig am jeweiligen Institut umgesetzt werden. Bachl (1997, S. 124) beschreibt sehr passend: „Ganz in diesem Sinne der Notwendigkeit von mehrmalig täglicher Bewegung muss jedenfalls verhindert werden, dass sport- und leistungsfeindliche Schultheoretiker Haltungsgymnastik- und Dehnungsprogramme, die in Schulstunden eingeschoben werden, als Argumentation für eine weitere Streichung von Schulturnstunden wählen.“ Vielmehr muss es zu folgender Forderung an die Politik kommen, die Bachl (1997, S. 124) bereits formuliert hat „Eine Umkehr zu mehr Schulturnstunden, in denen neben der breitbasigen motorischen Entwicklung viele gesundheitsbezogene Schwerpunkte integriert werden können, muss daher nach wie vor eine gesundheitspolitische Forderung von Eltern, Lehrern und Ärzten/bes. Schulärzten sein!“

Auch wenn das Konzept der „bewegten Schule“ nicht in allen Ausbildungsstätten einzuführen ist, wäre zu überlegen in Wien ein Masterkonzept auf einem bewegten Campus, mit Vorbildwirkung für ganz Österreich, umzusetzen.

16 Schlusswort

Auf Grund der momentanen finanziellen Situation des Universitätsbudgets und der allgemein schlechten Wirtschaftslage wird eine baldige Errichtungen bzw. Neugestaltung, des bewegten Campusmodells für das ZSU nicht umsetzbar sein. Trotzdem dürfen alle beteiligten Personen dieses Masterkonzept nicht aus dem Blickfeld verlieren. Nur durch ständiges Lobbying bei den betreffenden Stellen kann die Vision, einen stadtähnlichen Campus zu errichten, Wirklichkeit werden. Der Campus würde nicht nur den Studenten und den Forschern bei ihrer Arbeit helfen, sondern könnte auch die Bevölkerung zum vermehrten Sportreiben anregen. Somit könnten alle Altersgruppen von einem bewegten Campus profitieren und bei weiteren Investitionen ist sogar die Möglichkeit gegeben, ein neues Leistungszentrum für den Spitzensport zu integrieren.

Durch die Tatsache, dass wir den möglichen Campus wieder aus einem anderen Blickwinkel betrachtet haben, hoffen wir, dass es uns möglich ist, einige Hinweise zur Errichtung eines

Campusmodells geben zu können und dadurch zu einer besseren Lösung beitragen werden. Durch das Aufzeigen der neuen Möglichkeiten für die Inklusion auf der Schmelz werden sicherlich weitere Standorte auf diese Thematik aufmerksam werden und diesem Modell folgen. Somit hoffen wir, dass das vorgestellte Campusmodell in naher Zukunft im Sinne aller Beteiligten umgesetzt werden kann, um ein Paradebeispiel eines Campus für ganz Österreich zu gestalten.

Literaturverzeichnis

- Andreacs, H. (1995). Standpunkt. Aufsätze zu Leibeserziehung und Schulsport aus fünfundzwanzig Jahren. Wien: ÖBV Pädagogischer Verlag.
- Arbeitsgruppe. (2001). Bericht der Arbeitsgruppe Behindertensport. Zugriff am 10.05.2010 unter <http://www.vereinsmeier.at/real/39717/doc/139717021.html>.
- AUVA Allgemeine Unfallversicherungsanstalt. (1980). Ergebnisbericht der Enquete „Versehrtensport in Österreich“. Wien: AUVA.
- AUVA Allgemeine Unfallversicherungsanstalt. (2009a). Unfallstatistik Schüler 2004-2008. Schwerpunkt Sport. Zugriff am 10.05.2010 unter http://www.auva.at/mediaDB/MMDB131167_Unfallstatistik%20Sch%C3%BCler%202003-2007.pdf.
- AUVA Allgemeine Unfallversicherungsanstalt. (2009b). Jahresbericht der AUVA 2008. Zugriff am 10.05.2010 unter http://www.auva.at/mediaDB/629859_JB%202008.pdf.
- AUVA Allgemeine Unfallversicherungsanstalt. (2009c). Wilde Buben? Wilde Mädchen!. Zugriff am 10.05.2010 unter http://www.auva.at/mediaDB/569416_Sonderauswertung%20Sept.%202009.pdf.
- AUVA Allgemeine Unfallversicherungsanstalt. (2009d). Auszug aus der Statistik 2008. Zugriff am 10.05.2010 unter http://esv-sva.sozvers.at/mediaDB/558077_Auszug%20Statistik%202008.pdf.
- AUVA Allgemeine Unfallversicherungsanstalt. (2009e). Unfallstatistik Sturz und Fall 2004-2008. Zugriff am 10.05.2010 unter http://www.auva.at/mediaDB/MMDB130104_Sturz_und_Fall.pdf.
- Bach, L. (2001). Der neue Leitfaden für die Sportstättenentwicklungsplanung. In A. Hummel & A. Rütten, (Hrsg.), Handbuch Technik und Sport (S. 301-313). Beiträge zur Lehre und Forschung, Bd. 130. Schorndorf: Hofmann.
- Bachl, N. (1997). Sport als Prävention für ein modernes Gesundheitssystem. In O. Weiss (Hrsg.), Sport, Gesundheit, Gesundheitskultur, (S. 111-128). Wien: Böhlau.
- Bärsch, W. (1973). Der Behinderte inmitten oder am Rande der Gesellschaft. In G. Heese (Hrsg.), Schulrecht und Schulorganisation im Sonderschulwesen, Bd. 5, (S. 7-23). Berlin-Charlottenburg: Carl Marhold Verlag.
- Bezirksmuseum. (2010). Bezirkswappen. Zugriff am 20.02.2010 unter <http://www.bezirksmuseum.at/default/typo3temp/pics/88ecae0904.jpg>.
- BMUKK, Sportministerium & BSO. (2009). Rahmenvereinbarung. Zugriff am 11.05.2010 unter http://www.bewegung.ac.at/fileadmin/aktuell/Rahmenvereinbarung_Schule_und_Sport.pdf.
- BMUKK. (1998). Klug und Fit in der Schule. Bericht zur Aktion Bewegte Schule. Zugriff am 10.05.2010 unter http://www.bewegung.ac.at/uploads/media/Bericht_bewegte_Schule.PDF.
- Borcke von, B. (1986). Behindertensport im Allgemeinen Hochschulsport. Hamburg: Czwalina.
- Bös, K. & Feldmeier, Ch. (1992). Lexikon: Bewegung & Sport zur Prävention & Rehabilitation. Oberhaching: sportinform Verlag.
- Brehm, W. (1975). Sport als Sozialisationsinstanz traditioneller Geschlechtsrollen. Zur Frage der Koedukation im Sport. Giessen/Lollar: Andreas Achenbach Verlag.

- Brenner, G. (1995). *Gerätekunde und Sportstättenbau. Skriptum für Gerätekunde und Sportstättenbau an der BAfL Wien.*
- Bundesbaudirektion für Wien, Niederösterreich und Burgenland. (1994). *Universitäts-Sportzentrum 2. Auf der Schmelz 8 1150, Wien: BBD, Bundesbaudirektion Wien.*
- Bundesinstitut für Sportwissenschaft. (2000). *Leitfaden für die Sportstättenentwicklungsplanung. Schriftenreihe des Bundesinstituts für Sportwissenschaft, Bd. 103. Schorndorf: Hofmann.*
- Dinold, M. (1995). *Dokumentation der sportlichen und/oder kulturellen Freizeit – oder Ausbildungsangebote für behinderte (und nichtbehinderte) Menschen. Wien: Universität Wien, Institut für Sportwissenschaften.*
- Dinold, M. (2006). *Behinderten- und Integrationspädagogik. Skriptum für Themen der Bewegungs- und Sportpädagogik WS 06/07. Wien: Universität Wien, Institut für Sportwissenschaften.*
- Dörner, D. (1989). *Die Logik des Misslingens. Strategisches Denken in komplexen Situationen. Reinbek: Rowohlt.*
- Eckl, S. (2006). *Kommunale Sportförderung in Baden-Württemberg. Stand, Entwicklung und Perspektiven. In J. Wetterich, H. Schrader & S. Eckl, (Hrsg.), Sportentwicklungsplanung und Politikberatung, Bd. 4. Berlin: Lit-Verlag.*
- Eckl, S. (2008). *Kooperative Planung in der kommunalen Sportpolitik. Evaluation eines bürgerbeteiligten Verfahrens in der kommunalen Sportentwicklungsplanung. In J. Wetterich, H. Schrader & S. Eckl, (Hrsg.), Sportentwicklungsplanung und Politikberatung, Bd. 7. Münster: Lit-Verlag.*
- Eckl, S., Gieß-Stüber, P. & Wetterich, J. (2005). *Kommunale Sportentwicklungsplanung und Gender Mainstreaming. Konzepte, Methoden und Befunde aus Freiburg. In J. Wetterich, H. Schrader & S. Eckl, (Hrsg.), Sportentwicklungsplanung und Politikberatung, Bd. 1. Münster: Lit-Verlag.*
- Elbe, J. & Wilhelm, M. (2004). *Der Campus. Zur Zukunft deutscher Hochschulräume im internationalen Vergleich. Zugriff am 10.05.2010 unter <http://www.scribd.com/doc/20078405/Campus-zur-Zukunft-deutscher-Hochschulraume-im-internationalen-Vergleich-Elbe-Judith-Wilhelm-Martin-mit-Julia-Goldschmidt>.*
- Enzenhofer, F. & Herndl, H. (2008). *Ernährung, Bewegung, Haltung: „Kinder lernen Gesundheit“. Zugriff am 5.5.2010 unter http://www.land-oberoesterreich.gv.at/cps/rde/xbcr/SID-F116347E-89DD2B5A/ooe/PK_Enzenhofer_14.10.2008_Internet.pdf.*
- Feyerer, E. (1998). *Behindern Behinderte? Integrativer Unterricht auf der Sekundarstufe I. Innsbruck/Wien: Studien Verlag.*
- Fit für Österreich. (2009). *Fit für Österreich – Charta. Kinder gesund bewegen. Zugriff am 09.05.2010 unter <http://www.fitfueroesterreich.at/download/text/2093/kinder-charta-web.pdf>.*
- Frick, B. (2003). *Fans, Vereine, Kommunen – Wer profitiert von modernisierten und neuen Stadien? In M.P. Büch (Hrsg.), Nachhaltigkeit von Sportstätten, (S. 109-128). Köln: Sport & Buch Strauß.*
- Frohn, J. (2007). *Mädchen und Sport an der Hauptschule. Sportsozialisation und Schulsport von Mädchen mit niedrigem Bildungsniveau. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.*
- Gothe, K. (2009). *Universität in der Stadt – Räume für die Wissensgesellschaft. Zugriff am 10.05.2010 unter www.corp.at/corp_relaunch/papers_txt.../CORP2009_123.pdf.*

- Gräsel, E. M. (2002). Methodische Überlegungen zur Bewegungserziehung im Kindergarten. In Ch. Niederle, (Hrsg.), Methoden des Kindergartens, Sonderdruck der Fachzeitschrift Unsere Kinder. Bd. 2. Linz: Lernbehelf Bildungsanstalten für Kindergartenpädagogik.
- Greier, K. (2007). Bewegte Schule. Bewegungsorientierte Gesundheitsförderung in der Volksschule – Ergebnisse eines vierjährigen Präventionsprojektes. Purkersdorf: Hollinek.
- Griebel, M. & Niederkorn, H. (2005). Zeitsprünge. Wien Rudolfsheim-Fünfhaus. Erfurt: Sutton GmbH.
- Größing, S. (1993). Bewegungskultur und Bewegungserziehung. Schorndorf: Hofmann.
- Grünwald-Huber, E. (1997). Koedukation und Gleichstellung. Eine Untersuchung zum Verhältnis der Geschlechter in der Schule. Chur/Zürich: Rüegger Verlag AG.
- Güldenpfennig, S. (2003). Die vier Seiten der Nachhaltigkeit von Sportstätten. In M.P. Büch (Hrsg.), Nachhaltigkeit von Sportstätten, (S. 87-108). Köln: Sport & Buch Strauß
- Hartmann, D. (2000) Leitfaden für die Sportstättenentwicklungsplanung. In Landessportbund Hessen e.V. (Hrsg.), Zukunftsorientierte Sportstättenentwicklung, Bd. 7, Sportstättenentwicklungsplanung – Seminardokumentation, (S. 15-18). Aachen: Meyer & Meyer.
- Heese, G. und Solarova, S. (1973). Behinderung und soziale Devianz. In G. Heese (Hrsg.), Schulrecht und Schulorganisation im Sonderschulwesen, Bd. 5, (S. 25-60). Berlin-Charlottenburg: Carl Marhold Verlag.
- Hensle, U. & Vernooij, M. A. (2000). Einführung in die Arbeit mit behinderten Menschen I. Theoretische Grundlagen (6., völlig neu bearb. u. erw. Aufl.). Wiebelsheim: Quelle & Meyer.
- Hensle, U. (1982). Einführung in die Arbeit mit Behinderten. Psychologische, pädagogische und medizinische Aspekte. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Hoffmann, P. (1994). Geleitwort aus Sicht der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Sportämter (ADS). In H. Hübner (Hrsg.), Von lokalen Sportverhaltensstudien zur kommunalen Sportstättenentwicklungsplanung. Beiträge zu einer zeitgemäße kommunalen Sportentwicklung (S. 2-4). Münsteraner Schriften zur Körperkultur, Bd. 18. Münster: Lit-Verlag.
- Hollmann, W. & Hettinger, Th. (1990). Sportmedizin. Grundlagen für Arbeit, Training und Präventivmedizin. Stuttgart: Schattauer.
- Horstkemper, M. & Kraul M. (1999). Koedukation. Erbe und Chancen. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Huber, G. (1996). Bewegung, Sport und Gesundheit – mögliche Zusammenhänge. In H. Rieder, G. Huber und J. Werle (Hrsg.), Sport mit Sondergruppen: Ein Handbuch, (S. 91-111). Schorndorf: Hofmann.
- Hübner, H. (1994). Von lokalen Sportverhaltensstudien zur kommunalen Sportstättenentwicklungsplanung – Hinweise zur gegenwärtigen Situation. In H. Hübner (Hrsg.), Von lokalen Sportverhaltensstudien zur kommunalen Sportstättenentwicklungsplanung. Beiträge zu einer zeitgemäßen kommunalen Sportentwicklung (S. 5-14). Münster: Lit-Verlag.
- Hübner, H. (2000). Leitfadenorientierte Sportstättenentwicklungsplanung in Kommunen unterschiedlicher Größe. In Landessportbund Hessen e.V. (Hrsg.), Zukunftsorientierte

- Sportstättenentwicklung, Bd. 7, Sportstättenentwicklungsplanung – Seminardokumentation, (S. 51-66). Aachen: Meyer & Meyer.
- Innenmoser, J. (1982). Leistungssport als attraktives Angebot für behinderte Jugendliche. 1. Teil: „Pro zum Leistungssport“. Behindertensport, 31 (10), S. 217-221.
- Jägemann, H. (2000). Entwurf eines Idealtypischen Planungsprozesses. In Landessportbund Hessen e.V. (Hrsg.), Zukunftsorientierte Sportstättenentwicklung, Bd. 7, Sportstättenentwicklungsplanung – Seminardokumentation, (S. 7-14). Aachen: Meyer & Meyer.
- Jantzen, W. (1974). Sozialisation und Behinderung. Studien zu sozialwissenschaftlichen Grundfragen der Behindertenpädagogik. Gießen: Focus-Verlag.
- Jochheim, K. A. & Schoot van der, P. (1981). Behindertensport und Rehabilitation. Teil II Körperbehinderte, Hörgeschädigte, Sehbeschädigte, Therapeutisches Reiten, Schulsonderturnen, Ausbildungssituation. Schriftenreihe des Bundesinstituts für Sportwissenschaften, Bd. 37. Schorndorf: Hofmann.
- Jucies, A. (1992). Sozialisation und Sport in der Gleichaltrigengruppe. Wien: Universität Wien, Institut für Sportwissenschaften.
- Kapustin, P. (1991). Familie und Sport: Spiel – Spaß – Gemeinschaft. Aachen: Meyer & Meyer.
- Kiphard, E. (1991). Bewegungs- und Sportkindergärten. Praxis der Psychomotorik, 2, S. 116-119.
- Klee, E. (1974). Behinderten Report I. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Klein, M. (1982). Die Sozialisation zum Sport ist lebenslang. In P. Becker, (Hrsg.), Sport und Sozialisation (S. 49-66). Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Klusacek, Ch. & Stimmer, K. (1978). Rudolfsheim-Fünfhaus. Zwischen Wienfluss und Schmelz. Wien: Mohl.
- Kobi, E. (1994). Was bedeutet Integration? Analyse eines Begriffes. In H. Eberwein (Hrsg.), Behinderte und Nichtbehinderte lernen gemeinsam. Weinheim/Basel: Beltz.
- Koch-Priewe, B. (2002). Schulprogramme zur Mädchen- und Jungenförderung. Die geschlechterbewusste Schule. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- Köhl, W. & Bach, L. (2006). Leitfaden für die Sportstättenentwicklungsplanung. Kommentar. Köln: Sport & Buch Strauß.
- Köhl, W. (1999). Der wissenschaftliche Blick in die Zukunft. Delphi-Untersuchungen als Prognoseverfahren für eine Langfristvorausschau. Vermessungswesen und Raumordnung, 61. Köln: Sport & Buch Strauß.
- Kolgin, C. (2003). Sinnvoll, machbar – und im Lehrplan schon verankert. Das Thema „Behinderung“ im Unterricht. In R. Möller (Hrsg.), Blickwechsel: Von Behinderten lernen, (S. 134-142). Hamburg: Edition Körber-Stiftung.
- Kosel, H. & Froböse, I. (1999). Rehabilitations- und Behindertensport: Körper- und Sinnesbehinderte. München: Plaum.
- Krebs, H. (1985). Gesundheit, Krankheit, Behinderung. In E. Grond (Hrsg.), Einführung in die Sozialmedizin für Sozialarbeiter, Sozial- und Heilpädagogen, (S. 15-25). Dortmund: Verlag Modernes Lernen.

- Krombholz, H. (2005). Bewegungsförderung im Kindergarten. Ein Modellversuch. Beiträge zur Lehre und Forschung, Bd. 152. Schorndorf: Hofmann.
- Kugelman, C. (1980). Koedukation im Sportunterricht. Aus der Wissenschaft für die Praxis, Bd. 4. Bad Homberg: Limpert Verlag GmbH.
- Kühnhammer, E. (2004). Die Umsetzung des didaktischen Konzeptes der "bewegten Schule" in der öö Lehrerfortbildung und ihre Auswirkungen auf den Schulalltag in der Volksschule. Salzburg: Pädagogische Akademie.
- Kunz, T. (1991). Psychomotorische Förderung – ein neuer Weg der Unfallverhütung im Kindergarten. Frankfurt am Main: Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Fachbereich Psychologie.
- Kunz, T. (1993). Weniger Unfälle durch Bewegung. Mit Bewegungsspielen gegen Unfälle und Gesundheitsschäden bei Kindergartenkindern. Reihe Motorik, Bd. 14. Schorndorf: Karl Hofmann.
- Leber, R. (2001). Sozialisation im Sport aus Sicht der Kommune. Die sozialisierende Wirkung des Breiten-, Schul- und Leistungssports. Wien: Typo Druck Sares GmbH.
- Leber, R. (2004). Sportkommunale Entwicklung am Beispiel des Sport- und Erholungszentrums Prater in Wien. Sozialisationstheoretische Aspekte aus Sicht der Kommune. Wien: Universität Wien, Fakultät für Human- und Sozialwissenschaften.
- Lechner, H. (2007). USZ III. Universitätssportzentrum Schmelz. Zugriff am 10.05.2010 unter http://sharepoint.hlechner.at/sites/hlztg/05_bilder/wbw222_usz.jpg.
- Lorenzen, H. (1961). Lehrbuch des Versehrtenports. Bewegungstherapie als Mittel der Rehabilitation. Versehrtenleibesübung aus sportpädagogischer Sicht. Stuttgart: Ferdinand Enke.
- MA 18. (2008). Städtebauliches Standortkonzept für Universitäten in Wien. Zugriff am 10.05.2010 unter http://static.twoday.net/chorherr/files/beilage_1_20060123-stek28-steka44-top1-uni-sto-konzept.pdf.
- MA 66. (1985). Wiener Bezirksdaten. 15. Bezirk – Rudolfsheim-Fünfhaus. Wien: Gisteldruck
- Matthesius, R. G. (1995). Die ICDH. International Klassifikation der Schädigungen, Fähigkeitsstörungen und Beeinträchtigungen. Berlin: Ullstein Mosby.
- Mattivi, K. (1994). Psychische Wirkung von Sport und Bewegung auf Menschen mit Behinderung. Konsequenzen für ein Modell im Raum Südtirol. Wien: Universität Wien, Institut für Sportwissenschaften.
- Mayer-Roth, U. (1996). Bewegung als Konzept zur Gesundheitsförderung in Volksschulen und Kindergärten. Wien: Universität Wien, Institut für Sportwissenschaften.
- Meneghini, J. (2008). Bewegungspädagogische Konzepte in Kindergärten. Eine qualitative Vergleichsstudie unter Einbeziehung von Gründungsgedanken verschiedener Kindertageseinrichtungen in Österreich. Wien: Universität Wien, Institut für Sportwissenschaften.
- Mössenböck, B. (2003). Integration im Sport. Eine Erhebung zur Integration von Menschen mit Behinderungen / Einschränkungen in den allgemeinen Sportvereinen und –verbänden in Österreich. Wien: Universität Wien, Fakultät für Human- und Sozialwissenschaften.

- Müller, Ch. & Petzold, R. (2002). Längsschnittstudie bewegte Grundschule. Ergebnisse einer vierjährigen Erprobung eines pädagogischen Konzeptes zur bewegten Grundschule. Sankt Augustin: Academia Verlag.
- Müller, Ch. & Petzold, R. (2006). Bewegte Schule. Aspekte einer Didaktik der Bewegungserziehung in den Klassen 5 bis 10/12. Sankt Augustin: Academia Verlag.
- Müller, Ch. (1999). Bewegte Grundschule. Aspekte einer Didaktik der Bewegungserziehung als umfassende Aufgabe der Grundschule. Sankt Augustin: Academia Verlag.
- Müllner, M. (2004). Epidemiologie der Zivilisationskrankheiten. In H. Zwick (Hrsg.), Bewegung als Therapie. Gezielte Schritte zum Wohlbefinden, (S. 13-31). Wien: Springer.
- Murschenhofer, E. (1996). Sozialisation und Sport. Wien: Universität Wien, Institut für Sportwissenschaften.
- Niel, G. (1980). Integration durch politische Bildung. Linz: Universität Linz.
- ÖBSV. (2007). Positionspapier des Österreichischen Behindertensportverbandes (ÖBSV). Zugriff am 10.05.2010 unter http://www.oebstv.or.at/files/doc/Dokumente/Positionspapier_Endfassung_neu07_.pdf.
- Otepka, K. (1994). Das USI – Wien. Geschichte und Entwicklung ab 1945. Wien: Universität Wien, Institut für Sportwissenschaften.
- Pfister, G. (1988). Zurück zur Mädchenschule?. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlag GmbH.
- Raffelsberger, Ch. (1998). Mikrokosmos Kindergarten. In Dungal, L. (Red.), Wien, Kindergärten. Der Stand der Dinge. (S. 16-19). Wien: Stadtplanung Wien.
- Rheker, U. (1997). Rollstuhlsport als spezielle Form des Integrationssports in Verein und Schule. Sportunterricht, 46 (9), S. 395-405.
- Roithinger, S., Schwarz, H. & Straka, M. (1994). Lebensqualität im Spannungsfeld Sport/Spiel/Therapie für behinderte Menschen. In S. Grössing, A. Sandmayr & R. Stadler (Hrsg.), Bewegung und Lebensqualität. Bericht über das 5. Symposium der Österreichischen Sportwissenschaftlichen Gesellschaft, Linz, Sept. 1993. Salzburg: ÖSG.
- Roth, R. (2003). Zukünftige Tendenzen in der Nachhaltigkeitsdiskussion von Sportstätten. In M.P. Büch (Hrsg.), Nachhaltigkeit von Sportstätten, (S. 23-33). Köln: Sport & Buch Strauß.
- Röthig, P. (1992). Sportwissenschaftliches Lexikon. Schorndorf: Hofmann Verlag.
- Rulofs, B. & Hartmann-Tews, I. (2006). Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht in der medialen Vermittlung von Sport. In I. Hartmann-Tews & B. Rulofs (Hrsg.), Handbuch Sport und Geschlecht (S. 230-242). Schorndorf: Hofmann.
- Rütten, A. & Schröder, J. (2001). Integrierte Planung. In A. Hummel & A. Rütten, (Hrsg.), Handbuch Technik und Sport (S. 327-336). Beiträge zur Lehre und Forschung, Bd. 130. Schorndorf: Hofmann.
- Rütten, A. & Ziemainz, J. (2009). Sportentwicklung und integrierte Planung. In E. Balz & D. Kuhlmann, (Hrsg.), Sportentwicklung. Grundlagen und Facetten (S. 107-118). Sportentwicklung in Deutschland, Bd. 21. Aachen: Meyer & Meyer.
- Rütten, A. (2001). Kooperative Planung. In A. Hummel & A. Rütten, (Hrsg.), Handbuch Technik und Sport (S. 317-327). Beiträge zur Lehre und Forschung, Bd. 130. Schorndorf: Hofmann.

- Rütten, A., Schröder, J. & Ziemainz, H. (2003). Handbuch der kommunalen Sportentwicklungsplanung. In Landessportbund Hessen e.V. (Hrsg.), Zukunftsorientierte Sportstättenentwicklung, Bd. 14. Aachen: Meyer & Meyer.
- Scheer, L. (1978). Die Behinderten. Wie weit kann man Behinderte integrieren? Internationale Erfahrungen und Vorschläge. Wien: Institut für Wohlstandsanalysen.
- Scheffel, H. (1996). Mädchensport und Koedukation. Aspekte einer feministischen Sportpraxis. Butzbach-Griedel: AFRA-Verlag.
- Scheid, V. & Mayer, C. (2003). Schüler begegnen behinderten Athleten. Ein Beitrag zur Integration im Schulsport. In R. Möller (Hrsg.), Blickwechsel: Von Behinderten lernen, (S. 62-86). Hamburg: Edition Körber-Stiftung.
- Scherney, A. & Mössenböck, B. (2001). Einführung in die Theorie Behindertensport. Skriptum für den Lehrwartekurs Behindertenschilaf. Wien: Bundesanstalt für Leibeserziehung.
- Scherney, A. (1991). Zur Situation des behinderten Menschen in Kultur und Gesellschaft und Ansätze zur Integration unter besonderer Berücksichtigung des (behinderten) Sports/der Leibesübungen. Wien: Universität Wien, Institut für Sportwissenschaften.
- Scheurecker, J. (2007). Universitätssportzentrum Wien. USZ III – Wettbewerbsgewinn. Zugriff am 10.05.2010 unter <http://www.architektur-scheurecker.com/architektur/offbau/usz/1.htm>.
- Schübl, E. (2005). Der Universitätsbau in der Zweiten Republik. Ein Beitrag zur Entwicklung der universitären Landschaft in Österreich. Wien: Verlag Berger
- Schüle, K. & Huber, G. (2000). Grundlagen der Sporttherapie. Prävention, ambulante und stationäre Rehabilitation. München: Urban & Fischer.
- Schüle, K. (2002). Barrierefrei, personelle und architektonische Rahmenbedingungen für integrativen Sport. In H. Ohlert & J. Beckmann (Hrsg.), Sport ohne Barrieren, (S. 88-96). Schorndorf: Hofmann.
- Schuster, D. (2003). Sport(studium) für Körper- und Sinnesbeeinträchtigte. Ein Interview in der Online Zeitung der Universität Wien mit Mag. Scherney Andrea. Zugriff am 10.05.2010 unter <http://www.dieuniversitaet-online.at/dossiers/beitrag/news/sport-studium-fur-korper-und-sinnesbeeintrachtigte/83.html>.
- Schwarz-Viechtbauer, K. (2010). Sportentwicklungspläne – Quo Vadis Österreich?. Schule & Sportstätte, 45, S. 12-13.
- Seichert, N. (2000). Sitz still!? – Aktiv-dynamisches Sitzen in der Schule. In H. Amberger, (Hrsg.), Bewegte Schule. Schulkinder in Bewegung (S. 91-96). Schorndorf: Hofmann.
- Stadt Wien. (2010). Rudolfsheim-Fünfhaus. Zugriff am 22.02.2010 unter <http://www.wien.gv.at/bezirke/rudolfsheim-fuenfhaus>.
- Strohkendl, H. (1982). Leistungssport als attraktives Angebot für behinderte Jugendliche. 2.Teil: „Kontra zum Leistungssport“. Behindertensport, 31 (11), S. 262-264.
- Strohmayer-Dangl, E. (2000). Identität und Motivation im österreichischen Körperbehindertensport. Wien: Universität Wien, Institut für Sportwissenschaften.
- Strohmeyer, H. (1987/88). Studienführer und Informationsbroschüre. Wien: Universität Wien, Institut für Sportwissenschaften.

- Surböck, A. (2005). Image und Öffentlichkeitsarbeit der lokalen Agenda 21. Wien: Universität Wien, Fakultät für Psychologie der Universität Wien.
- Thomas, D. (1980). Sozialpsychologie des behinderten Kindes. München: Reinhardt München.
- Tröster, H. (1990). Einstellungen und Verhalten gegenüber Behinderten. Bern/Stuttgart/Toronto: Hans Huber.
- Umweltbundesamt. (2002). Nachhaltige Entwicklung in Deutschland. Die Zukunft dauerhaft umweltgerecht gestalten. Zugriff am 10.05.2010 unter http://www.apug.de/archiv/pdf/uba_nachhaltige_entwicklung.pdf.
- Ungerer-Röhrich, U. (1997). Was bringt ein „bewegter“ Kindergarten für die Entwicklung der Kinder? – Ergebnisse einer Längsschnittuntersuchung. In R. Zimmer, (Hrsg.), *Bewegte Kindheit*. (S. 197-199). Schorndorf: Hofmann.
- Vavrik, K. & Damm, L. (2007). Visionen zur Verbesserung der Kinder- und Jugendgesundheit in Wien. Strategien einer zukunftsorientierten Kinder- und Jugendgesundheitsversorgung. Zugriff am 13.05.2010 unter http://www.kinderjugendgesundheit.at/uploads/media/Visionen_zur_Verbesserung_der_Kinder_gesundheit_LV2_01.pdf.
- Vavrik, K. (2010). Bericht zur Lage der Kinder- und Jugendgesundheit in Österreich 2010. Zugriff am 13.05.2010 unter http://www.kinderjugendgesundheit.at/fileadmin/files/TopThema/Pressekonferenz/Bericht_zur_Lage_der_Kinder-_und_Jugendgesundheit_2010_300dpi_Ausdrucken.pdf
- VDLÖ. (2008). Bewegung und Sport. Ein Leitbild für den Unterrichtsgegenstand und seine Lehrerinnen und Lehrer. Zugriff am 05.05.2010 unter <http://www.vdloe.at/wien/infos/leitbild/leitbild.pdf>.
- Voss, G. (1997). Das Leitbild einer Nachhaltigen Entwicklung – Darstellung und Kritik. Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialpolitik. Köln: Sport & Buch Strauß.
- Wanura, S. (2007). Bewegungsspiele von Kindern zur Nachkriegszeit in Rudolfsheim-Fünfhaus. Eine qualitative Studie mittels der Methoden des Leitfadeninterviews. Wien: Universität Wien, Institut für Sportwissenschaften.
- Wehr, P. Prüller, J. & Delp, H. (1999). Agenda 21 im Sportverein. Planungsgrundsätze und Praxisbeispiele für Vereine und Kommunen. In Landessportbund Hessen e.V. (Hrsg.), *Zukunftsorientierte Sportstättenentwicklung*, Bd. 5. Aachen: Meyer & Meyer.
- Weilandt, M. (1994). Sportstättenentwicklungsplan Bremerhaven. In H. Hübner (Hrsg.), *Von lokalen Sportverhaltensstudien zur kommunalen Sportstättenentwicklungsplanung*. Beiträge zu einer zeitgemäße kommunalen Sportentwicklung (S. 135-211). Münsteraner Schriften zur Körperkultur, Bd. 18. Münster: Lit-Verlag.
- Weineck, J. (2002). *Sportbiologie*. Balingen: Spitta.
- Weineck, J. (2010). *Optimales Training. Leistungsphysiologische Trainingslehre unter besonderer Berücksichtigung des Kinder- und Jugendtrainings*. Balingen: Spitta.
- Weishaupt, H. (1982). Sport und Lebensraum – Überlegungen zu einem ökologischen Verständnis der Sportsozialisation. In P. Becker, (Hrsg.), *Sport und Sozialisation* (S. 67-82). Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

- Weiß, O. (2008). Sport und Gesundheit. Die Auswirkungen des Sports auf die Gesundheit – eine sozio-ökonomische Analyse. In O. Weiß, (Hrsg.), Entwicklungstendenzen im Sport (S. 101-133). Wien: Lit Verlag.
- Werkstatt Grinzing. (2006). Projektstudie Radetzkykaserne.
- Werkstatt Grinzing. (2007). Behindertengerechtes sportmedizinisches und sportpädagogisches Zentrum/Heim. Stützpunkt für behinderte Sportler auf der Schmelz.
- Wetterich, J. & Klopfer, M. (2000). Kooperative Planung – Ein neuer Weg für die Praxis der Sportstättenplanung. In Landessportbund Hessen e.V. (Hrsg.), Zukunftsorientierte Sportstättenentwicklung, Bd. 7, Sportstättenentwicklungsplanung – Seminardokumentation, (S. 36-50). Aachen: Meyer & Meyer.
- Wimmer, M. (2005). Lernen braucht Bewegung. Sicherheitsmagazin, 2005 (6), S. 14-15.
- Wimmer, M. (2006). Bewegte Schule. Ein Beitrag zur Gesundheitserziehung. Zugriff am 12.05.2010 unter http://www.eduhi.at/dl/Bewegte_Schule.pdf.
- Woll, M. & Riek, M. (1995). Die Verbindung von Lernen und Bewegung als pädagogisches Prinzip in der Grundschule. Stuttgart: Ministerium für Kultus, Jugend und Sport.
- Wutz, E. (2000). Gesundheitserziehung in der Schule aus der Sicht des Bayerischen Kultusministeriums. In H. Amberger, (Hrsg.), Bewegte Schule. Schulkinder in Bewegung (S. 9-14). Schorndorf: Hofmann.
- Zimmer, R. (2003). Sport und Spiel im Kindergarten. Aachen: Meyer & Meyer.
- Zimmer, R. (2006). Alles über den Bewegungskindergarten. Freiburg: Herder.
- Zimmermann von, H. (1977). „Rehabilitation ‘77“. In E. Funke und G. G. Wendt (Hrsg.), Wege zur Prävention und Integration, (S. 193-206). Marburg/Lahn: Medizinische Verlagsgesellschaft.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1 - Bausteine des Leitfadens (Hübner, 2000, S. 53).....	22
Abb. 2 - Ablauf der Sportstättenentwicklungsplanung (Hartmann, 2000, S. 16).....	23
Abb. 3 - Planungsverfahren zum „Familienfreundlichen Sportplatz“ (Rütten, 2001, S. 323)	26
Abb. 4 - Ablauf kooperative Sportentwicklungsplanung (Eckl, 2008, S. 69)	29
Abb. 5 - Planungsschwerpunkte der verschiedenen Ansätze zur Sportentwicklung (Rütten & Ziemainz, 2009, S. 107)	30
Abb. 6 - Vorgehensweise der Integrierten Planung (Rütten, Schröder & Ziemainz, 2003, S. 17)	31
Abb. 7 - Beispiele für eine Operationalisierung von Kriterien für eine nachhaltige Sportstättenentwicklung (Roth, 2003, S. 25).....	37
Abb. 8 - Übersichtsplan Wien (MA66, 1985, Deckblatt)	50
Abb. 9 - Bezirkswappen. (Bezirksmuseum, 2010. Zugriff am 20.02.2010 unter http://www.bezirksmuseum.at/default/typo3temp/pics/88ecae0904.jpg)	51
Abb. 10 - Ein Plan von Rudolfsheim und Fünfhaus aus dem Jahre 1897 (Griebel & Niederkorn, 2005, S. 2).....	53
Abb. 11 - Eine Luftaufnahme der Schmelz aus dem Jahre 1925 (Griebel & Niederkorn, 2005, S. 25)..	54
Abb. 12 - Ursprüngliche Kleingartenanlage „Zukunft“ auf der Schmelz 1919 (Griebel & Niederkorn, 2005, S. 85)	55
Abb. 13 - Universitätssportzentrum Schmelz (Brenner, 1995, S. 30)	58
Abb. 14 - Übersichtsplan USZ1-3 (Lechner, 2007, Zugriff am 10.05.2010 unter http://sharepoint.hlechner.at/sites/hlztg/05_bilder/wbw222_usz.jpg)	61
Abb. 15 - geplantes USZ3 (Scheurecker, 2007, Zugriff am 10.05.2010 unter http://www.architektur-scheurecker.com/architektur/offbau/usz/1.htm)	62
Abb. 16 - ASKÖ Überblick (Werkstatt Grinzing, 2007).....	62
Abb. 17 - ASKÖ Gebäudelängsschnitt (Werkstatt Grinzing, 2007).....	63
Abb. 18 - ASKÖ Heimzimmer (Werkstatt Grinzing, 2007)	64
Abb. 19 - Radetzky-Kaserne Abbruchplan (Werkstatt Grinzing, 2006).....	65
Abb. 20 - Radetzky-Kaserne Neubauten (Werkstatt Grinzing, 2006)	66
Abb. 21 - Einschätzung durch Leitung, Mittelbau und Studenten (MA 18, 2008, S. 7).....	72
Abb. 22 - Lageplan des zukünftigen Campus (Werkstatt Grinzing, 2006)	80
Abb. 23 - Unterschiede ICIDH und ICF (Dinold, 2006, S. 3).....	95
Abb. 24 - Das Salutogenesemodell nach Antonovsky (Schüle & Huber, 2000, S. 33).....	97
Abb. 25 - Allgemeine Übersicht über die Zuordnung von Behinderungen (Kosel & Froböse, 1999, S. 20).....	97
Abb. 26 - Integration im und durch Sport (Kapustin, 1991, S. 247)	105
Abb. 27 - Stufen der integrativen Bewegungsangebote (Roithinger, Schwarz & Straka, 1994, S. 225)	105
Abb. 28 - Anzahl der Vereinsmitglieder des ÖBSV in den Bezirken Österreichs (Mössenböck, 2003, S. 80).....	113
Abb. 29 - Organigramm des ÖBSV (Mössenböck, 2003, S. 79).....	114
Abb. 30 - Zusammenhänge von Behinderungsarten und ihre funktionellen Störungen (Schüle, 2002, S. 93)	116
Abb. 31 - Spezifische Anforderungen an Sportstätten für Menschen mit Behinderung (Schüle, 2002, S. 94).....	117
Abb. 32 - Möglichkeiten der mot. Förderung. Veränderung zwischen Vor- und Nachmessung (Kunz, 1993, S. 82)	140
Abb. 33 - Vergleich der Untersuchungshälften. Veränderung der Sprungkraft. (Kunz, 1993, S. 83) .	141
Abb. 34 - Vergleiche der Untersuchungshälften. Veränderung der Handkoordination. (Kunz, 1993, S. 84).....	141
Abb. 35 - Entwicklungsverläufe der Untersuchungsgruppe in den fünf Messverfahren (Kunz, 1993, S. 85).....	142
Abb. 36 - Entwicklungsverläufe der Kontrollgruppe in den fünf Messverfahren (Kunz, 1993, S. 86) .	143
Abb. 37 - Möglichkeiten mot. Förderung – Veränderung zw. Vor- und Nachmessung (Kunz, 1991, S. 117).....	144
Abb. 38 - Vergleich der Untersuchungshälften – Veränderung der Sprungkraft (Kunz, 1991, S. 126)	144
Abb. 39 - Vergleich der Untersuchungshälften – Veränderung der (Reaktions-)Schnelligkeit (Kunz, 1991, S. 126)	145

Abb. 40 - Vergleich der Untersuchungshälften – Veränderung der Geschicklichkeit (Kunz, 1991, S. 126).....	145
Abb. 41 - Vergleich der Untersuchungshälften – Veränderung des Gleichgewichts (Kunz, 1991, S. 127).....	145
Abb. 42 - Vergleich der Untersuchungshälften – Veränderung der Körperkoordination (Kunz, 1991, S. 127).....	146
Abb. 43 - Optimale zeitliche Gestaltung – Veränderung zwischen Vor- und Nachmessung (Kunz, 1993, S. 87).....	147
Abb. 44 - Balancieren Vorwärts (Anzahl) (Krombholz, 2005, S. 100).....	150
Abb. 45 - Balancieren Rückwärts (Anzahl) (Krombholz, 2005, S. 100).....	151
Abb. 46 - Seitliches Hin- und Herspringen (Anzahl) (Krombholz, 2005, S. 101).....	151
Abb. 47 - Halten (sec) (Krombholz, 2005, S. 103).....	151
Abb. 48 - LDT Gesamt (Anzahl) (Krombholz, 2005, S. 105).....	152
Abb. 49 - Teufelskreis der Bewegungsbeeinträchtigung (Woll & Riek 1995, S. 14).....	155
Abb. 50 - Säulen der Bewegten Schule (Wimmer, 2006, S. 2).....	168
Abb. 51 - Wie wurde das Projekt aufgenommen? (Kühnhammer, 2004, S. 3).....	169
Abb. 52 - Was hat sich im Schulalltag verändert? (Kühnhammer, 2004, S. 4).....	169
Abb. 53 - Waren die Informationen neu? (Kühnhammer, 2004, S. 5).....	170
Abb. 54 - Werden die Ideen auch in Zukunft umgesetzt? (Kühnhammer, 2004, S. 13).....	171
Abb. 55 - Sollten weitere Fortbildungen auf Bezirks- und Landesebene angeboten werden? (Kühnhammer, 2004, S. 16).....	171
Abb. 56 - Matthiaßtest (Greier, 2007, S. 111).....	173
Abb. 57 - Liegestütz (Greier, 2007, S. 112).....	174
Abb. 58 - Stand and reach (Greier, 2007, S. 113).....	174
Abb. 59 - Sit up (Greier, 2007, S. 114).....	175
Abb. 60 - Einbeinstand (Greier, 2007, S. 115).....	176
Abb. 61 - Teilbereiche der Bewegten Schule (Müller & Petzold, 2006, S. 33).....	178
Abb. 62 - Mittelwert 20-m-Sprint (10-14jährige) (BMUKK, 1998, S. 11).....	190
Abb. 63 - Mittelwerte Standweitsprung (10-14 Jährige) (BMUKK, 1998, S. 12).....	191
Abb. 64 - Mittelwert Klimmzüge (10-14 Jährige) (BMUKK, 1998, S. 14).....	192
Abb. 65 – Mittelwert Bumerang-Lauf (10-14 Jährige) (BMUKK, 1998, S. 16).....	193
Abb. 66 - Mittelwert 8-min-Lauf (10-14 Jährige) (BMUKK, 1998, S. 18).....	194
Abb. 67 - Mittelwerte 20-m-Sprint – 10-14jährige Schüler (BMUKK, 1998, S. 11).....	196
Abb. 68 - Mittelwerte Standweitsprung – 10-14jährige Schülerinnen (BMUKK, 1998, S. 12).....	197
Abb. 69 - Mittelwerte Klimmzüge – 10-14jährige Schüler (BMUKK, 1998, S. 14).....	198
Abb. 70 - Mittelwerte Bumerang-Lauf – 10-14jährige Schülerinnen (BMUKK, 1998, S. 16).....	199
Abb. 71 - Mittelwerte 8-min-Lauf – 10-14jährige Schülerinnen (BMUKK, 1998, S. 18).....	200
Abb. 72 - Schüler und Studentenunfälle 2008 nach Schultypen (AUVA, 2009d, S. 18).....	206
Abb. 73 - Schüler- und Studentenunfälle 2008 nach Unfallort (AUVA, 2009a, S. 42).....	207
Abb. 74 - Schüler- und Studentenunfälle 2008 nach der Unfallart (AUVA, 2009b, S. 42).....	208
Abb. 75 - Unfallentwicklung (Kunz, 1993, S. 89).....	209
Abb. 76 - Unfallhäufigkeiten im Ausgangs- und Endniveau (Müller & Petzold, 2002, S. 158).....	210
Abb. 77 - Schadensfälle insgesamt (AUVA, 2009d, S. 10).....	211
Abb. 78 - Häufigste Unfallursachen 2008 (AUVA, 2009d, S. 16).....	212
Abb. 79 - Kosten von Sportunfällen nach Kostenarten (Weiß, 2008, S. 102).....	213
Abb. 80 - Nutzen sportlicher Aktivität: Vermiedene Kosten nach Kostenarten (Weiß, 2008, S. 110).....	214
Abb. 81 - Kosten/Nutzen von Sportausübung (Weiß, 2008, S. 112).....	214

Bösch Werner, Bakk.rer.nat.

Zur Person

* 1. April 1985
in Bregenz

Email: werner.b@cablenet.at

Berufserfahrung

- | | |
|---------------------|---|
| 05/2008 bis 06/2008 | EURO 2008 SA
Event Transport City Assistant Klagenfurt
Koordination des Personentransports in Klagenfurt |
| 09/2007 bis 04/2008 | Euro 2008 SA
Long-term Volunteer Volunteer Department Wien
Rekrutieren von Volunteers im Bereich Transport
Volunteerkoordination Teamworkshop der UEFA EURO
2008™ 12.-13. März 2008 |
| 02/2007 bis 05/2007 | Herwig Langer SportImPuls
Salespromotion und Lauf-Eventbetreuung |
| 10/2004 bis 05/2005 | Präsenzdienst beim Heer |

Ausbildung

- | | |
|---------------------|--|
| 10/2008 bis heute | Magister Studium für Sportwissenschaft
Universität Wien |
| 10/2005 bis 10/2008 | Bakk. Studium für Sportmanagement
Universität Wien |
| 10/2008 | Bakk. rer. nat. |
| 10/1999 – 06/2004 | HTL Bregenz
Abschluss: Matura

Ausbildungsschwerpunkt: Wirtschaftsingenieurwesen
Abschlussarbeit zum Thema „Diamantsägenprüfstand“ |
| 4 Jahre | Hauptschule, Kirchdorf |

Wien, Mai 2010

Armin Steinberger, Bakk.rer.nat.

Touristikkaufmann

Zur Person

* 13.Mai 1979
in Wien

Email: armin.steinberger@gmx.at

Berufserfahrung

Nov 01 – August 04	Assistent der Vertriebsleitung und Marketingleitung, Assistent der Vertriebsinnendienstleitung, bei der Thomas Cook Austria AG vormals Neckermann Reisen Österreich
März 00 – November 01	Kundenbetreuung Neckermann Reisen Österreich AG
1999 – 2000	Präsenzdienst

Ausbildung

3 Jahre	ZSU Wien Bakkalaureatsstudium „Sportmanagement“
5 Jahre	HLF Tourismusschule Krems inkl. Matura Ausbildungsschwerpunkt Tourismusmanagement Abschlussarbeit zum Thema „Sponsoring im Tourismus“
4 Jahre	Realgymnasium, Wien 21.
4 Jahre	Volksschule, Wien 21.

Kronberg, Mai 2010